

Princeton University Library



2101 067123164

3440
725

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

137

Paul Enderling

Fräulein

Roman



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Fräulein

Fräulein

Roman

von

Paul Enderling

1.-3. Auflage



Stuttgart und Berlin 1920
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten

Für die Vereinigten Staaten von Amerika:

Copyright, 1920, by J. G. Lotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Max Halbe
dem Dichter meiner Heimat

RECA 311

440
725
335

542680

Erstes Buch

Vorklang

(Sonnenabend abend)

Fräulein blickte zum Fenster hinaus, dem Abend entgegen, der von den Wiesen drüben über den braunen Fluß zum Bollwerk herüberkam und nun nach den Häusern griff.

Nun kommt die Nacht — dachte sie — die gute Nacht.

Ein paar Frauen unten plauderten noch miteinander und gingen dann in ihre Häuser. Von links, vom „Brausenden Wasser“ her, klang Singen aus einer Kneipe und die weiche, kurzatmige Musik einer Ziehharmonika. Auf einem der mit Obst und Fischen beladenen Rähne unten wurde der Leinwandplan herübergezogen.

Die Laternen blinkten auf. Ihr spärliches Licht betonte das wachsende Dunkel ringsum noch mehr. Es wurde still auf der Straße.

Auch im Görkeschen Hause war es nun still. Die Haustüre ging noch einmal und klappte dann zu. Der Oberlehrer war wohl nach Hause gekommen. Nun drehte sich ein Schlüssel im Schloß.

Auf dem Bollwerk unten gingen Matrosen

Arm in Arm mit Mädchen. Sie lachten und küßten. Und einer sagte: „Morgen ist Sonntag, Marzellchen. Da wollen wir in Ohra tanzen gehen!“

Wie lange habe ich nicht getanzt — dachte Fräulein — o, wie lange nicht. Damals bei Großmutter's goldener Hochzeit . . . ach, was war ich da für ein junges, dummes, glückliches Ding . . . Und jetzt bin ich vernünftig und denke an anderes. Ob ich überhaupt noch tanzen könnte?

Die Rähne am Bollwerk hoben sich und platschten schwer wie große Fische aufs Wasser: Dampfer kamen und pflügten das Wasser. Die Dampfer hatten zwei Augen, ein grünes und ein rotes. Zuerst kam ein kleinerer, der volle Ballen Rauchs aus dem Schornstein gegen die Häuser warf, ärgerlich schnaufend und heulend wie ein böses Tier.

Man sah, daß er voller Menschen war. Die kamen aus dem Heubuder Wald. Sie hatten guten Liefernduft geatmet einen halben Tag. Sie hatten am See gelagert oder waren in Booten darüber gefahren und hatten Mummeln gepflückt. Nun kamen sie heim, wohligh-müde von der Luft und dem Wandern über Moos und Kupfernadeln . . . Fräulein kam den ganzen Tag nicht aus dem Hause.

Ein großer Dampfer näherte sich. Zwei

Stagen bauten sich auf dem Verdeck auf. Er trompetete nur einmal schwer und fast feierlich in den Abend. Dann schwamm er still, gespenstisch, lautlos, leblos weiter. Wie eine Leiche, die von dem Wasser davongetragen wurde. Er kam von Hela, von dem einsamen, schmalen Sandland im Meer. Erika blühte da, und der scharfe Beizgeruch der Fischräuchereien zog durch die alte, lange Dorfgasse.

Fräulein sang eine kleine, sanfte Melodie vor sich hin.

Die Sterne flammten nacheinander am Himmel auf. Fräulein fielen die Augen zu vor Müdigkeit. Sie hatte den ganzen Tag zu laufen und zu arbeiten gehabt, überall vermisst, überall gerufen, überall zu gleicher Zeit. Aber sie riß die Augen tapfer auf.

Diese Stunde habe ich — empfand sie — ich darf mir von ihr nichts abhandeln lassen. Morgen früh ruft Frau Görke nach „Fräulein“, und Thea ruft nach „Fräulein“, und das Mädchen ruft, und die Kinder rufen, und mein armer Sinn ist mir zerstückt wie dem reinigen Gretchen. Und ich muß stillhalten und lächeln und „Ja, ja“ sagen, und was darüber ist, das ist vom Übel, denn ich bin als „Fräulein“ angestellt, bin etwas und nichts, tue alles, was ich kann, und noch einiges darüber. Denn ich kann ja so wenig — so wenig — —

Sie lehnte sich weit aus dem Fenster. Alles war nun still. Nur das Plätschern war zu hören, das ewige Zwiegespräch des Flusses mit dem Bollwerk. Rechts in der Ferne baute sich die wuchtige Silhouette des uralten Krantors ins Wasser. Dort war die Welt zu Ende.

Eine Uhr im Hause begann elf zu schlagen, schnell, eilig und übergeschäftig, als wolle sie den großen Brüdern den Rang ablaufen, die eben ihre dunklen, donnernden Stimmen von den vielen dunklen Türmen Danzigs erhoben. Die Glocken klangen, sangen und brausten, die vielen hundert Glocken der alten Stadt.

Ganz deutlich hörte Fräulein das Glockenspiel vom Rathaus.

„Nun ruhen alle Wälder — —“

Fräulein schloß den einen Fensterladen. Sie hatte Schmerzen im Rücken. Die hatte sie jetzt immer. Nächstens würde sie einmal ausspannen und ruhen müssen, so schwer es auch im großen Wirrwarr des Hauses gehen mochte.

„Es schläft die ganze Welt — —“

Fräulein schloß auch den anderen Fensterladen.

Nun kommt die Nacht — dachte sie — die gute Nacht, die alles gut macht ...

Sonntag

Sind die Strümpfe für Werner auch gestopft, Fräulein?“ fragte Frau Görte. Ihre Augen waren voll Angst. Wer sie nicht kannte, hätte Mitleid mit ihrer Sorge um Werner und seine Strümpfe haben müssen.

„Gewiß, gewiß,“ sagte Fräulein.

„Gott sei Dank,“ sagte Frau Görte, und ihre Augen wurden einen Schimmer freundlicher. „Diese Jungens zerreißen soviel. Man weiß wirklich nicht mehr, wo man alles hernehmen soll.“

Fräulein dachte an die vielen Schubladen voller Wäsche. Aber sie hütete sich, daran zu erinnern: Frau Görte wurde nicht gern daran gemahnt, daß sie eigentlich keine Sorgen zu haben brauchte. Es war die beständige Melodie ihres Lebens — dies Klagen und Stöhnen —, an die sie sich gewöhnt hatte wie der Müller an das Klappern seiner Mühle. Es wäre fast grausam gewesen, sie davon zu befreien.

Frau Görte hatte nie im Leben eine ernstliche Sorge gehabt. Als Tochter der wohlhabenden Sanders war sie durch eine behütete Mädchen-

zeit geplätschert, um den Ersten, der um sie anhielt, Großkaufmann Görke, zu lieben und zu heiraten. Ihr Bruder, der Philologe, wohnte bei ihr im Hause. Nie war eine ernstliche Krankheit in die Familie gekommen. Auch die alten Sanders waren an Altersschwäche gestorben — wie alle Sanders.

„Ja, die Strümpfe sind ja nun in Ordnung,“ begann sie noch einmal. „Es ist nur, weil Werner heute in die Kirche geht. Pastor Pawlowski predigt.“ Es war, als bestände ein innerer Zusammenhang zwischen Werners Strümpfen und Pastor Pawlowskis Predigt.

Fräulein lächelte. „Er ist schon ganz angezogen und wartet auf seine Mutter. Er sitzt ganz artig im guten Zimmer.“

„Ja, es ist ein braves Kind. Aber wer weiß, was später noch kommt. Man soll nichts verrufen.“ Und sie tat schnell, als spucke sie dreimal aus.

Fräulein wischte Staub.

„Nur ganz oberflächlich, Fräulein! Gestern ist ja alles gründlich vorgenommen worden.“ Aber sie sah doch nach, ob auf dem Klavierrücken nicht noch Stäubchen waren.

Das Mädchen kam. „Kann mir Fräulein nicht beim Spinat bißchen helfen?“

„Gewiß, gewiß.“ Fräulein legte den Staublappen weg. Das „Gewiß, gewiß“ sagte Fräulein

lein wohl hundertmal am Tag: es läutete immer eine neue Arbeit ein, in die sie aus einer anderen gerissen wurde.

Aber als sie über den Korridor ging zur Treppe, die in die Küche führte, rief eine helle Stimme: „Fräulein, Fräulein!“

„Ja, Fräulein Thea?“

„Helfen Sie mir doch, bitte. Ich glaube, eine Rüsche ist mir losgegangen.“ Und Fräulein ging zu Thea Görte, die in ihrem hellblauen Sonntagkleid da stand und sich drehte. „Ist das hier richtig am Kragen?“

Fräulein war schon mit Nadel und Faden bei der Arbeit.

„Gehen Sie auch in die Kirche, Fräulein?“

„Ich habe keine Zeit. Sie wissen ja.“

„Aber dazu muß Ihnen Mama Zeit lassen. Setzen Sie sich nur auf die Hinterbeine!“ Und lachend schnitt sie dem hohen, schmalen Spiegel zwischen den Fenstern Grimassen.

„Ich komme schon noch mal dazu. Holen Sie die Zimmermannschen Damen ab?“

„Ja. Und nach der Kirche geht's zu Tante Jahr. Sie wissen, die Konditorei: Apfelmuchen mit Schlagsahne. Wissen Sie was, ich bringe Ihnen einen mit.“

„Wir wollen sehen, Fräulein Thea.“

„Sie glauben mir wohl nicht?“ Thea war groß im Versprechen. Aus den Kuchen, die sie

Fräulein versprochen, aber nicht mitgebracht hatte, ließ sich gut und gern eine Konditorei ausstatten.

„Ich warte ab, Fräulein Thea. So, nun ist's fertig.“ Sie wollte fort.

Aber Thea hielt sie fest. „Fräulein — bin ich eigentlich hübsch? Die Gerda findet's und die Mia auch. Aber wenn ich auf Mama höre, möchte ich meinen, ich sei eine Hexenausgeburt.“

„Frau Görke will keine Eitelkeit züchten.“

„Eitelkeit“, sagte Thea eindringlich, fast in dozierendem Ton, „ist für uns Mädchen ebenso notwendig wie den Männern ihr Examen. Wir haben alle Prüfungen zu absolvieren. Und von dem Ergebnis hängt unsere Zukunft ab. — Ist's nicht so?“

„Stammt das von Ihnen?“

„Nein. Von Onkel Otto.“

„Darum. Es klang doch ganz nach ihm.“

Und beide blickten unwillkürlich nach oben, wo der Oberlehrer Otto Sanders lebte, einsam im Wirrwarr des Görkeschen Hauses, ein lächelnder Philosoph inmitten der Weltkinder. Und die Augen der beiden jungen Mädchen bekamen einen warmen Schimmer.

„Fräulein, ich muß Ihnen noch etwas gestehen. Ihnen allein kann ich's anvertrauen —“

„Nun, was denn?“

„Ich habe eine Dummheit gemacht.“

„Schon wieder?“

„Ja, schon wieder.“ In einer Anwendung freundschaftlichen Gefühls legte sie beide Arme um Fräuleins Hals. „Schon wieder.“ Aber sie brachte nicht heraus, was für eine Dummheit es gewesen.

„Verliebt?“ fragte Fräulein endlich leise.

„Nein, viel schlimmer.“

Fräuleins Augen wurden groß vor Schreck.

„Ja, aber was ist's denn?“

„Ich habe wieder einen verliebt gemacht. Das heißt, ich glaub's, daß er nun bis über beide Ohren verliebt ist. Ich bin doch eine fidele Raze, nicht wahr?“

Fräulein fragte nicht, wer es sei. Thea erlebte oft solche Dinge. In jedem Monat gab es solch ein Bekenntnis. Jrgend ein Unbekannter war ihr dann bis vors Haus gefolgt, um erst Rehr zu machen, wenn sich die große, schwere Görtlesche Haustür zwischen ihn und das Abenteuer legte. Dann sang Thea stundenlang und lachte vor sich hin. „Er war zu drollig,“ — hieß es dann — „und auf der Promenade hat er mich angesprochen. Und ich hab' nichts gesagt, nur meine süßen Augen habe ich gemacht.“ Und sie stand hinter den Fenstergardinen und ahmte den Unglücklichen nach, der draußen auf und ab ging.

„Diesmal ist es ernster, Fräulein,“ begann Enderling, Fräulein. 2

sie nach einer Weile. „Denn er verkehrt bei uns.“

„Wer?“

„Er! Ich mag Ihnen den Namen nicht nennen. Es ist zu dumm. Aber ich hatte solche Langeweile, und er war eigentlich rührend in seiner Dummheit.“

„Dann war's aber nicht recht von Ihnen, Fräulein Thea.“

Thea warf den Kopf in den Nacken. „Ich muß es vor mir selbst verantworten. Und es tut mir auch nicht leid.“

„Ja dann —“

„Es war am Donnerstag im Jäschentaler Wald. Wir kamen vom Tennis. Nein, ich weiß gar nicht, was in mich gefahren war. Ach, ich bin manchmal so lebenslustig.“ Thea reckte sich und lachte eine Tonleiter herauf und herunter. Plötzlich wurde sie ernst. „Und nun hat er geschrieben!“

„Heute?“

„Gestern. Er murmelte von Anhalten und Verlobung. Und nun habe ich gleich abgeschrieben.“

„Der Arme,“ sagte Fräulein.

„Bemitleiden Sie ihn? Bemitleiden Sie lieber mich. Denken Sie doch, welche Unannehmlichkeiten für mich daraus entstehen!“

„Unannehmlichkeiten? Aber, wenn Sie doch abgeschrieben haben . . .“

„Ja, aber Sie kennen doch meine Berstreuthheit. Pfui Pudel, ich kann mir das nicht abgewöhnen. Ich habe vergessen, den Brief abzusenden.“

Fräulein sah sie mit so ehrlichem Entsetzen an, daß Thea lachen mußte: „Ach, es wird schon nicht so schlimm werden.“

Aus der Tiefe des Hauses klang es herauf: „Fräulein!“

„Sie sehen, ich muß an die Arbeit.“

„Ach Gott, ja, es ist ja schon viertel zehn. Ich muß Gerda noch abholen. Und die Kirche fängt so pünktlich an.“

Fräulein ging die Treppe empor. Im Vorbeigehen blickte sie in die Wohnstube der jungen Frau Franzius.

Werner, der Elfjährige, saß dort steif und rechtwinklig auf einem Stuhl und wartete. Er sah aus, als wäre er auf dem Stuhl angefroren. Seine kleinen, wasserblauen Augen waren das einzige Bewegliche an ihm. Sie wanderten beständig durch das ganze Zimmer und blieben nun fragend auf Fräulein haften.

„Paß hübsch auf, Wernerchen, in der Kirche, ja? Und erzähle nachher, was Pastor Pawlowski gesagt hat!“

„Ja, Fräulein!“ sagte er langsam und deutlich. Es kam heraus wie aus einem Automaten, in den man zehn Pfennige hineinsteckt und der dafür die drei Silben spricht.

„Adieu, Werner! Die Mama kommt schon.“

Frau Franzius kam. Werner stand vom Stuhl auf. Er hatte etwas merkwürdig Mathematisches in seinen Bewegungen. Man dachte unwillkürlich an rechte Winkel, gerade Linien und dergleichen.

Frau Franzius sagte langsam: „Sie sollten auch einmal in die Kirche gehen, Fräulein!“

„Ich habe so wenig Zeit.“

„Dazu muß man immer Zeit haben,“ sagte sie kalt und zog ihre Handschuhe an. Ihre Handschuhe waren von vorbildlicher Eleganz. Es war der einzige Luxus, den sie sich leistete. Er ersetzte ihr Schmuck und Seide. Ihre Handschuhe stachen oft seltsam gegen die ungewählten Kleider ab, die immer etwas nach „Ausverkauf“ oder „Gelegenheitskauf“ ausfahen.

„Komm, Werner, und halte dich gerade!“

Beide gingen. Ein paar Minuten später jagte Thea die Treppe herunter, mit fröhlichem Lachen Fräulein zuwinkend.

Sonderbar, wie verschieden beide Schwestern sind, dachte Fräulein; oder ist es die Ehe, die Frau Franzius so verändert hat?

Frau Dora Franzius war acht Jahre älter als ihre Schwester Thea, und sie hatte früh geheiratet. Aber diese Ehe konnte keinen sehr bestimmenden Einfluß auf ihren Charakter ausgeübt haben. Denn diese Ehe bestand seit Jahren nur noch dem Namen nach.

Ihr Mann, der Ingenieur Franzius, war fast immer außer Landes. Er hatte eine Reihe kleiner, aber wichtiger Bahnen gebaut. Jetzt war er in den deutschen Kolonien. Seit Jahren nahm er nur solche Aufträge in der Ferne an: seit dem Tage, da der alte Görke ihm vorgerechnet, wieviel er schon für ihn und seine Familie getan hatte. Von da an nahm Ingenieur Franzius nur die höchstbezahlten Aufträge an, gleichviel aus welchem Erdenwinkel sie winkten.

Die Verwandten sagten: „Er verdient dort das Doppelte wie hier“ und hießen sein Tun gut. Nur der alte Görke, unzufrieden mit dem selbständigen Entschluß seines Schwiegersohns, der ihm etwas rebellisch erschien, murrte: „Er ist ein unruhiger Geist und wird nicht eher ruhen, bis die Neger ihm seinen Dickhädel eingetrieben haben. Das kann er aber doch bequemer hier auf dem Fischmarkt oder in Schidlik haben.“ In Schidlik waren die öffentlichen Tanzlokale, wo des Vergnügens mitternächtlicher Schluß meist in Schlägereien und Messerstechereien ausartete. Die unverheirateten Tanten flüsterten: „Er reißt vor seiner kalten Frau aus.“ Der Oberlehrer sagte: „Er will uns nichts schuldig bleiben; er weiß, daß die Familie immer der schlimmste Gläubiger ist.“

Frau Franzius sprach, wenn auf ihren Mann

die Rede kam, immer in kühlen, gemessenen Ausdrücken, halb anerkennend, halb verweisend.

Sein Bild stand in einem großen Rahmen auf dem ovalen Tisch der guten Stube, hinter dem großen Photographiealbum. Es war ein scharf markiertes Gesicht mit forschenden Augen unter ediger Stirn.

Alle zwei Jahre kam er zu Besuch. In der übrigen Zeit sandte ihm seine Frau zu jedem seiner Geburtstage die neueste Aufnahme von sich und den Kindern. Das war seit Jahren fast der einzige Zusammenhang zwischen Ingenieur Franzius und seiner Familie.

Fräulein begriff diese Ehe nicht.

Fräulein begriff so vieles nicht im Görtschen Hause . . .

Sonntagsstille zog ein.

Fräulein puhte in der Küche Spinat und dachte darüber nach, wer wohl die neueste Eröberung Theas sein mochte. Wenn es ein Bekannter war, konnte es auch einer von den Lehrern sein, die der Oberlehrer eingeführt hatte. Vielleicht auch einer der Kaufleute, die auf dem alljährlichen Hausball tanzten und die kalten Büfetts stürmten. Ach, es lohnte sich nicht, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Es war wohl nur wieder so ein Hirngespinnst Theas, wie so oft. Wie so oft.

Frau Görte kam in die Küche, sorgenvoll um

sich blickend. Sie hatte das dunkle Gefühl, überall betrogen zu werden, wo sie nicht war; unerhörte Verschwendung wurde hinter ihrem Rücken getrieben. Sie traute weder Fräulein noch dem Mädchen einen Betrug zu; aber im Unterbewußtsein saß stets die Empfindung, aufpassen zu müssen, wenn nicht alles drunter und drüber gehen sollte.

Es war wohl das Erbteil von ihren Großeltern her, die in zäher Sparsamkeit ihr Vermögen erworben hatten, jeden Groschen vorsichtig anfassend, als wäre er heiß.

„Achten Sie mir darauf, daß nicht zuviel verloren geht, Fräulein!“

„Gewiß, gewiß.“

Es klingelte scharf und laut.

„Ach Gott, wer ist denn das schon wieder?“ Sie sah so verzweifelt aus, als erwarte sie die Einquartierung feindlicher Soldaten.

Fräulein sah auf die Küchenuhr. „Es ist erst zehn. Fremder Besuch kann es also nicht sein.“

„Wenn es nur nicht Tante Berta ist! Sie hält einen immer so schrecklich lange auf.“

Sie öffnete die Türe. Es war Tante Berta. Sie kam immer zu ungelegener Zeit. Vormittags in die Vorbereitungen zum Essen oder kurz vor einer Gesellschaft, zu der sie nicht geladen war, oder zu der Stunde, in der Frau

Görke sich etwas Ruhe gönnte. Sie hatte einen angeborenen Instinkt, zu stören.

Dabei war sie nicht ungefährlich. Ihre lauerten Augen sahen böse in die Welt, und wenn ihre zusammengetrissenen Lippen sich öffneten, war zehn gegen eins zu wetten, daß eine unliebsame Überraschung zutage kam. Frau Görke vermied es längst, sie ohne Bewachung mit Familienmitgliedern sprechen zu lassen. Ihre Taktlosigkeiten waren berühmt im Kreise der Familie.

„Guten Morgen, liebe Berta! Komm nur herein!“ Frau Görke führte sie in die gute Stube, mit ergebener Miene, wie man Kriminalbeamte führt, die die Wohnung besichtigen wollen.

Tante Berta schlug ihre buntgemusterte Mantille zurück. „Hab keine Angst! Ich bleibe nicht lange. Aber ein Viertelstündchen wirst du mir wohl widmen können.“

„Kann ich dir nicht etwas anbieten? Ein Gläschen Portwein vielleicht?“

„Aber nein, Minna, zu so früher Stunde kann ich das Zeug gar nicht vertragen.“

„Ach ein Gläschen.“

„Nun, wenn du schon dabei bist —“

Es war der übliche Eingang jedes ihrer Besuche, dieser Kampf um „das Zeug“, das sie dann mit der listigen Lüfternheit eines Igels schlürfte. Sie hätte es auch schwer übel ge-

nommen, wenn man sie ganz trocken hätte darsitzen lassen.

Frau Görke verfolgte jede Bewegung Tante Bertas mit Argwohn und Angst. Was würde sie wieder haben? Denn daß sie etwas hatte, war klar. Sie saß viel zu sicher und überlegen da.

„Liebe Minna, was ich dir sagen wollte —“

Frau Görke schlug das Herz bis zum Halse. Was würde nun kommen? Warum spannte sie sie jedesmal — aber auch jedesmal — auf die Folter?

„— Ist Thea zu Hause?“

„Nein, sie ist zur Kirche.“

„Zur Kirche? Hm, wenn sie nur nicht nach Täschkental hinaus ist —“

„Wie meinst du das?“

„Nun, im Täschkentaler Wald ist es doch so schön und amüsierlich.“ Tante Berta spielte mit ihrem Gegenüber wie eine alte, erfahrene Katze mit einer armen Maus.

„Aber Berta, rede doch nicht solchen Unsinn! Was sollte Thea Sonntagvormittags draußen im Wald?“

„Das wird sie dir nicht verraten, liebe Minna; ebensowenig, wie sie es mir verraten hat. Aber vielleicht weiß es der Herr Gymnasiallehrer Henning.“

„Henning, der kleine Dide?“

„Ja.“

„Berta, was ist mit ihm?“

Endlich bequemte sich Tante Berta zum Erzählen.

Thea war mit dem Gymnasiallehrer gesehen worden, wie er ihr am Waldhäuschen die Hand und den Arm bis zum Ellbogen geküßt hatte. Und sie hatte sich nicht gewehrt, bewahre, vielmehr gelacht und ihn auf jeden Fall mehr verlockt als vertrieben. „Und dabei ist er vor kurzem noch Kandidat gewesen und erst diese Ostern richtig Lehrer geworden,“ schloß sie ihren Bericht.

Frau Görke schlug die Hände zusammen: „Wenn nur mein Mann nichts erfährt!“

„Aber man wird es ihm doch sagen müssen.“ Tante Berta war vollgefogen voll Entrüstung. „Er als das Haupt der Familie muß doch wissen —“

„Ach Berta, das verstehst du nicht.“ Und sie goß, um nur etwas zu tun, ihr ein neues Glas Portwein ein.

Eine Weile hörte man nur das kleine Schlüchtern und Glucksen in Tante Bertas Kehle. Eine Fliege stieß summend an die Scheiben. Das Luten eines Dampfers klang von weitem herüber. Alles war so sonntäglich still und feierlich...

In diese Stille fiel plötzlich die Frage der Tante: „Bist du eigentlich mit deinem Fräulein zufrieden?“

„O ja. Sie ist bescheiden und fleißig.“ Frau Görke blickte mißtrauisch auf die Fragerin.

„Es ist doch eigentlich eine riskante Sache, Minna.“

„Aber warum denn?“

„Gott, ein junges, hübsches Mädchen zu Mann und Sohn setzen . . .“

Frau Görke schrie auf: „Berta, was du einem aber auch ins Ohr zu setzen verstehst!“

Tante Berta war beleidigt. „Es ist das Unglück der Leute, wenn sie nicht hören wollen. Dann müssen sie fühlen.“ Und sie trank den letzten Rest des Portweins aus und rauschte davon.

Im Grunde war sie zufrieden: sie hatte eine Nachricht überbracht, die noch niemand in der Familie wußte und die wie Sprengpulver wirken mußte.

Sie hatte ihre Sonntagsfeier weg . . .



In der Wohnstube lag der alte Julius Görke bäuchlings der ganzen Länge lang auf dem Fußboden.

Unter ihm lagen Bogen, bedeckt mit einem genealogischen Baum, an dessen Ästen und Seitenästchen Täfelchen angezeichnet waren.

Mit halblauter Stimme las er Namen, Geburtsnamen, Stadtnamen, Ordensauszeichnungen. Seit hundert Jahren hatte er die

Familie Görke mit ihren Verzweigungen da unter sich — wenigstens das, was er herausgefunden hatte. Nach seiner Methode war man mit der ganzen Provinz verwandt.

Keiner in der Familie glaubte an diesen Stammbaum. Aber jeder hörte andächtig zu, wenn Julius Görke wieder einen Verwandten irgendwo entdeckt hatte. Dies war die einzige Romantik seines sonst so prosaisch nüchternen Daseins; was in ihm an Phantasie vorhanden war — viel war es nicht —, arbeitete hier und ging wunderliche Wege. Kein Mensch war, wenn diese Stimmung ihn überkam, sicher davor, von ihm nach dem Namen der Großmutter und nach anderen Verwandten ausgeforscht zu werden, die vielleicht irgendwo zu einem Görke Beziehungen hatten.

Es war sein großer Kummer, daß keine Ahnengalerie aufzuweisen war. Ringsum in der Heiligen Geistgasse, in der Langgasse, am Langen Markt, in der Frauengasse — überall saßen die alten Patriziergeschlechter, die in schweren verschnörkelten Rahmen ihre Ahnen an den Wänden hatten. Die Görkes hatten allezeit anderes zu tun gehabt, als sich malen zu lassen . . .

Frau Görke trat ein.

„Julius, hast du denn nicht gehört? Doktor Henning ist da!“

Er zeichnete ruhig weiter sein Täfelchen. „Ich habe nämlich herausgefunden, daß die Kusches in Luchel mit uns verwandt sind,“ sagte er endlich, als sei das die Antwort auf ihre Frage. „Durch die Lunizens sind sie mit uns verwandt, die von Tafel G IV, weißt du. August Louis Luniz war in erster Ehe mit einer Rosa Kusche verheiratet.“

Sie rang die Hände. „Ich hab' dir den guten Rock hingelegt, Julius. Du mußt jetzt herauskommen. Der Henning wartet schon lange. Ich glaube, er will um unsere Thea anhalten.“

Görke erhob sich. „Gut, gut. Er kann aber ruhig warten. Er ist noch jung.“

„Undbürste dir die Kniee ab!“

Draußen ging sie zu Fräulein. Ihr trauriges Gesicht sah noch um eine Schattierung trauriger aus. „Er hat wieder den Familiensimmel!“ Sie hatte all diese weitläufige Verwandtschaft immer im Verdacht, daß sie irgendwie Ansprüche auf das Görkesche Vermögen machen könnte.

Fräulein überhörte den Ausruf und fragte: „Soll ich Thea abholen?“

„Ja, gehen Sie doch zur Marienkirche. Thea geht sonst noch mit Gerda mit. Sagen Sie ihr, daß Herr Henning gekommen ist. Er kommt ein bißchen früh am Tage. Ach Gott ja, wenn man auf Freiersonnen ist!“

„Gewiß, gewiß.“ Fräulein fuhr in ihr

Jackett. Als sie schon in der Türe war, rief Frau Görke sie nochmals zurück.

„Meinen Sie, daß es ein Glück für Thea ist?“

Fräulein lächelte: „Wenn sie ihn lieb hat?“

„Ach Gott, er ist Gymnasiallehrer. Mit der Zeit wird er es wohl bis zum Oberlehrer bringen oder zum Professor. Aber viel Gehalt kriegen sie doch nicht. Oder erst, wenn sie alt und grau sind. Ich weiß es von meinem Bruder.“ Frau Görke war dicht daran, in Tränen auszubrechen.

„Nun, verhungern werden sie ja nicht.“

„Das sagen Sie so, Fräulein.“

„Und Herr Görke kann ja glücklicherweise nachhelfen —“

Frau Görke fuhr zusammen, als stünde schon einer, mit der Pistole in der Hand, mitgiftfordernd vor ihr. Sie hatte einen ehrlichen Schrecken bekommen.

Die Uhr schlug elf.

„Es ist Zeit,“ sagte Fräulein, „sonst treffe ich Thea nicht.“

„Ja, gehen Sie nur!“

Frau Görke ging zu dem Bewerber zurück.



Drinnen in der guten Stube stand Doktor Henning einsam an dem grünen Plüschsessel. Einmal hatte er den Versuch gemacht, sich

zu setzen. Dann war er aber, wie auf etwas Verbotenem ertappt, emporgefahren.

Auf dem Nußbaum-Vertikow stand ein Fächer mit Photographien. Vorne war Theas Bild.

Henning nahm das Bild vorsichtig heraus. Ein klein bißchen Staub wirbelte aus den Falten des Fächers.

Thea saß in einem Sessel, die Beine übereinandergeschlagen, ein Buch im Schoß, die Augen lachend auf den Beschauer gerichtet.

Hennings rosiges, gutes Jungengesicht errötete tief. Wie fein war die Linie der Nase und wie voll war ihr Haar und wie . . . schön . . . war . . . der Mund . . .

„Ich will dich immer lieb haben,“ sagte er leise. „Immer.“

Schnell stellte er das Bild zurück, als sich Schritte näherten.

Julius Görke trat ein. Etwas zerstreut bot er ihm die Hand. Die Linke hielt einen Notizblock. Julius Görke war in Gedanken noch bei den Familientafeln des Stammbaums.

„Wie heißt Ihr Vater?“

„Rudolf Alexander Henning.“

Görke notierte. Hennings Gesicht trug den Stempel aufrichtigster Verwunderung.

„Was ist er?“

„Tot.“

„Also: was war er?“

Henning wurde sichtlich verlegen. „Kataster-assistent,“ sagte er leise und setzte dann schnell, da er Befremden zu bemerken glaubte, hinzu: „Er stand dicht vor der Beförderung zum Katastersekretär, als er starb.“ Es klang wie eine Ehrenrettung des Verstorbenen.

„Und Ihre Mutter war was für eine Geborene?“

Henning schwitzte Angst. In aller Verwirrung kam er nicht darauf.

Frau Görke trat herein und erlöste ihn.



Als Fräulein an der Beutlergasse anlangte, strömten die Kirchgänger aus der Oberpfarrkirche zu Sankt Marien.

Fräulein grüßte nach allen Seiten. Görkes hatten so viele Bekannte.

In starkem, ununterbrochenem Strom quoll es aus dem schmalen gotischen Seitenportal der Kirche auf die Straße. Die letzten Klänge der Orgel fluteten heraus, die drinnen die mächtigen Hallen mit ihrem Schall füllte. Ein Stückchen Heiligkeit und Frömmigkeit zitterte so noch über die Straße, in der sich mit eiliger Geschäftigkeit die Läden geöffnet hatten.

Thea kam mit Gerda Arm in Arm.

„Wollen wir auf den Langen Markt zur Militärmusik? Oder zu Tante Jahr?“

„Beides,“ entschied Gerda.

„Du bist ein geniales Hundchen. Komm!“
Und beide schwenkten in großem Bogen über die Straße zu dem alten, hohen, schmalen Haus, in dem sich zu ebener Erde die Konditorei befand. Um sie herum schwirrten die abgerissenen Worte der Unterhaltungen: „Hast du den kleinen Referendar gesehen? Er ist wieder im Assessor durchgefallen . . . Ach du liebe Güte, bei dem Tag in einer Boa . . . Schön hat er wieder gesprochen, der Pastor . . . Zieht es an Ihrem Platz auch so? Ich miete mir nächstens einen anderen . . . Und die Orgel, ich bitte Sie, die Orgel, ist sie nicht eigentlich das Schönste am Gottesdienst? . . . Nun muß ich aber fort. Meiner Anna kann ich fast gar nichts anvertrauen . . . Und ich meine doch, daß der Konsistorialrat besser spricht . . .“

Fräulein hatte Thea entdeckt, gerade beim Eingang in die Konditorei. Sie erzählte von dem Besuch, der sie zu Hause erwartete.

„Au fein,“ sagte Gerda, „da gibt es bald eine Verlobung! Aber können Sie nicht sagen, Sie hätten uns nicht getroffen? Er kann doch warten!“

„Nein,“ entschied Thea nach kurzem Nachdenken. „Da hilft alles nichts. Mama weint sonst. Und Papa ist ja auch zu Hause. Adieu.“

„Adieu, Kleines. Und ich komme nachmittags und frage nach. Ich bin riesig gespannt.“

Als sie durch das Grüne Tor auf die Langebrücke einbogen, sagte Thea: „Wissen Sie, wie die Schüler den Henning immer nennen? Das Marzipanschwein. Da werde ich also —“

Fräulein blieb stehen.

„Ja, aber Fräulein Thea, wenn Sie so von ihm denken, — nehmen Sie ihn doch nicht!“

„Das wird nicht allein von mir abhängen, fürchte ich.“

„Von wem denn sonst?“

„Sie kennen Papa und die Familie noch immer nicht.“

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her.

Plötzlich, kurz vor dem Hause Görke, sagte Thea: „Wollen Sie ihn nicht lieber nehmen, Fräulein?“

Und sie lachte über Fräuleins verduhtes Gesicht so hell, daß sich die Spaziergänger umdrehten.

Die glückliche Braut

Fräulein ging zu den Verwandten ringsum in der Stadt.

Julius Görke hielt darauf, daß die Familie sprach, bevor die Heirat zustandekam.

„Die Familie“ war das Ding an sich im Görkeschen Hause. Der Oberlehrer, der diesen Gefühlen wenig verständnisvoll gegenüberstand, sprach in Anlehnung an das Friederizianische Wort vom „Rader Familie“.

Hätte man Görke gefragt, wer denn eigentlich „die Familie“ sei, hätte er seinen Stammbaum mit den vielen Tafeln gezeigt oder die in der Stadt wohnenden Verwandten aufgezählt. Wäre er ehrlich — auch gegen sich selber — gewesen, hätte er nur auf sich deuten dürfen. In ihm kristallisierte sich die Familie. Der Görkesche Familienbegriff war ein absolutistischer Begriff.

Bisweilen fühlte er dunkel, wie töricht und abwegig dies alles war, dies Suchen nach verstorbenen oder irgendwie noch auffindbaren Görkes und deren Seitenlinien. Denn die

Görtes waren allezeit robuste Prosamenschen gewesen; sie hätten gelacht, wenn man ihnen vorgeschlagen hätte, Handschriftliches für die einstige Familiengeschichte aufzuzeichnen. Vielleicht war es auch noch gar nicht so lange her, daß sie — schreiben konnten.

Jedenfalls war es keinem geglückt, durch absonderliche Heldentat, verzwickt-geschicktes Diplomatisieren oder sonstwie berühmt zu werden; ihre Namen waren in dem großen, dunklen Strom versunken, in dem die Müllers und Runzes versinken.

Nur einen hatte der Scheinwerfer der Zeitgeschichte für einen Augenblick grell beleuchtet: einen Joachim Görte, der eines Münzfälschungsversuchs bezichtigt und eine Weile eingesperrt gewesen war, ehe man ihn laufen ließ, — und gerade den unterschlug Görte in der Familientafel . . .

Fräulein ging leichten Schritts und wohlgenut. Der Wind war lau und voll Blütenduft. Gassenjungen saßen an den Rinnsteinen und warfen Blechstüchchen an die Häuser; sie „panschten“ und schrieten wie losgelassene junge Hunde.

Fräulein ging durch die schmale Tobiasgasse, durch die sich die Elektrische hindurchzwängte. Hier war das Haus, das dem alten Schiffskapitän gehörte, den niemand außer seiner alten Haushälterin seit Jahren gesehen hatte und der

nur Fische aß, die schon rochen. Und das zweite Gesicht sollte er haben: Jedes Begräbnis in der Nachbarschaft prophezeite er acht Tage vorher. Die Kinder machten scheu einen Bogen um das düstere Haus.

Und hier durch das Hoftor sah man jenseits eines Rasenstückchens das Haus mit der Galerie, wo die alten Spittelweibchen mit nickenden Köpfen saßen und mit schwachen Augen die Maschen in den Strümpfen zählten.

Nun war sie auf den „Dämmen“ und ging auf den dunklen Massenbau der Marienkirche zu, die dort unten das Bild gewaltig und rücksichtslos abschloß. Die ihr zugekehrte Seite des vieredigen Turms lag im Schatten. Aber auf dem blaßblauen Grund des Himmels hoben sich die Backen und Zinnen und Spitzen der Seitentürme scharf ab. Und ganz deutlich sah sie hoch oben weiße Tauben.

Stand nicht jemand oben auf der Plattform des Turms? Nein. Es war nichts zu erkennen. Sie hatte sich in den Monaten, die sie hier in der Stadt war, immer vorgenommen, den Turm zu besteigen und in die Weite . . . in die Weite . . . zu blicken. Häuser, Türme, Wiesen, Wälder, Höhen, die Weichsel, die Ostsee . . .

Sie war nie dazu gekommen, wie zu so vielem nicht.

Ach, es war wohl auch besser, unten zu bleiben

und den Blick und die Sehnsucht von Mauern einfangen zu lassen. Der Blick in die Weite war für Wesen gut, die fliegen konnten.

Fräulein bog an der schwarzen Kapelle in die Heilige Geistgasse ein und trat in ein Haus, dessen Erdgeschoß ein Spielwarenladen einnahm.

Auf einer schmalen, gewundenen Treppe ging es empor. Je höher sie kam, desto dunkler wurde es. Aber Fräulein kannte den Weg gut und die Namen gut, die auf den Schildern an den Türen standen.

„Christiane Görke“ mußte hier stehen. Fräulein zog an einem Porzellangriff, und eine blecherne Klingel schepperte laut, ohne aufhören zu wollen. Sie schepperte noch, als die Türe sich bereits handbreit geöffnet hatte und eine tiefe Stimme fragte: „Wer ist da?“

„Ich suche Sie, liebes Fräulein Görke.“

Die Türe ging nun ganz auf, und im Schein eines winzigen, stinkenden Petroleumlämpchens sah man eine große, knochige Frauenfigur.

Fräulein trat ein. „Sie möchten am Mittwoch zu uns kommen, Fräulein Görke. Zum Abendessen und Familienrat.“

„Aber kommen Sie doch herein und nennen Sie mich Tante Tindchen wie die anderen auch. Haben Sie übrigens schon Kaffee getrunken, Fräulein?“

Fräulein lachte etwas und bejahte eifrig.

Mit diesem Raffee hatte es eine besondere Bewandnis. Tante Tine bekam alljährlich von einem Kolonialwarenhändler, der einmal in Junggesellentagen bei ihr zur Miete gewohnt hatte, ein Paket Raffee und einen Zuckerhut. Tante Tine schwor, daß er sie heiß geliebt und vor Entfagung ganz „dwatsch“ geworden sei: Er saß mit einer sechsköpfigen Familie schwer verheiratet in Stettin.

„Er hat mich wahrhaftig geliebt,“ pflegte sie zu sagen. „Nur Entfagung beweist die wahre Liebe.“

Tante Tine verfügte über ein riesiges, massives Knochengestell, und wenn sie lachte, sah man Pferdehäne, groß und gelb. Tante Tine lachte gern und oft . . .

Der Zuckerhut stand in einer Ecke ihres Schlafgemachs. So hütete sie ihren Schatz auch nachts. Der Zucker und der Raffee wurden aufgespart und eingeteilt, daß es das ganze Jahr über vorhielt. „Haben Sie schon je besseren Zucker gegessen? Und dies Aroma des Raffees!“ Den Besuchern standen die Haare zu Berge, wenn sie zum zweitenmal bei Tante Tine zu Raffee geladen wurden . . .

Thea lachte jedesmal, daß man sie auf den Rücken klopfen mußte, wenn sie von Tante Tine kam. Der alte Görte liebte es nicht, wenn über

seine alte Cousine gelacht wurde. Aber er kniff dann doch ein Auge zusammen und fragte so nebenbei: „Welches Aroma hat denn jetzt ihr Kaffee?“ Dann lachte sogar seine Frau. —

Tante Lina war gegen die Verlobung. Henning war ihr nicht romantisch genug. „Ein bißchen Romantik muß dabei sein. Denn sonst — was hat eine Frauensperson sonst vom Leben? Er ist so pausbäckig wie ein Christengel. Du liebes Gottchen, was hat das Gör, die Thea, von ihrer Verlobung!“

Und in raschem Gedankenschwung kam sie auf ihren Freund in Stettin zu sprechen: „Er war groß und hatte einen blonden Schnurr- und Rinnbart. Die Mädchen sagten immer, er sehe wie Gustav Adolf aus ... Und breitschultrig war er, und einen halben Zentner hob er mit einer Hand. So.“ Sie hob den Pompadour keuchend in die Höhe ...

Fräulein lachte noch auf der Straße.



Fräulein fuhr mit der Elektrischen zu Siedemanns. Die wohnten in der Niederstadt in einem Eckhaus der Großen Schwalbengasse.

Es war das letzte Fachwerkhaus der Gegend. Der Zaun herum, der Schuppen, der Garten und der Hofhund, das alles war noch Erinnerung an die Zeit, als alles ringsum Land war und das

Haus, jetzt das kleinste, damals die Nachbarschaft beherrschte. Die Nachbarstraßen hießen Schilfgasse, Weidengasse, Hirschgasse, Strandgasse und trugen so wenigstens in ihren Namen noch einen Hauch der Jugend der alten Stadt, da hier Einsamkeit war.

Sultan wedelte froh und müde zugleich, als Fräulein ihn streichelte. Sie hatte ein schlechtes Gewissen. Sie hatte vergessen, ihm ein Zuckersüßstück mitzubringen. Es war so schnell gegangen heute. So verdoppelte sie wenigstens ihre Bärtlichkeit gegen ihn. Er wartete noch einen Moment, als sie fort- und dem Hause zuing. Dann legte er sich wieder nieder, seufzte tief auf und vergrub den Kopf in den Pfoten. Er hatte in seinem langen Hundeleben gelernt, sich zu bescheiden.

„Thea will sich verloben!“ schrie Frau Tiedemann und sprang fast empor. „Nein, so was! Thea verlobt sich!“

„Also Sie sind dafür?“

„Natürlich.“ Frau Tiedemann war für jede Verlobung.

Sie klatschte in die Hände, schrie und rannte ins Nebenzimmer. „Männer, hast du gehört? Thea will sich verloben!“

„Männer“ kam heraus. Er war in Hemdsärmeln und entschuldigte sich nicht weiter. Schließlich war es ja bloß „Fräulein“ und kein Besuch.

„Ja, hat denn der Henning was?“

„Ich kenne seine Verhältnisse nicht,“ sagte Fräulein. „Nun muß ich aber gehen.“

„I bewahre, eine Kleinigkeit essen müssen Sie doch.“

Und wie Fräulein sich auch wand und drehte, sie kam nicht davon, ehe sie nicht wenigstens ein Stück von dem fetten Tilsiter Käse probierte. Tiedemann war Käsegrossist.

„Nun kann ich aber nicht mehr,“ stöhnte Fräulein, nach Luft schnappend.

„Aber dann ist ein Schnäpschen ausgezeichnet.“ Es half ihr nichts. Sie mußte ein Glas von dem guten Nachandel probieren. Rein Mensch kam von Tiedemanns fort, ohne gegessen und getrunken zu haben. Das Ehepaar hatte Nägen aus Stahl und setzte sie bei seinen Besuchern auch voraus. Ihre Gastfreundschaft hatte etwas Gewaltfames.

„Da wird Papa Görke aber feste in das Portemonnaie greifen müssen,“ sagte Tiedemann mit einem deutlichen Anflug von Schadenfreude. „Wie verhält er sich denn zu seinem Schwiegersohn?“

„Herr Görke hat sich noch Bedenkzeit ausgedenkt.“

„Alha. Die Thea wird ihn schon mürbe klopfen.“

Frau Tiedemann schrie vor Lachen. „Und ob Thea ihn mürbe machen wird!“

Fräulein wollte sagen, daß Thea merkwürdig neutral bei dieser Angelegenheit sei, so, als ginge es nicht sie an. Aber sie hielt es für besser, zu schweigen. Man würde ihr hier doch nicht glauben.

„Na, Fräulein,“ sagte Tiedemann und stopfte sich ein neues Stück Käse ohne Brot in den Mund. „Wann werden Sie denn heiraten?“ Sein feistes, rundes Gesicht glänzte fröhlich wie eine Speckschwarte.

Fräulein errötete leicht. Sie kannte diese Frage. Jedesmal, wenn sie Tiedemanns begegnete, kam dieser glänzende Witz. Frau Tiedemann schrie vor Lachen, daß ihr Gemahl ihr den breiten Rücken klopfen mußte. „Männer, du bist doch zu pudig.“

„Fräulein will nicht ihren Beruf aufgeben,“ setzte er listig hinzu. „Denn als Frau kann sie ja nicht gut Fräulein sein, nicht wahr?“

Fräulein stand auf. „Es ist die höchste Zeit, adieu!“ Sie ging schnell hinaus. Ohne einen gewissen Aufwand von Energie kam man nicht von Tiedemanns fort.

Als die den Hof überquerte, hob Sultan den schweren dunklen Kopf und ließ ihn dann wieder mit einem Seufzer sinken.



Bei Brandstätters — er war Baurat — kam Fräulein nicht in die Wohnung. Man ließ sie

auf dem Korridor warten. Brandstätters legten Wert auf Distanz.

Endlich kam der Baurat, ein kleines, dürres Männchen. „Sie wünschen?“

Fräulein sagte ihren Auftrag her. Sie war hier immer etwas eingeschüchtert.

„Verlobt. So, so,“ sagte der Baurat. „Und Gymnasiallehrer — das ist ja ein netter Zuwachs. Nun, jeder ist seines Glückes Schmied. Elise!“

Frau Brandstätter kam heraus und hörte die Runde. „Mittwoch abend. Das paßt schlecht. Da ist doch Lesekränzchen im Frauenverein. Auf eine Stunde werde ich aber wohl abkommen können.“

„Du mußt, liebes Kind. Julius Görte würde es dir übelnehmen.“ Brandstätter war der einzige aus der Familie, der Görte verehrte; ein deutliches Band von Sympathie vereinigte sie.

„Wenn du meinst, Theodor —“ Mit einem schwachen Kopfnicken gegen Fräulein zog sie sich wieder in ihr Zimmer zurück.

„Also bestellen Sie, daß wir zur festgesetzten Stunde da sein werden. Pünktlich. Und richten Sie Grüße aus. Vergessen Sie nichts!“ Brandstätter behandelte Fräulein immer wie ein Schulkind. „Haben Sie noch andere Besorgungen zu verrichten?“

„Nein, jetzt muß ich nach Hause. Werners Schularbeiten sind noch durchzusehen.“

„Da können Sie mir wohl noch diesen Brief einstecken. In der Hauptpost. Vergessen Sie das nicht!“

Fräulein ging. Bei Tiedemanns stand man unter einer zu heißen, bei Brandstätters unter einer zu kalten Dusche. Ärgerlich steckte sie den Brief in den erstbesten Briefkasten und fuhr mit der Elektrischen eilends zum Fischmarkt. Denn es war schon spät geworden.



Als Fräulein die kleine Eva Franzius zu Bett gebracht hatte, begab auch sie sich an den Abendtisch.

Man war fast fertig, aber Fräulein war es gewohnt, später nachzuessen. Nur mußte sie sich heute beeilen, da ja nachher der Familienrat stattfand.

Ein flüchtiger Blick über die Tafel zeigte ihr, daß sie bis auf den Oberlehrer da waren. Sie erschrak: war er krank? Im Trubel dieser Tage hatte sie sich nicht um ihn kümmern können.

Da sagte Frau Görke, wie als Antwort auf ihre unausgesprochene Frage: „Onkel Otto kommt nach dem Essen. Er hat eine Konferenz.“

Görke runzelte die Stirn. Er kannte diese Konferenzen: der Oberlehrer beschränkte den Verkehr mit der Verwandtschaft auf das Notwendigste. Das machte aber einen schlechten

Eindruck auf die anderen, zumal man Hausgenosse war. Es war direkt Mangel an Disziplin.

Liedemann drüben lobte den Pudding. „Er ist großartig. Schneid mir noch ein Stück ab, Mauschen.“

„Ach Männer, du hast ja schon drei.“

„Ja hast du schon mal gesehen, daß ein Stuhl auf drei Beinen steht?“

Frau Liedemann schrie auf vor Lachen und Entzücken und patschte ihres Gemahls fetten Rücken.

Der Baurat sah ernst und verweisend zu ihr herüber und suchte Görkes Blick. Der zuckte die Achseln.

Tante Berta ließ ihre Augen wie Spürhunde um die Tafelrunde wandern, indes sie langsam das Kompott löffelte.

Tante Tine aß wie ein ausgehungertes Sackträger und blickte dabei andauernd auf Thea, die ihr gegenüber saß . . .

Keiner sprach von der Verlobung, die sie doch alle hier zusammengeführt hatte. Görke hatte gewünscht, daß erst nach Tisch darüber geredet werde, und er war gewohnt, daß seine Wünsche respektiert wurden — in seiner Expeditionsfirma ebenso wie in seiner Familie. Im Grunde hielt er sie alle für seine Angestellten.

Viel gesprochen wurde nicht. Ein Eishauch von Ungemütlichkeit wehte durch das hohe

Zimmer. Thea saß still geduckt, wie eine Verbrecherin. Plötzlich lachte sie.

Der Papagei, der in der Ecke im verhängten Bauer saß, war durch die Tafelnden munter geworden und versuchte das Tuch nach innen zu ziehen. „Annchen von Tharau ist's, die —“ schnarrte er dabei und gleich hinterher: „Schafskopf!“

Frau Tiedemann sprach von dem neuen Dampfer, der nach Hela fuhr. Eine richtige Restauration sei darauf. „Sogar Lachsbrötchen gibt es, so dick, und Grog von Rum und Arrak.“

Görke brummte etwas von der Verschwendungssucht unserer Zeit. Als ob man nicht ohne Fressen und Saufen die kleine Tour machen könne! „Zu meiner Zeit haben wir gar nicht daran gedacht, solche Touren zu machen. Wir hatten zu arbeiten. Höchstens auf ein Viertelstündchen zum Krummen Ellbogen hinaus oder zu Nökel oder in den Freundschaftlichen Garten. Da trank man ein Gläschen Puziger Bier und war zufrieden. Nicht wahr?“

Brandstätter gab ihm eifrig Recht.

„Schafskopf!“ schnarrte der Papagei.

„Aber natürlich,“ fuhr Görke fort. „Wenn man seine Söhne nach Berlin auf die Universität schickt, statt sie ins Kontor zu stecken...!“ Sein Sohn Hermann studierte in Berlin Jurisprudenz, nachdem er zum Kaufmann kein, aber

auch gar kein Talent erwiesen hatte. Dies Studieren, das er nicht kontrollieren konnte, war Julius Görke ein Greuel. Er hatte seinen Sohn im Verdacht, daß ihn auch die teure Jurisprudenz nicht interessiere. Dieser Verdacht war nicht unbegründet.

Es gab noch Kaffee und Zigarren, wie nach einem richtigen Diner.

Tante Eine sprach zu Elise Brandstätter von ihrem Kaffee zu Hause. „Dieser hier hat nicht das richtige Aroma, weißt du.“ Eine Welle von Fröhlichkeit glitt durch den Raum.

Als Julius Görke die Tafel aufhob, waren alle damit zufrieden, außer Tiedemanns. Alle hatten keine rechte Freude am Essen gehabt, alle außer Tiedemanns. Bei Görkes saß man immer etwas wie unter einer Gewitterwolke. Alle hatten das dunkle Gefühl, bei einem Vorgesetztdiner zu sein, und Görke gab sich durchaus keine Mühe, diesen Anschein zu zerstören.

Seine kalten grauen Augen sahen böse und herrisch herüber. Alle diese schielten nach seinem Gelde oder lebten davon, wie die beiden alten Tantzen.

Das Mädchen räumte den Tisch ab. Fräulein half. Görke gab Thea einen Wink. Sie ging auf den Vater zu, um ihm etwas zu sagen. Aber er winkte ihr ab. „Nachher!“ sagte er.

Thea ging hinaus und wartete auf Fräulein.

„Fräulein, sind Sie wenigstens dabei — bei der Gerichtsitzung?“

„Nein, nur die Verwandten.“

„Schade, dann hätte ich doch wenigstens einen dabei gehabt, der mir die Wahrheit gesagt hätte.“

Fräulein wollte sagen, daß ja die Eltern und die Schwester dabei seien, aber Thea war schon die Treppe emporgestürzt in ihr Zimmer.

Kopfschüttelnd sah Fräulein ihr nach. Seit sie sich allein durch die Welt schlug, hatte sie schon so viel gesehen. Aber im Görkeschen Hause gab es täglich neue Rätsel: wo in aller Welt gab es doch noch solche Braut?

„Braut“ — was für ein schönes Wort! Es war weiß wie reine Perlen und warm und klar. Es hatte den gleichen tiefen Klang wie „Traum“ ... Fräulein lächelte verloren vor sich hin.

Ein rascher, kurzer Schritt kam die Treppe empor. Der Oberlehrer wurde sichtbar. Er war im Gehrod.

„So feierlich, Herr Oberlehrer?“

„Wird es auffallen? Ich dachte, es sei ein Festtag?“

„Noch ist ja nicht Verlobung.“

Seine großen Augen blizten sie lächelnd durch die Brillengläser an. „Riechen Sie nichts? Schnuppern Sie mal.“

„Ich rieche nur den Kalbsbraten.“

„Ich rieche Myrten,“ sagte der Oberlehrer. „Aber nun muß ich wohl hinein, sonst setzt mich mein Herr Schwager einen Platz tiefer.“

Orinnen begrüßte er alle Verwandten und setzte sich dann in die Ecke zum Papagei. „Endlich!“ sagte Görke als Willkomm.

Görke bat alle, Platz zu nehmen, und begann mit gerunzelter Stirn zu sprechen. Er hielt sich für einen glänzenden Redner und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne das zu beweisen. Es war sein stiller Schmerz, daß man ihn in Danzig nie als Kandidaten für Landtag oder Reichstag auserwählt hatte. Wieviel Kandidatenreden hatte er schon entworfen und für sich gehalten! Wieviele Gegner hatte er schon mit boshaften Ausfällen in die Enge getrieben und auf den Sand gesetzt, wenn er in schlaflosen Nachtstunden vor sich hinträumte!

„Liebe Verwandte! Liebe Familienmitglieder! Ihr alle wißt den Zweck unseres Zusammenseins. Im tiefen Bewußtsein von uns allen schlummert das Gefühl von der Zusammengehörigkeit unseres Stammes. Wer möchte sich dieser inneren Stimme und ihren Forderungen wohl entziehen?“

Seine grauen Augen funkelten über die Zuhörer hin. Und es schien, als blieben sie auf dem Oberlehrer einen Moment länger haften.

„Getreu den Sitten unserer Alvorderen,“

fuhr Julius Görke fort, „beraten wir gemeinsam unsere Familienangelegenheiten, ihnen Weihe gebend und gemeinsam Verantwortung dafür tragend —“

Der Oberlehrer fuhr in Gedanken fort: „— aber ich rate niemandem, eine andere Meinung zu haben.“

„Wieder ist der Moment da, wo ein Mitglied unserer Familie sich abzuzweigen gedenkt, um einen besonderen Hausstand zu gründen. — Wenigstens ist ein Freier da,“ unterbrach er sich in minder pathetischem Ton. „Wir wollen die Gelegenheit klar und logisch betrachten. Erstens: ist dieser Freier aus einem Stand, der es uns erlaubt, ihn ohne Voreingenommenheit in unsere Familie aufzunehmen? Zweitens: ist er durch Vermögen oder Stellung in der Lage, seiner eventuellen Frau, einer Görke, ein ihrer würdiges Einkommen zu sichern? Drittens: ist er persönlich ohne Makel?“

„Schafskopf!“ schnarrte der Papagei.

Der Oberlehrer gab dem Unglücksvogel einen Bleistift zum Zerknabbern, um ihn zu beschäftigen und abzulenken.

„Wer zu diesen drei Punkten etwas Nacheiliges zu sagen hat, möge sich zu Wort melden.“

Niemand meldete sich. Bei den Görkeschen Familiensitzungen hatte sich noch nie jemand zu Wort gemeldet.

Alle blickten auf Görke und warteten, was er zu sagen habe.

„Dann will ich also meinerseits eine Antwort geben. Zu Punkt eins: Er ist aus einer Beamtenfamilie und ist selbst Beamter, kein hervorragender, aber immerhin mit gewissen Aussichten für die Zukunft. Er kann ja sogar mal Oberlehrer werden . . .“ Es schien, als blitze ein tückischer Pfeil zu Oberlehrer Sanders hinüber, und die Tanten rückten unwillkürlich etwas von ihm ab. „Zu Punkt zwei: Das Einkommen ist, auf gut deutsch gesagt, power. Aber es kommt darauf an, ob die nötige Bescheidenheit der Lebensführung da ist. Und ich habe meine Ehe mit weniger angefangen und bin doch glücklich geworden —“ Ein gerührtes Räuspern bei den Tanten belehrte ihn, daß auch diesmal diese Wendung gut saß. In die Augen seiner Frau traten richtige Tränen. Sie war mit Zärtlichkeitsbeweisen ihres Eheherrn nicht verwöhnt. „Zu Punkt drei: Er ist polizeilich nicht vorbestraft, er hat — wie er mir geschworen hat — keine Schulden. Aber —“

Bei diesem „Aber“ gab es einen Ruck in der Versammlung. Görke dehnte die Kunstpause lange genug aus, um die Spannung auf den Höhepunkt zu bringen. „Aber er hat, noch ehe er der Zustimmung der Eltern und der Familie seiner Erwählten sicher war, sich vertrauliche An-

näherungen an diese, seine Erwählte, erlaubt. Er hat das in einer Form getan, die unser aller Mißbilligung sicher wäre, wenn wir nicht Verzeihung walten ließen.“

Minna Görke sah böse zu Tante Berta hinüber. So hatte sie doch mit Julius über die dumme Sache in Jäschental gesprochen! Berta sah krampfhaft zum Kronleuchter empor und machte ein unschuldiges Gesicht.

„Was hat er denn verbrochen?“ fragte Oberlehrer Sanders.

Alle blickten erschrocken auf ihn.

„Da diese indiskrete Frage aufgeworfen wurde,“ fuhr Julius Görke mißbilligend fort, „muß ich sie billigerweise auch beantworten: Er hat sie geküßt.“

„Auf den Mund?“ fragte der Oberlehrer hartnädig weiter.

Die Tanten schüttelten verzweifelt die Köpfe.

„Nein, auf die Hand und den Arm.“ Es kam grollend wie aus der Tiefe eines Vulkans.

„Genehmigt!“ sagte der Oberlehrer und erhob sich in seiner ganzen Größe. „Ich bin für den Bräutigam und beantrage Schluß der Debatte, wenn vorher noch ein vierter Punkt, der wichtigste, erledigt ist.“

„Ein vierter Punkt? Was meinst du damit?“

„Punkt vier: Ist der Freierrmann in der Lage —“

„Aber das haben wir doch schon besprochen, Otto, das mit seinem Gehalt.“

„Laß mich nur ausreden. Ist er in der Lage, unsere liebe, fröhliche Thea glücklich zu machen?“ Er trat zurück und setzte sich wieder.

Der Papagei, der den Bleistift hatte fallen lassen, schnarrte: „Schafskopf.“ Aber diesmal schien es, als wende er sich an den Oberlehrer.

Julius Görke zuckte nervös zusammen. „Das ist eine Sache, mit der sich Thea auseinandersetzen muß. Wenn sie ihm jene — hm — Freiheit erlaubte, wird sie davon wohl überzeugt gewesen sein.“ Er schien aus dem Konzept gebracht zu sein. Diesen vierten Punkt hatte er nicht vorgeesehen.

„Es hat sich also“, fuhr er dann schärfer fort, „völlige Übereinstimmung in allen uns berührenden Punkten gezeigt. Wir stimmen also ab. Wer gegen die Aufnahme des Gymnasiallehrers Henning in unsere Familie ist, mag sich erheben.“

Sante Eine fuhr erschrocken in die Höhe, setzte sich aber gleich wieder und umklammerte nun fest die Stuhllehne.

„Also alle sind einverstanden.“

Er klingelte.

Fräulein kam.

„Rufen Sie Fräulein Thea her!“

Nach einer kurzen Pause kam Fräulein allein zurück.

„Nun?“

„Fräulein Thea fühlt sich nicht wohl.“

„Nicht wohl?“ Auch das war nicht vorgelesen. „Dann hole ich sie selber.“

Er ging nach oben.

„Herr Görke,“ begann Fräulein, „es ist vielleicht besser, wir lassen Fräulein Thea in ihrem Zimmer.“

„So — ist das besser?“ fragte er höhnisch.

„Ich glaube,“ — Fräulein mußte all ihren Mut zusammennehmen, um Görke zu widersprechen — „sie weint seit einer Stunde.“

„Dann wird sie jetzt ja wohl fertig sein.“ Und er trat ohne anzuklopfen in das Zimmer seiner Tochter.

Thea sprang beim Anblick ihres Vaters, der seit Monaten nicht in ihrem Zimmer gewesen war, erschrocken auf.

„Du fühlst dich nicht wohl?“ fragte er kühl.

„Vater,“ begann sie und lag plötzlich an seinem Hals, „ich habe es mir überlegt: — aus dieser Verlobung kann nichts werden.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe ihn nicht,“ sagte sie heftig. „Ich liebe ihn nicht.“

Görke entzog sich vorsichtig, aber nachdrücklich ihrer Umarmung. „Mein Kind, du verkennst die Situation. Darum handelt es sich jetzt gar nicht mehr. Du bist kompromittiert. Du hast

dich anscheinend gern kompromittieren lassen. Er bittet um deine Hand. Die Familie ist einverstanden. Was willst du noch?“

Thea wollte noch einmal sagen: „Ich liebe ihn nicht.“ Aber sie sah in die kalten, harten Augen des Vaters und schwieg.

„Ich sehe, du bist mein vernünftiges Kind,“ sagte er. „Es ist nämlich ein Irrtum, daß Ehen im Himmel geschlossen werden. Ehen werden auf der Erde nach irdischen Rücksichten geschlossen.“

Thea schwieg noch immer und sah trotzig vor sich hin.

„Wie alt bist du jetzt? Fünfundzwanzig, nicht wahr?“

„Ja.“

„Das ist ein Alter, in dem man nicht mehr so wählerisch sein sollte. Die Prinzen sind äußerst — äußerst selten hier auf Erden. Und so sehr ich dir auch einen wünsche, — ich glaube nicht, daß einer kommen wird.“

Thea sah ihn groß an: „Hast du deine Ehe mit Mutter auch nach diesem Grundsatz geschlossen?“

Er hatte ein höhnisches Wort auf den Lippen. Seine Ehe war im Kontor seines Vaters geschlossen. Es blieb damals gar nichts anderes übrig, als die wohlhabende Minna Sanders zu heiraten, wenn die alte Expeditionsfirma J. J.

Görte nicht geschlossen werden sollte. Aber er bedachte rechtzeitig, daß ein solcher Einblick Kindern nicht gebühre, und sagte: „Kind, das ist schon so lange her . . .“

Thea setzte sich auf den Arm ihres Schreibtischsessels und begann wieder zu weinen. Aber ihr Vater bemerkte wohl, daß es ein leiseres Weinen war.

„Liebst du einen anderen?“ fragte er vorsichtig.

„Nein,“ sagte sie schnell. Etwas zu schnell, wie ihm schien.

„Du wirst sicher glücklich werden.“ Er streichelte ihr Haar.

Dankbar für das bißchen Zärtlichkeit legte sie die Arme um ihn. „Hab mich lieb, Vater!“

„Ja, ja, mein Kind!“ Und nach einer Weile: „Kommst du nun mit herunter?“

„Laß mich noch ein Weilchen!“

„Onkel Otto wartet und die anderen.“

Als sie den Namen des Onkels hörte, stand sie auf. „Ist er auch dafür?“

„Natürlich.“

„Ja dann —“

Ihre Augen, die so unruhig geflackert hatten, wurden still, als hätten sie einen Ruhepunkt gefunden.

⊕ ⊕ ⊕

Als alles vorüber war — das Gratulieren,

der Selt, der gerührte Abschied —, saßen Fräulein, Thea und der Oberlehrer noch ein Weilchen in Theas Zimmer beisammen.

„Wer teilt es dem Glücklichen nur morgen mit?“ Er meinte Henning. „Darf ich es sein?“

„Wenn du willst, Onkel.“

„Morgen von acht bis neun habe ich in der Sekunda Deutsch. Da lasse ich einen Klassen-aufsatz schreiben. Nun, worüber wohl?“ Er sah die beiden jungen Mädchen lächelnd an.

Fräulein wollte sagen: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet,“ aber sie brachte es nicht heraus. Sie wußte selbst nicht, warum.

Thea lachte. Der Selt, dem sie eifriger als die anderen zugesprochen hatte, machte sich doch bemerkbar. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei —. Laß deine Bengels darüber schreiben!“

„Gut. Auf deine Verantwortung. Und um neun Uhr treffe ich im Lehrerzimmer Herrn Doktor Henning und werde ihm ins Ohr raunen, daß wir demnächst Brüderschaft machen müssen. Und ich wette, er wird alle unregelmäßigen Verba auf mi vergessen vor freudigem Schreck.“ Er trat auf seine Nichte zu und hielt ihren Kopf mit beiden Händen. „Thea, weißt du, Barbarenkind, was Thea auf deutsch heißt?“

„Du hast mir's mal gesagt: die Göttin.“

„Ja, und weißt du, was die Haupteigenschaft der Götter ist?“

„Sag, Onkel Otto.“

„Sie schenken, mein Kind! Sie spenden aus ewig offenen Händen. Das ist das Göttliche an ihnen, und darum sind sie auch so froh und so voll Glücksgefühl zu jedem Stundenschlag. Merk dir's, Thea, du junge Göttin!“

In Theas Stirn zog sich eine kleine Falte. „Ach, Onkel Otto, ich fühle mich weder jung noch göttlich.“

Sein Blick wurde ängstlich; aber er bezwang sich. „Wie glücklich du bist, Kind.“

„Ich? Fräulein, glauben Sie, daß ich sehr glücklich bin?“

Fräulein seufzte. Es war schwer, darauf zu antworten.

„Wie glücklich du bist,“ sagte der Oberlehrer noch einmal. „Du hast einen Menschen, dem du geben und geben kannst. Du weißt einen Menschen, den du mit jedem Händedruck, mit jedem warmen Wort glücklich machen kannst. Werde nur nicht übermütig, mein Kind!“

„Onkel Otto, du verstehst dein Handwerk.“

„Mein Handwerk?“

„Ach, du weißt schon, was ich sagen will. Onkel, ich glaube, du bist einmal ein schlimmer Verführer gewesen.“ Sie drohte mit dem Finger und lachte eine Tonleiter hinauf und eine hinunter.

Fräulein war rot geworden. „Aber Fräulein Thea!“

„Er soll gestehen, er soll gestehen.“

„Das ist keine Unterhaltung nachts um die zwölfte Stunde für junge Mädels —“

„Der Oberlehrer! Der Verführer!“

„Habe ich dich nun auch verführt, Kind? Gott sei gedankt. Und gute Nacht!“ Er küßte Thea und gab Fräulein die Hand.

„Ist er nicht herrlich?“ fragte Fräulein, als sie allein waren. „Ist es nicht seltsam, daß er unverheiratet geblieben ist?“

„Vielleicht ist er gerade deshalb so fein,“ sagte Thea. „Ich glaube entschieden, daß die Ehe den Charakter verdirbt.“

Sie stand am Fenster. Das Zimmer lag an der Straßenfront des Hauses. Man sah im aufsteigenden Mondlicht, das schwer gegen den Dunst ankämpfte, Siebel und Türme.

„Wo ist von hier aus eigentlich die Hundegasse, Fräulein? Da wohnt Henning.“

Fräulein wies hinüber.

„Ob er noch wach ist?“

„Sicher.“

Thea sah eine Weile in die Richtung hinüber. „Der arme Kerl,“ sagte sie endlich leise.

„Thea!“ Sie umarmten sich. Thea hatte tief den Kopf gesenkt.

Fräulein sah traurig auf sie hin. Von ferne klang das klagende Geheul eines Nebelhorns. Das warnte Verirrte und wies ihnen den Weg.

War hier nicht auch ein verirrttes Menschenkind, das den Weg nicht wußte? Der Oberlehrer hatte es wohl gefühlt und versucht, ihr einen Weg zu weisen. Würde sie ihn gehen wollen und können? Fräulein fühlte etwas wie eine schwere Verantwortung für Thea, fast etwas Mütterliches, obwohl sie jünger als sie war, und fast hätte sie es ihr gesagt.

Da löste sich Thea aus der Umarmung. „Ja, nun bin ich also eine glückliche Braut,“ sagte sie lachend. „Gute Nacht!“

Sibylle

Wenn Fräulein dem jungen Werner bei den Schularbeiten geholfen hatte, war im Görteschen Hause noch allerlei zu tun. Dies Allerlei beanspruchte Fräuleins ganze übrige Zeit.

Vor allem war da ein Berg eingerissener Wäschestücke und Strümpfe, die gestopft und ausgebessert werden sollten. Das vorige Fräulein war nie dazu gekommen.

Die jungen Mädchen kamen zu Thea zu Besuch. Sie saßen dann alle in der großen Wohnstube. Die Studenten der Hochschule würden sich diesmal im Juli am Zoppoter Badefest beteiligen. Es würde einen Wasserfesto geben, und ein Sommerball war im Deutschen Haus. Und zum Winter — ach, im fernen Winter — würde man ein Eisfest arrangieren.

Und die Frühlingskleider — sollten sie pfauenblau oder hellviolett sein? Und die Hüte — klein und fröhlich bunt? In der Langgasse waren Auslagen, rein zum Verlieben!

Und der junge Schmitz war im Examen. Ob

er dann wohl — hihi — um Martha anhalten würde? Oder um dich, Gerda? Was hältst du von seiner Glaze? Hihi. Nein es war zu komisch. Und sie stießen sich in die Seiten und lachten, daß ihnen die Tränen aus den Augen kamen.

Fräulein nähte und stopfte. Sie hörte das alles an wie aus weiter Ferne, oder wie sie auf der Bühne helle, fröhliche Begebenheiten gesehen hätte: Das ist lustig, aber es geht mich nichts an, es ist nicht mein Geschick.

Die jungen Mädchen wollten spazierengehen. Durch die große Allee und zurück in Jahrs Konditorei. „Thea, dein Bräutigam wird's schon erlauben, wie?“

Sie gingen, Arm in Arm. „Wollen Sie nicht mit, Fräulein?“

Frau Görte kam hinzu. „Ja gehen Sie doch, Fräulein, Sie sind so blaß. Das Gehen wird Ihnen gut tun.“

„Aber das Diktat muß noch durchgesehen werden.“

„Ja, dann geht es freilich nicht. Ich kann Ihnen nicht helfen. Ich bin gerade beim Wäsche-sortieren.“ Frau Görte war eigentlich immer beim Wäsche-sortieren. Sie ging immer mit gequältem Blick umher. Ihr Hausfrauensinn witterte überall Verluste.

Fräulein nickte den jungen Mädchen zu. „Sie

sehen, heute geht es nicht. Aber morgen vielleicht.“

Auch morgen würde es nichts werden. Sie wußte es genau. Es wurde nie etwas daraus.

Der Strumpfberg nahm bisweilen ab, aber er schwoll sofort wieder an. Anfangs war er ihr wie der Berg vor Schlaraffenland gewesen. Allmählich sah sie ein: sie kam nie durch den Berg in das Land, wo Ruhe und Sonntag ist.

Thea kehrte nochmals zurück, Maiglöckchen am Kleid. „Sie sind wohl so gut und machen mir den Kragen zu.“ Es war das neue Frühlingstüm. Hellviolett. Wie würde es mir stehen? dachte Fräulein und knüpfte. „So — danke schön.“ Nun ging Thea hinaus in die Maisonnette. Sie sah ihr ernst nach. Sie kam sich so seltsam alt vor . . .



Eva, die fünfjährige Enkelin der Frau Görte, hingte sich an Fräulein. In den ersten Stunden schon hatte sie ihr alle Spielsachen gezeigt und sie dafür zu begeistern versucht. Sie war Fräuleins kleiner Freund geworden.

Eva hatte heute ein großes Abenteuer erlebt. Auf einem Spaziergang am Milchpeter war sie in einem unbehüteten Augenblick auf eine wunderweiße kleine Ziege zugelaufen. „Ziege, liebe Ziege!“ Aber die Ziege legte keinen Wert

auf Umarmungen. Sie senkte den noch unbehörnten Kopf und warf Eva kopfüber ins Gras der Wiese. Das Erlebnis hatte sie ganz erschüttert. Sie bebte und weinte in Fräuleins Armen. Es war eine große Enttäuschung für sie gewesen. Sie erlebte zum erstenmal, daß jemand seine Überlegenheit ihr in so schäbiger, rücksichtsloser Weise bewies. Fräulein hielt sie lange in ihren Armen. Der kleine Kinderkörper war so warm, und wieviel Zärtlichkeit lag in dem tastenden Suchen der kleinen Hände!

„Du bist lieber wie Mutter und Großmutter,“ sagte die Kleine. Und soviel Fräulein auch abwehrte, sie blieb dabei.

Fräulein hielt das Kind fest an sich gedrückt.

„Weinst du?“ fragte Eva erschrocken.

„Nein, du Dummerchen.“

Frau Görke kam. „Kind, halte Fräulein nicht von der Arbeit ab. Ich will beim Stopfen helfen. Es ist doch viel mehr da, als ich gedacht hätte.“

Sie setzte sich seufzend dazu und zog eine Stopfnadel aus der Schürze. Frau Görke hatte an dem Schürzenband immer eine Kollektion Nadeln stecken. „Ist der Zucker bei Ihnen zu Hause nicht billiger als hier? Ich finde, hier ist alles teurer als anderswo.“

Eva schlich aus dem Zimmer . . .

Frau Görke mußte einmal so etwas wie eine Schönheit gewesen sein. Ihre Augen sprachen
Eberling, Fräulein. 5

noch davon. Aber in der Tretmühle der Hausarbeit, in die sie sich freiwillig begeben, war sie verblüht und verwelkt. Sie arbeitete mehr als das Dienstmädchen, und Fräulein sah mit Schrecken, wieviel sie verlangte. Sie sah auf die nimmermüden Hände der Hausfrau und arbeitete wie sie, bis ihr der Rücken wehthat und die Hände zitterten.

Als Frau Görke hinausgegangen war, kam Eva wieder herein.

„Wo warst du?“ fragte Fräulein lächelnd. Sie wußte, daß Eva immer kleine Erlebnisse hatte.

„Beim Herrn Laubfrosch!“ Fräulein hatte ihr einen Laubfrosch mit einem Glas versprochen. „Er läßt dich grüßen.“

„Danke,“ sagte Fräulein ernst. „Hat er dir Händchen gegeben?“

„Ja, und er hat gesagt, daß er im Sommer kommt, wenn die Fliegen da sind.“

„Ja, Eva, dann wird er kommen.“

Eva runzelte die Stirn. Sie dachte offenbar angestrengt über etwas nach. „Ist der Sommer lieb?“ fragte sie endlich.

Fräulein lachte. „Ja, der Sommer ist lieb. Er bringt alle schönen Blumen und nimmt dich an den Strand mit, daß du im Wasser plantschen kannst und im Sand buddeln —“

Als Fräulein aufblickte, sah sie, daß sie noch einen Zuhörer hatte.

Ein junger Mann blickte lächelnd auf sie. „Bitte, lassen Sie sich durch mich prosaischen Menschen nicht stören. Ich höre Ihnen so gern zu. Ich lerne da wieder was, was ich auf der Hochschule nicht lerne.“

„Guten Tag, Herr Franzius.“

Es war der Bruder des Ingenieurs. Er stand an der Hochschule im Examen und war gekommen, um zur Verlobung zu gratulieren, die bald offiziell verkündigt werden sollte. „Das ist hier ein reines Zauberschloß. Alle Türen öffnen sich. Rein Wächter steht am Tor. Ich kenne die Görtkes gar nicht mehr wieder.“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nein, das will ich nicht. Ich sitze den ganzen Tag.“

„Arbeiten Sie soviel?“

„Ja, ich muß und will auch.“

„Sie wollen? Wie fein!“

„Ja, ich will.“

In diesem hartausgesprochenen „ich will“ lag der Charakter der Franzius, die Pflicht- und Arbeitsmenschen waren und sich feste Ziele steckten.

„Ich will Sie Frau Görtke melden.“

Fräulein erhob sich.

„Bitte, bleiben Sie sitzen. Ich kam nur so en passant, und am Ende ist es gar nicht nötig, daß man weiß, daß ich hier war. Wann kommt

Hermann? Die großen Ferien beginnen doch gleich.“ Lothar Franzius war des jungen Görke einziger Freund.

„Ich glaube, Herr Görke hat geschrieben: nächste Woche.“

„Der Glückliche.“

„Wieso?“

Aber Lothar Franzius war nicht zu einer Erklärung zu bewegen, warum Hermann so glücklich sei. Er nahm Eva auf seine Arme und schaukelte sie. Eva jauchzte.

„Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut, Herr Franzius.“

„Was denn?“

„Daß Sie es so mit Kindern verstehen.“

„Haben Sie mich für einen Oger gehalten, der zum Frühstück kleine Babys verspeist? Nein. Alle ernstesten Menschen verstehen es mit Kindern. Ist Ihnen das nicht schon aufgefallen?“

„Sie haben Recht, aber es ist doch seltsam.“

„Gar nicht. Die Spielerischen sind zu egoistisch.“ Und in einer bezeichnenden Gedankenverbindung fragte er: „Wie fühlt sich denn Thea als Braut?“

Fräulein zögerte, dann sagte sie lachend: „Das müssen Sie sie schon selber fragen.“

„Sind Sie nicht ihre Beichtigerin?“

„Nein, bewahre.“

„Wie dumm von ihr!“ Und wieder wollte

Lothar Franzius nicht damit heraus, was er damit hatte sagen wollen.

Fräulein stopfte eifriger, als unbedingt nötig war. Sie war etwas errötet, spürte dies, ärgerte sich darüber und errötete nur noch mehr. „Ein herrlicher Tag, nicht wahr?“

„Schade, diese geistreiche Bemerkung wollte ich eben auch gerade machen.“

Fräulein wollte böse werden, aber sie mußte lachen. Und eine Weile lachten beide, sich an dem lachenden Gesicht des anderen immer wieder entzündend.

„Schade, daß hier kein Photograph ist,“ begann er wieder. „Wenn er uns drei jetzt aufnähme, könnte man es mit der Unterschrift ‚Familienidyll‘ herausgeben.“

„Aber Herr Kandidat!“

„Aber Fräulein!“

Und wieder lachten beide. Und Eva, die im Görkeschen Hause herzlich froher Stimmung ungewohnt war, versuchte über ein Rissen hinweg, einen Purzelbaum zu schlagen.

„Stoß dich nur nicht, Kind!“

„Nein, nein. Rissen paßt schon auf, daß es nicht weh tut.“

Aber als sie verlangte, daß Fräulein es ihr nachtue, wurde dem Spiel rasch ein Ende gemacht...

„Nun muß ich gehen. Ich habe aber noch eine Bitte.“

„Und?“

„Schreiben Sie mir, sobald Hermann kommt!“

„Erfundigen Sie sich doch lieber. Oder er kann es Ihnen ja selber schreiben.“

Lothar Franzius drehte ärgerlich an seinem Schnurrbärtchen. „Ich kann es mir ja schließlich auch denken, nicht wahr?“

Endlich versprach Fräulein, zu schreiben. „Und was soll ich Görtes sagen, wenn sie hören, daß Sie da waren?“

„Sagen Sie, daß ich *I h r e t w e g e n* gekommen bin.“

Sein Gesicht war ganz ernst, als er das sagte.



Nach drei Tagen schrieb Fräulein an den cand. arch. Lothar Franzius: „Lieber Herr Franzius! Ihr Freund ist —“ Dann strich sie das „Lieber“ aus und nahm einen neuen Bogen.

„Geehrter Herr Franzius! Ihr Freund ist —“

Dann strich sie das „Geehrter“ dreimal aus, zerriß den Bogen und nahm einen dritten.

„Werter Herr Franzius! Ihr Freund kommt heute abend an. Er hat sich für 9 Uhr telegraphisch angemeldet. Er wird sich sicher sehr freuen, Sie zu sehen. Hochachtend —“

Dann strich sie das „Hochachtend“ aus, zer-

knüllte den Bogen, steckte ihn in den Ofen und verbrannte ihn mit einem Streichholz.

Nach diesem Autodafé nahm sie einen neuen Bogen und schrieb: „Lieber Herr Franzius!“ Und zum Schluß: „Herzlich Ihre . . .“

Und sie unterbrach alle ihre Arbeit und ließ auch den Strumpfberg im Stich und warf den Brief in den Kasten am Tobiastor.

Am diesem Abend kam Hermann Görke nach Hause.



Hermanns erster Weg am nächsten Morgen war zu Lothar Franzius. Sie waren Freunde gewesen, solange sie sich kannten. Sie schrieben sich Briefe, wenn sie sich nicht sahen. — Franzius kurze, voller Tatsachen; Hermann lange, schwärmerische.

„Hermann rankt sich an Lothar,“ hatte der Oberlehrer mal gesagt, „aber es ist keine Gefahr, daß er ihn ersticht. Denn er ist keine Parasitenatur, und Lothar ist aus Eisen.“

Lothar Franzius saß am Schreibtisch, als Hermann eintrat.

„Gib mir etwas von deinem Fleiße ab,“ sagte Hermann. „Oder nein, behalte ihn! Er würde mein Charakterbild zu sehr verändern. Er würde mich direkt nivellieren.“

„Du siehst nicht gut aus.“ Lothar blickte ihn scharf an.

„Dann ist mein Aussehen ein Spiegelbild meines Innern, und ich bin harmonischer, als ich glaubte. Junge, Junge, hast du eine Ahnung, wie elend ich bin — elend in der doppelten Bedeutung des Worts.“

Lothar bot ihm Zigaretten an. „Hat der alte Herr gebußpredigt?“

„Nein.“

„Das wundert mich.“

„Wie sollte er. Ich habe in diesem Semester zum erstenmal keinen Zuschuß von ihm verlangt. Er ist sehr gut auf mich zu sprechen.“ Hermann wiegte sich im Schaukelstuhl.

„Deine Sparsamkeit erschreckt mich.“

„Ich glaub's. Laß aber das unerquidliche Thema und gieß mir ein Goldwasser ein!“

Lothar brachte eine vierkantige Flasche, stellte Gläser auf und schob das Papier auf dem Schreibtisch beiseite. Dabei wurde ein kleines Ruvert mit einer Stadtmarke sichtbar. Lothar schob es schnell unter die großen Blätter.

Hermann bemerkte es wohl. Niemals hatte Lothar ein Geheimnis vor ihm gehabt. Er empfand etwas wie einen Schmerz, aber gleich darauf lachte er. „Was geht mich Lothars Liebelei an?“ dachte er. „Aber nein, Lothar liebelt nicht. Er ist aus zu festem Holz. Zum Donnerwetter, warum ärgere ich mich aber dann?“ Und er trank rasch den Likör und goß sich einen zweiten ein.

„Wie weit bist du nun?“

„Mit dem Studium?“

„Ja.“

„Soweit wie am Anfang.“

„Hermann!“

„Ja, sehe ich denn wie ein Jurist aus? Kann ich denn jemandem imponieren? Kann ich jemand lahm und wund reden? Nun also, was würde ich dann als Jurist für eine trautige Figur machen.“

„Das bildest du dir nur ein.“

Hermann lächelte müde. „Ich bin verbraucht, Bester. Wir Görkes sind verbraucht. Unsere Vorfahren haben zu viel gearbeitet. Sie haben alle Kraft absorbiert. Mit dem Rest, der mir geblieben, langt es nicht hin und nicht her.“

„Ja, willst du denn dein Leben lang aus Vaters Tasche leben?“

„Du drückst heute alles so unangenehm deutlich aus. Das käme übrigens nie in Betracht. Denn siehe: Vater würde mich, falls ich durchs Staatsexamen ragle, verleugnen, ehe der Hahn dreimal gekräht hat.“

„Das glaube ich nicht. Du bist ja schon mal durchs Examen gesaußt, und es ging. Weißt du's noch?“

Beide lachten. Sie dachten daran, wie Hermann damals am Königlichem Gymnasium durchs Abiturientenexamen gefallen war. Er war mit

Pauken und Trompeten durchgefallen. Seit Menschengedenken hatte niemand so im Mündlichen versagt. Schließlich hatte ihn der erbitterte Mathematikprofessor gefragt, was zweimal zwei sei. Da war er aus seinen Träumen erwacht und sagte kaltschnäuzig: „Das weiß man nicht so genau.“

Dies hatte die Ansicht seiner Examinatoren über ihn nicht gebessert. „Ist es nicht ein Unglück?“ hatte Frau Görke gejammert. „Gibt es wohl noch eine Familie in Danzig, die so vom Unglück verfolgt ist?“

Im nächsten Jahre hatte er glänzend als Zweiter und mit Ia bestanden.

Während all des Redens und Lachens dachte Hermann immer an den Brief, den Lothar ihm verbarg.

„Der Juristenberuf hat auch was Unmoralisches an sich. Entweder man muß jeden Spitzbuben 'rausreißen aus der wohlverdienten Schlinge, oder man muß jeden anständigen Menschen hinter die schwedischen Gardinen bringen können. Den Befähigungsnachweis würde ich nie erbringen . . . Dein Goldwasser ist übrigens gut . . . Und weißt du nicht, daß der tägliche Umgang mit Verbrechern abfärbt?“

Lothar stand auf und ging ärgerlich auf und ab. „Nein, das weiß ich nicht. Ich meine vielmehr, daß du nicht weißt, was du willst.“

„Das stimmt. Das wissen nur Leute ohne Phantasie.“

„Geht das auf mich?“

Hermann erwischte ihn bei der Hand. „Du bist eine Ausnahme unter den Kindern der Welt; unter den Kindern dieser Stadt.“

Lothar sah ihn lächelnd an. „Und dabei bist du heidenstroh, wenn du wieder hither kannst.“

„In diese Enge?“

„Hermann, belüge dich nicht selbst. Soll ich dir deine Briefe vorlesen?“ Hermann stand auf. Er trat an das Klavier, öffnete es und ließ ein paar Takte erklingen.

„Ja,“ sagte er leise, ohne Lothar anzusehen. „Sie ist mir die schönste der Städte. Sie ist mir wie ein liebendes Weib: sie peinigt und quält dich mit ihrer Liebe, so lange du an ihrem Herzen ruhst, bis du blutest. Bis du sie verläßt. Und streckt dann die Arme nach dir, lieblosend, demütig, betörend. Dann brennt es dir in der Seele, dann hungerst und dürstest du. Und möchtest dir die Füße wundwandern, um wieder an den Weiden zu stehen vor den Wällen und der verblauenden Silhouette der hundert Türme, um den Klang der Glocken zu hören und das Rauschen der weiten, weiten Wälder und das gleichmäßige Branden des Meeres, das wie eine streichelnde Hand dich ruhig macht. Ruhig, still, fromm. *Adagio conso. ante.*“

Lothar streckte ihm beide Hände entgegen.
„Du bist ein Dichter, Hermann.“

„Glaubst du's auch? Dann mußt du mir viel verzeihen können. Denn wir haben's schwer auf Erden . . .“

Lothar sah ihn lange an. „Ich möchte dir gerne helfen. Ich glaube auch, man muß dir helfen.“

„Nein, nein.“

„Und deine Zukunft, Hermann? Wie stellst du sie dir vor?“

„Meine Zukunft? Ach, das ist mir ein ferner Begriff. Ich sehe ihr mit einer Art höflicher Neugierde entgegen. Ich gehe ihr ohne Sehnsucht und ohne Aufregungen entgegen.“

„Auch ohne Wünsche?“

„Nein,“ sagte Hermann, „denn ich liebe . . .“
Und es klang, als hätte etwas in ihm gesprochen, gegen seinen Willen.

Lothar griff zum Hut. „Wir wollen gehen. Ist's dir recht?“

„Wohin?“

„An die See, an den Strand, nach Brösen.“

„Ja.“

„Warte noch einen Augenblick. Ich habe noch etwas mit meiner Wittin zu besprechen.“

Als Hermann allein war, trat er an den Schreibtisch und betrachtete die Zeichnungen Lothars. Mechanisch schob er die Papiere durch-

einander. Da kam ihm das Kuvert mit der Stadtmarke vor die Augen. Er las die Adresse; den Brief, der halb heraussteckte, berührte er nicht. Aber die Adresse las er wieder und wieder.

Es war eine Frauenhandschrift, eine sanguinische Mädchenhandschrift. Er prägte sich diese Schrift genau ein, und sonderbarerweise empfand er etwas wie Schmerz dabei ...



Als Hermann abends nach Hause kam, begegnete ihm Fräulein auf der Treppe. Er blieb stehen.

„Sie sind so blaß,“ sagte er. „Ruhen Sie sich doch einmal aus!“

„Wann?“ fragte sie.

„Sie sind so blaß,“ wiederholte er nur.

Sie wollte ablenken. „Wie hat Ihnen denn der erste Tag in der Heimat getan?“

„Wohl und wehe zugleich. Wie immer. Wie jeder Tag.“

„Sie sind doch so jung, Herr Görke.“

„Jung? Ich? Sie raten völlig vorbei. Ich bin nie jung gewesen. Ich war schon alt, als ich geboren wurde.“ Und dann, mit halbunterdrücktem Haß in der Stimme: „Kann man denn in diesem Hause jung sein?“

„Fräulein!“ rief von oben eine Stimme.

„Sie hören: man ruft mich.“

„So gehen Sie doch nicht! Rebellieren Sie doch! Rufen Sie doch zurück: Ich denke nicht daran, zu kommen.“

Sie lächelte. „Dann würde ich wohl nicht lange mehr hier bleiben.“

„Ja, ja.“ Er sah plötzlich so müde aus. „Man tut das hier nicht. Man revoltiert nicht. Sie haben vollkommen Recht.“

„Nun muß ich gehen,“ brachte Fräulein mit Anstrengung hervor.

„Ja, ja.“ Aber als sie vorbei wollte, hielt er sie noch einmal an. „Nicht wahr, Sie heißen Sibylle?“ fragte er, sie groß ansehend.

„Aber nein!“ Fräulein lächelte. „Wie kommen Sie darauf?“

„Es ist nur, weil wir gewettet haben,“ stotterte Hermann und ging die Treppe hinunter.

„Du heißt doch Sibylle,“ sagte er leise vor sich hin. Und in seinen Augen entglomm ein Licht. „Sibylle ... Sibylle ...“

Liebende

Su, tu, tuuu“ machte der Dampfer. Die kleine Brücke wurde eingezogen, die Taue wurden vom Bollwerk mit einem Schwung gelöst, die Schraube arbeitete, daß das Wasser zu einem grünlich weißen Gischt gepeitscht wurde, und der Dampfer löste sich vom Ufer.

Fräulein war im letzten Moment noch aufgesprungen. Mitten im Strümpfestopfen war Frau Görke gekommen: Fräulein müsse nach Neufahrwasser und ihrem Mann ein paar eben angekommene Briefe hinausbringen. In Neufahrwasser war ein Nebenkantor der Görkeschen Expedition.

Fräulein hatte gehört, daß es sich um ein großes Auslandsgeschäft handelte. Sie hatte es auch Frau Görke schon angesehen, die in solcher Zeit von verdoppelter Nervosität war und doppelt sparte; es war, als habe sie das Gefühl, sie könne durch Groschenersparnisse einen etwaigen Riesenverlust an der Börse wieder wettmachen. In Alt-Schottland gab es einen Fleischer, der das Kalbfleisch um zehn Pfennig billiger hergab; da

mußte man durch die ganze Stadt hin, um es einzuhandeln; das hielt stundenlang auf, und in dieser Zeit mußte alles, was zu Hause war, doppelt arbeiten. Der Haushalt wurde in diesen Zeiten nicht leichter.

„Sie fahren mit dem Dampfer, aber nicht wahr, zweiter Klasse?“ Erste Klasse kostete zehn Pfennige mehr.

Zweiter Klasse aber war vollbesetzt mit Menschen und Körben. So legte Fräulein diese zehn Pfennig aus eigener Tasche aus. Hier saßen gutgekleidete Menschen, die zum Vergnügen hinausfahren an den Außenhafen, an die See. Pärchen, die sich aneinanderdrückten: draußen war Stille und Strandeinsamkeit. Familien, die ein Pärchen mit allerlei Nahrungsmitteln bei sich trugen; durch das Zeitungspapier schlugen Fettflecke, unschön und verheißungsvoll. Jungens mit grünen Botanisiertrommeln, in die alles hineinkam, nur keine Pflanzen. Kleine Mädchen mit Schmetterlingsnetzen, mit denen man kleine Fische am Strande fangen konnte. Und vielleicht gab es gar Bernstein . . .

Der Dampfer fuhr langsam und vorsichtig. An der Langenbrücke begannen sie jetzt den alten, an hundert Stellen geslickten Holzbelag abzutragen und sie mit Steinplatten zu belegen; und an Stelle des dicken Balkengeländers kamen leichte Eisenstangen. Das war so furchtbar praktisch und so furchtbar häßlich.

Dicht an der Brücke, die eigentlich eine Straße ist, lag ein langgestreckter Weichseeltahn, auf dem ein kleiner Spiz hin und her rannte, gallig dreinschauend und wildwütig blaffend. Am anderen Ufer lag ein großer Dampfer mit rotem Stern im weißen Schornsteinbunde. Schiffstauer luden Getreide ab; sie gingen, die zentnerschweren Säcke auf den massiven Schultern, über schmale, schwankende Bretter, die das Schiff mit dem Bollwerk an den Speichern verbanden.

Kleine, grasgrüne Dampfer kamen von den Badeorten. Helle Sommerkleider, bunte Sonnenschirme, Strohhüte, Blumensträuße leuchteten in der Sonne. Nun bog ein mächtiger Dampfer mit norwegischer Flagge nach der Schäferei zu ein, wo der Packhof war. Einige Augenblicke war die ganze Luft erfüllt von dem gellenden Heulen der Schiffspfeife; dann war es wieder still, und nur das asthmatische Schnaufen der Maschinen war zu hören, das Lachen der Passagiere und das Bellen des kleinen Hundes.

Braun und träge unten der Fluß. Da drüben der niedrige Schwanturm, der letzte Rest der einstigen Ordensburg. Wie war das doch? Ja, die Ritter bauten ihn aus Arger und Troß gegen die Stadt und den Bürgermeister Konrad Leßlow, der keinen Daumenbreit Recht seiner Stadt preisgeben wollte. Nachher lockten sie ihn

in die Burg, knebelten ihn und warfen ihn in den tiefsten Kerker. Und als er nach zwei Tagen noch nicht mürbe war, wurde er mit zwei Ratskollegen abgeschlachtet. In der Marienkirche war ja der Stein über ihrer Gruft: halbgeborsten, mit heute fast verlöschten Zügen die Geschichte erzählend, sehr kurz, aber sehr verlogen; da stand einfach „sie starben“ am Palmsonntag 1411. Sie war so typisch, die knorrige, hochbeinige Gestalt des Lezkower, der sich bis zum bitteren Ende sein Recht nicht nehmen ließ, nur sein Leben.

Der Oberlehrer hatte mit Fräulein oft von diesen Dingen gesprochen. Er war mit ihr durch die alten Zeiten gewandert. Er kannte ja jeden Stein seiner Vaterstadt und wußte alles zu deuten.

Hermann Görke kam ihr in den Sinn. Er hatte einmal die Idee gehabt — der Oberlehrer hatte ihr davon erzählt —, ein Buch zu schreiben, dessen Heldin diese alte Stadt war, auf deren Antlitz melancholische Träume lagen: „Dann aber las ich Rodenbachs ‚Bruges la morte‘, und dann ließ ich ab: es wäre doch nur eine Wiederholung geworden.“

Auf diesem Wasser, an diesen Speichern und Türmen vorüber waren die Venezianer eingefahren, die Caravellen der Spanier, die Holländer, die die Nüchternheit der Seele und daneben die wundervollen Schnapsrezepte ein-

geführt hatten. Hier war auch Paul Benede, „een hart Seevogel“, angekommen. Paul Benede, der dem englischen Schiff eine Steintugel in den hölzernen Bauch schoß und ihm das Wunderbild des Hans Memling abnahm, „das Jüngste Gericht“, das für einen Medici eben gemalt war. Was der wohl für Augen gemacht hatte, als er das Kunstwert sah? Vielleicht hatte er die Achseln gezuckt. Vielleicht hatte er den Eisenhelm vom sonnenverbrannten Schädel genommen und ein Ave-Maria gebrummt . . .

Nun kamen sie aus der Stadt heraus. Wiesen, eine kleine Brücke, die sich rechts über einen Kanal wölbte — „Strohdeich!“ rief der Mann am Ausgang.

Fräulein lachte vor sich hin. Sie wußte es gar nicht. Sie empfand ein wohligerwarmes, glückliches Gefühl. Sie war frei. Sie war für ein paar Stunden frei von Görkes, vom Hin- und Herlaufen in dem alten, unbequemen Hause, vom Stundengeben und vom Strumpfborg. Wie schön konnte das Leben sein!

Nun bog der Dampfer in die Weichsel ein. Links war die kaiserliche Werft. Graue Eisenkästen lagen dort, ohrenbetäubendes Hämmern auf Stahlplatten dröhnte herüber. Im Schwimmdock lag ein Kriegsschiff. Daneben Torpedoboote, grau, hager, böse wie Wölfe. „Weichselmünde!“ Ein schmutzigweißer runder Turm rechte sich über

grüne Wälle. Passagiere stiegen aus und ein. Der Dampfer war voll, kein Platz mehr unbesetzt. Man stand in den Gängen und an der Treppe, die zur Kajüte führte.

Was hatte Hermann Görke gestern abend nur mit der „Sibylle“ gemeint? Sie hatte lange darüber nachgedacht. „Wie blaß Sie sind!“ Sie hörte den Ton seiner Stimme noch immer. Warum war sie nicht freundlicher zu ihm gewesen? Er war der Sohn des Hauses. Sie durfte sich nichts vergeben. Ach, sie hätte doch freundlicher zu ihm sein sollen; er war gewiß einsam, trotz seiner Freundschaft zu Lothar Franzius.

Als Fräulein bei Lothar Franzius war, zwang sie ihre Gedanken zur Umkehr. Warum hing Hermann nicht mehr mit seinen Eltern und seinen Schwestern zusammen? Warum waren sie eigentlich alle einsam im Görkeschen Hause? Der Vater, die Mutter, die Schwestern, jede für sich, der Bruder? Ach, sie hatten alle die Liebe nicht. Und der Oberlehrer, der sie hatte, verschloß sich vor ihnen und saß einsamer als sie alle da.

Sie waren so reich und wußten sich doch nicht ihr Leben zu formen. Fräulein dachte: „Wenn ich so reich wäre — —“

Handelschiffe lagen nebeneinander, an einigen Stellen mehrere. Getreide und Holz

wurde ein- und ausgeladen. Und eines stant nach Petroleum.

Flaggen fremder Länder wehten im Winde. Fräulein kannte sie nicht; aber sie wußte, daß es Holländer oder Scandinavier waren, vielleicht auch Engländer. „Neufahrwasser!“ Fräulein erhob sich und drängte zum Ausgang. Als sie sich einmal umblickte — sie glaubte einen Blick auf sich gerichtet —, sah sie Hermann. Er kam aus der Kajüte heraus und grüßte sie ernst und ehrerbietig. Sie ging zu ihm und gab ihm die Hand.

„Sie hier? Also darum habe ich auf der Fahrt so oft an Sie denken müssen.“

„Haben Sie an mich gedacht?“ Er sah so glücklich aus. „Das ist seltsam. Ich hätte nicht gedacht, daß jemand an mich denken könnte.“

Sie wollte etwas erwidern, aber sie kamen im Gedränge der Aussteigenden auseinander und fanden sich erst unter den Linden vor dem Gasthaus wieder.

Fräulein dachte: Hat er gewußt, daß ich hierher fuhr? Ist es Zufall? Ach, was ist denn Zufall!

Als sie ihre Briefe abgegeben hatte, blieben noch zwei Stunden bis zur Rückfahrt. Sie schlug Hermann vor, sich auf die andere Seite des Flusses übersetzen zu lassen und zum Leuchtturm zu gehen. Er ging bescheiden in etwas Abstand neben ihr.

Nun waren sie auf der Steinmole, die sich in die See reckt. Der Seewind umfuhr sie. Fräulein öffnete das Jactett. Es war so schön, gegen den Wind anzukämpfen und sich gegen ihn zu stemmen. Möwen segelten an ihnen vorbei und kreischten. Der Wind hatte Fräuleins Frisur gelockert. Zwei braune Haarstränge ringelten sich los und glitten über ihr Gesicht. Und wieder lachte sie, grundlos, herzlich. War die Welt nicht schön? War sie nicht jung?

Am Leuchtturm kletterten sie vorsichtig an die Außenspiße der Mole. Auf der oberen Stufe — die unteren waren besprüht — ließen sie sich nieder. Die grünen Wellen züngelten zu ihren Schuhen empor.

„Das Element, das Schiffe und Menschen frißt, spielt mit uns,“ sagte Hermann endlich.

„Wir stehen uns gut mit ihm.“ Fräulein lachte. Wie selten lachte sie sonst!

„Es spielt mit uns, wie das Leben bisweilen mit uns spielt,“ sagte Hermann. „Man soll sich aber darüber nicht täuschen: es verändert seine Natur deswegen nicht. Im nächsten Augenblick packt es uns.“

Fräulein schüttelte den Kopf. Die beiden Haarstränge flogen. Eine traf Hermann, der bei der Berührung die Augen schloß. „Wie stark es ist! Es ist wirklich eines Lebens wert, es zu bezwingen.“

„Das Element oder das Leben?“

„Beides.“

„Bezwingen Sie das Leben?“ Er blickte sie ironisch an.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie leise. „Aber es muß herrlich sein . . . es muß herrlich sein . . .“

Von dem kleinen Steg der Westerplatte wehten bunte Fähnchen herüber. Menschen gingen da, klein wie krabbelnde Ameisen. Am ganzen Strand krabbelten sie.

„Sie sind hier ganz anders als bei uns zu Hause, Fräulein.“

„Ich wollte, Sie wären es auch.“ Sie legte ihre Hand auf seinen Arm. Er blickte gerührt auf ihre Hand nieder. Sie war klein und sah eifrig und tapfer aus.

„Ich bin wie eine Schnecke. Ich trage mein Haus immer mit mir. Mein Vaterhaus.“

„Vaterhaus — wie schön klingt das doch! Sie wissen gar nicht, wie gut das ist, eins zu haben.“

„Haben Sie keins?“

Fräulein senkte den Kopf. Sie schwieg. Ihre Eltern waren lange, ach, wie lange tot. Ihre Verwandten hatten sie abgeschüttelt. Nun biß sie sich in der Fremde durch, die ihr ein Zuhause geben sollte. — — Nein, heute nicht daran denken! Heute war Sonnenschein und Mäowenscreien und Seelust und Fähnchengeflatter.

„Aber über eins freue ich mich. Sie sind

jetzt anders als die letzten Male, wo Sie auf Ferien nach Hause kamen.“

„Wie bin ich denn jetzt?“

„Sie sind ruhiger. Sie vertragen sich mit Ihrem Vater besser. Entschuldigen Sie!“

Seine Mundwinkel umspielte ein merkwürdig altes Lächeln. „Wir sind zwei Mächte, die sich gegenüberstehen, Vater und ich. Aber da er eine Großmacht ist und ich ein Kleinstaat bin, bin ich klug genug, keine Kriegserklärung loszulassen.“

„Um Gottes willen, so darf man doch nicht von seinem Vater reden!“

„Wie soll man denn von ihm reden?“ Er blinzelte sie belustigt an.

Fräulein rang ihre Hände. „Ich habe es nie anders gekannt,“ sagte sie fest, „als daß man seinen Vater lieben muß.“

„Um ja. Klingt ganz schön. Und das Muß darin erinnert mich ja auch wieder an das Väterliche. Aber, Hand aufs Herz“ — er erhob sich — „könnten Sie sich im Ernst denken, daß man m e i n e n Vater lieben kann?“

Fräulein schwieg. Sie dachte: könnte ich ihm doch helfen, könnte ich doch allen Menschen helfen! Die Welt ist doch so schön und das Leben — —

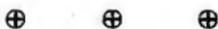
Eine Welle nahm einen großen Anlauf und überschlug sich dicht zu ihren Füßen. Der weiße Gischt bestäubte sie beide. Lachend schüttelten sie sich.

„Wir müssen fort. Es ist Zeit. Ich glaube, ich muß laufen, daß ich den Dampfer noch erreiche. Kommen Sie mit?“

„Wenn Sie erlauben.“

Sie lief voran, mit dem Wind, der das Kleid an sie preßte und sie vorwärts trieb. Hermann folgte langsam.

Ihr Lachen klang zu ihm herüber . . .



Im Görteschen Hause ging die Schneiderin ein und aus.

In vierzehn Tagen, an Theas Geburtstag, sollte die Veröffentlichung der Verlobung stattfinden. Jetzt, wo Julius Görke zugestimmt hatte, ließ er es an nichts fehlen. Es sollte eine große Feier werden in irgend einem Hotel, und die Familie und die Geschäftsfreunde mußten dabei sein.

Frau Görke schloß die Augen vor den Kosten, die das verursachen würde. Konnte man nicht im eigenen Hause feiern? Im engsten Familienkreise? War das nicht auch viel gemüthlicher?

Aber so sehr Julius Görke auch sonst für die Familie war, hier blieb er fest.

Jeden Tag kam Doktor Henning, und jeden Tag brachte er einen Strauß mit. Die teuren Sträuße belasteten schwer sein schmales Konto. Manchmal war Thea nicht zu Hause; sie war —

so hieß es — auf Einkäufen. Dann saß er still und bescheiden eine Viertelstunde im Wohnzimmer, hörte seiner Schwiegermutter zu und drehte verlegen an seinem Schnurrbärtchen.

Er war immer etwas „benommen“ in diesem Kreise, der so ganz anders war als alles, was er bisher gesehen, und auch so ganz anders, als er sich diese Kreise gedacht. Es ging gar nicht in dem großen Stil zu, den er bei den reichen Familien der Stadt als selbstverständlich vorausgesetzt hatte. Es ging gut bürgerlich, oft sogar recht kleinbürgerlich zu. Diese Wäsche, die ewig geflickt, diese Strümpfe, die ewig gestopft wurden, die ewigen Klagen Frau Görkes über die hohen Preise und die Ausgaben für die Verlobung machten ihn noch verlegener, als er ohnehin war. Er hatte manchmal das dunkle Gefühl, schuld an einer Unterwühlung der Görkeschen Finanzen zu sein, und kam sich halb wie ein Verbrecher vor . . .

Wie gut war es nur, daß er beim Anhalten auf jede Mitgift verzichtet hatte! „Ich will nur Thea,“ hatte er gesagt. „Nur Thea, sonst nichts.“

Nein, es war ein ungeheuerlicher Gedanke seiner Kollegen, die ihn mit der hohen Mitgift neckten und mit schlecht verhehlter Mißgunst davon sprachen, daß ihnen ihre Frauen außer einer Kaffeemühle nichts mitgebracht hätten. Es war

ungeheuerlich profaisch und erbärmlich dazu. „Ich will nur Thea, sonst nichts.“ Aber er hatte in seinem Bürgerinstinkt doch geschwiegen und sie in dem Glauben gelassen, daß er einen Goldfisch gekapert habe.

So versuchte er wenigstens, sich nützlich zu machen, schlug Hotels vor, die solche Feste zu billigerem Preise veranstalteten, oder riet, die Zahl der Gäste einzuschränken. Das tat er aber nur in Theas Abwesenheit. War sie da, hatte er nur für sie Augen und Sinn. War noch sonst jemand da? Sprach sonst noch jemand? Gab es überhaupt sonst noch jemanden auf der Welt? „Thea, bist du nicht auch meiner Meinung?“ Thea sagte „Ja“ und tat, was sie wollte.

Frau Görke sprach nie zu anderen über Henning. Nur zu Fräulein sagte sie einmal mit trostlosem Gesicht: „Meinen Sie, daß die beiden glücklich werden?“

„Sicher,“ sagte Fräulein, „er hat sie ja so lieb.“

„Das ist es ja gerade, Fräulein! Wenn er das nur weniger zeigen würde, wäre es besser für Thea. Aber keiner kann aus seiner Haut.“

Fräulein begriff nicht, wie man zuviel Liebe zeigen könne.

Julius Görke hatte von dem Augenblick an, wo Henning zur Familie gehörte, seine Meinung über ihn gründlich geändert. „Er ist ein tüchtiger

Mann, mit so jungen Jahren Doktor und Gymnasiallehrer. Denken Sie nur! Alle Vorgesetzten sagen ihm eine rasche Laufbahn voraus.“ Er hatte sich wohl gehütet, mit einem Vorgesetzten Hennings über ihn zu sprechen. „Ein lebenswürdiger, bescheidener Mensch. Wir haben ihn alle gern.“ Er ließ sich nie sehen, wenn Henning kam . . .

Seine Frau sprach ihm von Hennings Sparsamkeitsvorschlägen. Er lachte. „Er ist ja doch nicht bei Hännchen und Mannchen. Nein, einen Taler und acht Groschen kann es schon kosten.“

Thea kam dazu.

„Was sagst du denn dazu? Wollen wir im Volksspeisehaus in der Ankerschmiedegasse die Feier begehen?“

Thea wußte nicht, was er meinte.

Er lachte. „Görkes sind Görkes. Und Hennings sind Hennings. Und Armut kommt von der Powerteh.“

„Du bist mir rätselhaft, Vater.“

„Haha, laß es dir nur von Henning lösen, das Rätsel.“

Thea zuckte die Achseln. „Ach, Henning!“

Die Mutter legte sich dazwischen. So dürfe kein junges Mädchen von ihrem Bräutigam sprechen. „Denkst du, deine Mutter hat so von ihrem Bräutigam gesprochen?“

Thea lachte böse: „Nein. Dafür ist eure Ehe auch so vorbildlich.“

Görke machte „hm“ und blickte sie und seine Frau mißtrauisch an. Wie alle Tyrannen witterte er immer Verschwörungen.

Wenn solche Szenen kamen — und sie kamen oft —, erhob sich Fräulein mit ihrer Arbeit und ging in das Nebenzimmer. Sie fühlte sich beschwert; irgendwelche dunkeln Gefühle waren durch solche leichtsinnigen Worte beleidigt.

Sern hätte sie dann, wenn Henning erschien, ihm ein paar herzliche Worte gesagt. Aber er saß so steif und ängstlich abwehrend da, daß ihr das Wort im Munde erstickte. Offenbar wußte er nicht recht, wie er sie behandeln sollte, ob als Theas Freundin oder Theas Bedienstete. So wandte er die Diplomatie des Schweigens an und atmete auf, wenn ein Dritter dazukam.

Drei Tage vor dem Fest war Theas Kleid fertig. Sie war glücklich. Und in ihrem Glück dachte sie Fräuleins. „Was ziehen Sie eigentlich an?“

„Mein Dunkelblaues.“

„Schade, daß wir nicht daran gedacht haben, sonst hätte mein Weißes noch für Sie umgearbeitet werden können. Oder hätte Sie das gerniert?“

„Bewahre.“ Aber es gab Fräulein doch einen Stich durchs Herz. Die Herrlichkeiten ringsum

betäubten und erregten sie. Sacht strich sie über das seidene Kleid Theas. Einen Augenblick schloß sie in unbewußter, unbegründeter Seligkeit ihre Augen. Und in diesem Augenblick sah sie sich mit diesem Kleid angetan und gefeiert. Die Herren sagten zu ihr wieder „gnädiges Fräulein“, und sie hatten nicht mehr den bisherigen molanten, überlegenen Ton, in dem man sonst mit ihr verkehrte, mit dem Fräulein bei Görkes. Und einer — einer hielt um sie an. Sie schüttelte den Kopf. „Heute kann ich nicht antworten. Morgen. Morgen. Und dann steht ja auch Hermann Görke dort und sieht uns zu.“ Und Hermann Görke wandte ihr sein Gesicht mit müd ironischem Lächeln zu und trat zwischen sie und — ihn. All dies durchlebte sie in dem Augenblick, da sie ihre Lider schloß. Dann war alles vorüber. Sie saß wieder ruhig da und stopfte Strümpfe und hörte Frau Görke über die Ansprache der Schneiderin schelten.

Als Henning heute kam, mußte er zum Abendbrot dableiben. Und Tante Tischen erschien, und er durfte Tante Tischen heimbegleiten und sich von ihr zum Kaffee einladen lassen.

Er war glücklich.

Julius Görke hatte ihn in seinen närrisch-feierlichen Familienstammbaum aufgenommen. Im Nachtrag unter Note 46 standen die Anverwandten Hennings. Es war für Henning wie

eine Verewigung und Verherrlichung aller derer, die Henning hießen und nun das Glück hatten, in die Görtesche Familie zu zählen. Die Familie nahm ihn in ihren Schoß auf. Alles waren liebe, reizende Menschen. Er hatte sie alle lieb. Er würde es ihnen allen vergelten, daß sie ihm in ihrem festgefügtten Familientreis gewissermaßen eine neue Heimat beschert hatten. Am liebsten hätte er sie alle geküßt, alle. Aber er wagte es nicht.

Doktor Henning war glücklich; restlos glücklich ...

Ich suche dich

Als Fräulein sich an den Frühstückstisch setzte, saßen Frau Görke und Thea noch daran. Meistens aß jeder aus der Familie einzeln, der alte Görke, der früh ins Geschäft ging, zuerst; dann seine Frau, dann Thea und Hermann. Fräulein kam meistens zum Schluß heran; sie mußte ja erst Werners Schulaufgaben durchsehen und Eva anziehen; und dem Mädchen helfen. Wenn sie sich hinsetzte, war der Kaffee meist kalt und der Buttervorrat bis auf einen winzigen Rest — den Anstandsrest — verschwunden.

Fräulein liebte diese Stunde dennoch. Es war eine der wenigen Gelegenheiten am Tage, wo sie allein war. Dann las sie die Morgenzeitung, die inzwischen von Julius Görke auf den Kurszettel und das Politische, von Frau Görke auf die Verlobungen und Auktionsanzeigen, von Thea auf die Romane hin durchflogen war. Das Blatt war dann zerknittert und besleckt.

Fräulein atmete dann auf. Sie war eine Viertelstunde lang sicher, daß niemand sie rief und daß man sie in Ruhe ließ.

Heute aber saßen die beiden Damen noch am Tisch, schweigend und ihr entgegenhaltend, wie es schien.

„Es ist ein Brief für Sie da, Fräulein,“ sagte Frau Görke mit einer Stimme, die nicht ohne Schärfe war. Verwunderung, Vorwurf und Mahnung lag in der Stimme.

„Ja, ein Brief,“ sagte auch Thea.

Fräulein nahm den kleinen Brief auf. Er war adressiert: „An Fräulein bei Kaufmann Görke“. Er war von Langfuhr gestempelt, wo die Hochschule war und wo Lothar Franzius wohnte.

Fräulein fühlte eine Röte über ihr Gesicht fliegen, als sie den Brief aufnahm. Mit zitternder Hand goß sie sich aus der Ranne ein. Sie konnte es nicht verhindern, daß der Rassee überlief auf die rotgeblümete Tischdecke. Frau Görke schrie etwas auf.

Fräulein wagte nicht aufzusehen. Aber sie fühlte die Blicke der beiden Damen inquisitorisch auf sich gerichtet. Keine sagte etwas. Aber lag in ihrem Schweigen nicht deutlicher, als es in Worten hätte sein können, die Frage: Wie kommst du dazu, dir Briefe schreiben zu lassen? Wie kommst du dazu, ein anderes Leben neben dem zu leben, für das du Kost und Lohn von mir bekommst?

Frau Görke sprach mit erzwungen gleich-

Enderling, Fräulein. 7

gültiger Stimme zu Thea von Schuhen und Worten. Fräulein hörte ihre Stimme wie aus einer weiten Ferne: neben ihr lag der Brief, den sie vor den anderen nicht zu öffnen wagte.

Einen Augenblick sah sie Thea an. Aber sie bemerkte in ihrem Blick etwas Fremdes, fast Feindliches, das sie sich nicht zu deuten wußte. Was war denn nur geschehen?

Endlich standen beide auf und gingen hinaus. Von der Türe hörte sie Theas Stimme: „Nun wird Fräulein wohl den Brief lesen.“ Und ein hartes Lachen klang vom Flur herüber.

Fräulein traten die Tränen in die Augen. Was wollten sie von ihr? Warum ließen sie ihr nicht den kleinen Bezirk, in dem sie — sie selbst war?

Schnell öffnete sie den Brief. Lothar Franzius schrieb: „Liebes Fräulein! Hier stock' ich schon, wer hilft mir weiter fort? Ich weiß nicht einmal Ihren Namen. Ich weiß weder Vor- noch Familiennamen. Haben Sie überhaupt einen? Oder hießen Sie von Anbeginn an ‚Fräulein‘? Wenn Sie wüßten, wie oft mich dieses Unpersönliche schon geärgert hat, womit die Unpersönlichen Sie bedenken. Mein Examen ist morgen beendet. Es wird gut ausfallen, trotzdem ich gebüffelt habe. In acht Tagen reise ich fort. Nach Berlin. Bis dahin bin ich jeden Vormittag von zehn bis zwölf vor und in dem Fran-

ziskanermuseum und warte auf Sie, um mich von Ihnen ergebenst zu verabschieden. Warum ich es nicht bei meinen lieben Verwandten tue, wissen Sie ja. Nicht wahr, Sie tun mir die Freude und kommen? Wenn Sie wollen, läßt es sich schon einrichten. Man kann alles, was man will (— außer in der Kunst).

Auf Wiedersehen!

Ihr

Lothar Franzius.“

Fräulein hatte gewußt, was der Brief enthalten werde, und dennoch erschrak sie jetzt. Wie konnte sie sich mit ihm treffen, hier, wo sie keinen Schritt ohne Erlaubnis aus dem Hause kam, hier, wo sie auf der Straße bei jedem Schritt einen Bekannten treffen konnte? Ahnte er nichts von ihren Schwierigkeiten? Ahnte er nicht, welchen Peinlichkeiten er sie aussetzte?

Sie sah sich schon überrascht, zur Rede gestellt und schmählich entlassen. Und dann? dann? Eine neue Stellung suchen? O, sie dachte mit Grauen an das Spießrutenlaufen, an die unverschämte Musterung ihrer Person, an die Fragen nach dem Warum und Wieviel. Jede Frage war ihr wie ein Rutenstreich auf offenem Markt. Nein, das konnte sie nicht riskieren.

Aber dann fielen ihre Blicke auf den Schlußsatz: „Man kann alles, was man will (— außer in der Kunst).“ Sie wußte gut, worauf Lothar

Franzius mit den letzten Worten anspielte. Er hatte Maler werden wollen und auf den Kunstakademien Berlin, München, Stuttgart durchaus studiert mit heißem Bemühn. Eines Tages, als er durch eine Ausstellung ging und diese Überfülle von Namen sah, hinter denen sich so viele hoffnungslos ringende Talente und Halbtalente verbargen, sah er das Ausichtslose seines Kampfes ein. Und er empfand es plötzlich lächerlich, seine besten Jugendjahre hierbei zu verpuffen, wo man so wenig durch Werkarbeit und so viel durch das unverdiente Geschenk der Begabung oder eines Zufalls erzielen konnte. Er sah die Grenzen seines Könnens nur zu gut und packte noch am selben Tage seine Bilder zusammen in eine hübsche alte Bauerntruhe, die er mal am Ammersee erhandelt; die Rahmen schenkte er einem hungernden Kollegen. Dann hatte er, anfangs in erbittertem Kampf gegen viele innere Hemmungen, dann mit Ruhe, endlich mit der Befriedigung stufenweise erreichter Ziele studiert und war jetzt fertig. „Man kann alles, was man will (— außer in der Kunst).“

Wie ihn Fräulein bei diesem Satz erkannte! Sie sah ihn deutlich, wie er beim Schreiben ausgelesen hatte: ein leichtes Stirnrunzeln, ein Zucken um den scharfgeschnittenen Mund und ein energisches Zurechtrücken des Nackens.

Wie männlich war Lothar Franzius! Um

wieviel älter wirkte er als zum Beispiel Hermann, der doch nur zwei Jahre jünger war! Fräulein atmete tief auf. Lothar Franzius mußte ein guter Führer durch den verschlungenen Irrgarten des Lebens sein.

„Fräulein! Fräulein!“ rief eine Stimme ungeduldig. Sie mochte schon oft gerufen haben, ohne daß Fräulein gehört hatte. Sie erschrak. Das war ihr noch nie vorgekommen. Rasch nahm sie den Brief an sich, und da sie keine Tasche im Kleid hatte und ihn nicht offen in der Hand durchs Haus tragen mochte, steckte sie ihn in den Halsausschnitt der Bluse. Und wieder fühlte sie, wie ein Erröten sie überflog. Sie schalt auf sich, nahm das Geschirr und trug es hinaus.

„Ich darf ihn nicht lange warten lassen,“ dachte sie. „Wie peinlich für ihn, dort zu stehen und auf mich zu warten.“ Aber sie gewann es doch nicht über sich, an diesem Tag Frau Görke zu fragen. Und als sie am nächsten Morgen eine kleine Schwindelei in Szene setzen wollte, um loszukommen, verhaspelte sie sich bei den ersten Worten, stockte und gab die Sache auf. Nein, sie konnte nicht lügen. Sie hatte es nie gekonnt. Schon als Kind nicht. Der Lohn für die Wahrheitsliebe hatte stets darin bestanden, daß man sie für ein bißchen dumm hielt.

„Warum sage ich aber nicht offen: ‚Ich will mich von Lothar Franzius verabschieden?‘ Habe

ich kein Recht dazu?“ Ach, sie stockte schon bei dem Gedanken.

Nie hatte Fräulein so ihre Abhängigkeit gefühlt. Nie hatte sie so deutlich gewußt, daß sie Dienende war, wie in dieser Stunde. Langsam wuchs ein Groll gegen diese Menschen in ihr empor. Wer waren sie denn alle, was leisteten sie denn, daß sie sich anmaßen konnten, sie wie ein Kind zu behandeln, das keinen Willen mehr hatte? Sie waren in den Reichtum hineingeboren — das war alles.

Dafür kauften sie ihre Sprachkenntnisse, ihre Armkraft — das war nicht viel —, ihre Geschicklichkeit im Nähen, im Kochen. Nein, sie kauften mehr: sie kauften ihre Stimmung, ihren Leib und ihre Seele. Sie konnte sich nicht ausruhen, wenn sie wollte. Sie konnte nicht bei einer begonnenen Arbeit bleiben. Ein Ruf genügte, sie irgendwo anders hinzuschicken.

Gewiß, man brauchte keine Gewalt, aber man hatte stärkere Waffen. Man wußte: sie war ein junges Mädchen aus guter Familie, von guter Erziehung, — es genügte ja ein in sanftem Ton gegebener Befehl, der aber doch immer ein Befehl war und keine Widerrede erlaubte. Und da sie ein junges Mädchen von guter Erziehung war, war sie auch viel wehrloser als alle die kräftigen, robusten Dienstmädchen, die im Görkeschen Hause aus und ein gingen. Die hatten ihre freien

Stunden und wurden grob, wenn ihnen etwas gegen den Strich ging, und kündigten oder gingen einfach fort. Sie kamen überall unter. Und das „Verändern“ hatte keine Schrecken für sie.

Oft hatte Fräulein sich über sie geärgert; heute begann sie sie zu beneiden. Wie armselig und jämmerlich steht doch so ein junges Mädchen da, empfand sie; und sie begann zum erstenmal darüber nachzudenken, ob das so sein müsse und ob ihre Eltern nicht besser getan hätten, wenn sie . . .

Ach, das war alles müßig. Sie hatte nichts Bestimmtes gelernt, keinen Beruf, kein Handwerk, kein Studium. Sie hatte von allem ein bißchen gelernt, ein bißchen Sprachen, ein bißchen Handarbeit, ein bißchen Kochen, ein bißchen Musik, von allem ein bißchen. — Sie selber war nur „ein bißchen“. Sie war Fräulein . . . Und während sie die kleine Eva das Bauen mit einem Holzbaukasten lehrte und gleich darauf dem Mädchen beim Spargelpuzen half und darauf Frau Franzius einen Knopf an einen Handschuh nähte, ließ sie der Gedanke nicht los, daß sie nur „Fräulein“ war, daß sie ja keinen Namen hatte und daß sie so eigentlich schlimmer als Papagei und Hund daran war.

Lothar Franzius würde fortfahren und nicht einmal wissen, wie sie hieß. Wie erbärmlich war das alles! Wie dumm war das Leben . . .



Lothar Franzius ging in der stillen Fleischartgasse auf und ab. Die Männer saßen jetzt in den Bureaus, Kontors oder sonstwo, die Frauen bei der Hausarbeit, und zum Vergnügen ging keiner, der Zeit hatte, in dieser verlassenen Straße spazieren.

Auf einem Fensterblech lag eine fette Kage und ließ sich ihren schwarzen Rücken von der Sonne wärmen. Lothar Franzius, der Kagen liebte, trat zu ihr, streichelte über das weiche, warme Fell und kraute sie am Kopf über den schmalen, seltsam zusammengekniffenen Augen, die wie grüngelbe Glasstücke im Fell saßen. Sie schnurrte wohligh und dehnte und streckte sich, soweit es ihre Trägheit erlaubte.

Der Himmel war wundervoll blau. Nur ein paar verlorene weiße Wölkchen daran wie Watterbüsche. Am Ende der Straße stand ein alter vergessener Wartturm, der Trumpfturm, vieredig, schmucklos, mit graugelbem Anstrich. Davor ein dunkelgrüner Kastanienbaum mit prachtvoller, weitausladender Krone.

Von irgendwoher klang das „Täterätä, Täterätä“ aus Trompeten. Die Soldaten übten wohl in der Kaserne auf dem Wiebenplatz oder auf den grünen Wällen, deren Entfernung man plante. Es klang grell, disharmonisch in die Stille des Sommertages.

Er ging wieder zurück, dem Museum zu. Das

Museum war nach alten Plänen stilgerecht wieder aufgebaut. Es war einer der seltenen Fälle hier in der alten Stadt, die nie Geld genug gehabt hatte, um sich durch Restaurierungen zu verhältnissen. Gotische Zinnen und Fenster und Bogen — ja, ja, es war alles richtig: innen die Kreuzgänge, der Remter mit seiner Palmendecke, die steilen Fenster mit dem schönen Maßwerk, der Kreuzgang, der Klosterhof — ja, ja, alles war da. Aber das Beste hatte der Geheime Baurat, der es nachbaute, nicht schaffen können: die Erinnerung an die Jahrhunderte, den leichten Modergeruch in alten Hallen und Gängen, der etwas vom Duft sterbender Veilchen hat.

Es war kein Zweifel: sie kam nicht. Es war Unsinn von ihm gewesen, sie hierher zu bestellen. Was kannte sie denn von ihm, daß er sie zu einem Stellbuchein einlud? Und war sie nicht abhängig von allen möglichen, unmöglichen Leuten? Hermann würde sagen, sie liege in Ketten.

Als es elf schlug, öffnete sich die schwere Eisentüre, von der ein paar Steinstufen zum Vorgarten führten. Er trat ein.

Früher war unten ein wüstes Tohuwabohu gewesen. Bei seinem ersten Besuch hier hatte er erschreckende Dinge gesehen: in wildem Durcheinander Statuen Schopenhauers und Chodowieckis, der beiden großen Söhne der Stadt, Büsten der Königin Luise, des alten Friß und

des Astronomen Hevelius, lebensgroße Gipsabgüsse von Hochmeisterstatuen mit Namen und Jahreszahl ihrer Regentschaft, Michel Angelos Pietà und Moses. Und dazwischen Büsten unbekannter Größen, die ausführliche Lorbeerkränze um ihre schmalen Stirnen trugen. Jetzt waren ordnende Hände am Werk, sichtetes, merzten aus und stellten Vergessenes ans Licht.

Schnell ging er in den oberen Stock. Da oben hatte er noch das Gefühl, sie könnte inzwischen gekommen sein und jeden Augenblick hier oben auftauchen. Unten war das Warten zu unerträglich. Aber bald schämte sich Lothar Franzius seines Selbstbetrugs.

Er ließ die alten Niederländer, die ihn sonst entzückten, und ging wieder hinunter, durch den Vorgarten auf die Fleischergasse. Am besten war es, zu Görkes zu gehen. Es blieb wohl kein anderer Ausweg.

Als er die Langgasse überquerte, sah er Hermann Görke. Er stand unbekümmert um die Menschen, die an ihm vorbeiströmten, ihn anstießen und anlachten, und studierte eifrig die Fassade eines gegenüberliegenden alten Patrizierhauses, das in schönem Ebenmaß aufstieg und bis zum Giebel mit Steinplastiken bedeckt war. „1563“ stand am Giebel. Hermann stand verträumt da, ahnungslos über die Störung des Straßenverkehrs, die er bildete, verliebt bis über

beide Ohren in die reichen, üppigen, schönen Formen dieser Steingirlanden, dieser nackten Gestalten, dieser edlen Renaissanceornamente, die dort prunkten.

Lothar trat lächelnd auf den Freund zu. Als er ihn auf die Schulter klopfte, blickte Hermann ihn entgeistert, wie aus tiefstem Schlaf aufgeschreckt an.

„Was machst du hier?“

Hermann war böse. „Du hast einen schönen Gedanken gemordet. Mir ist eben der Plan zu einer wunderfeinen historischen Novelle gekommen, die sich um dieses Haus rankt. Nun ist er fort.“ Hermann hatte täglich Pläne zu wunderfeinen Novellen, die ihm fortliefen.

„Wo willst du hin?“

„Ich wollte zu dir.“

„Du — zu mir?“ Hermann sah ihn ungläubig an.

„Findest du das so sonderbar?“ Lothar Franzius hatte Hermann nie zu Hause besucht.

„Na, gleichviel.“ Hermann nahm ihn unter den Arm. „Nun aber wollen wir zu Rodenacker und einen Schoppen trinken. Das Denken macht durstig.“

Lothar ging ohne Widerspruch mit. Im Grunde war er froh, nicht zu Görtes gegangen zu sein, wie er geplant. Wer weiß, was ihn dort erwartet hätte. An der Post bogen sie in die

Hundegasse ein. Drüben stand der wuchtige alte Bau, grau und schwer.

„Du mußt dir die Träumerei abgewöhnen,“ sagte Lothar beim ersten Glas.

„Träumst du nie?“

„Nie.“

„Dann bedauere ich dich.“

„Wachen muß man! Die Augen auf bei Tag, und bei Nacht leichten Schlaf. So wird man nicht überrascht.“

Hermann schlug mit dem schweren Deckelkrug auf den alten dunklen Tisch. „Ich will aber überrascht werden, zum Teufel! Das ist das einzige, was mich mit dem Leben versöhnt, daß es vielleicht für mich eine Extraüberraschung im Hinterhalt hat.“

„Das kann leicht eine böse Überraschung werden, alter Freund.“

„Und wenn schon. Auch die böseste ist mir willkommen. Wie schön ist der Gedanke, daß in jeder Wolke so ein Bliß schläft, der auf mich niederfallen kann.“

„Blicke wirken mitunter tödlich.“ Lothar lachte.

Hermann trank das Glas aus und schob es dem Kellner zu. „Und wenn schon?“

„Ja dann —! Ich für meinen Teil will leben.“

„Das will ich ja auch,“ begann Hermann nach

einer Weile, und es war, als koste ihn dies Zugeständnis eine gewisse Überwindung.

„Siehst du wohl? Da mußt du aber klar sehen können.“

„Warum?“

„Um deine Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren.“

„Ziele? Das ist etwas für die Praktischen.“ Hermann sprach „Praktische“ wie „Verbrecher“ aus. „Es leben die Ideale!“

„Es leben die Ziele!“

Schwaches Licht umfloß die braune Holztäfelung, die dunkle Ecke, die schweren Tische und Stühle, die man kaum rücken konnte, und inmitten dieser Sinfonie in Braun die blauen, hohen holländischen Vasen und das matte Gelb der Messingleuchter. Vom Hofe klang das Stampfen der Maschinen in die alte Zeit, die hier traumschwer schlief. Im Rhythmus der Rollen und Räder rief die neue Zeit: „Ich bin da. Ich bin da.“

„Im Grunde meinen wir beide daselbe,“ sagte Lothar Franzius. „Nur, daß du es immer so quer ausdrückst. Du bist eben ein oder mehrere Jahrhunderte älter als ich.“

„Ich bin stolz darauf. Übrigens — wie gefällt dir eigentlich unser Fräulein?“

Lothar Franzius studierte eifrig die Buchstaben, die in den Deckel des Krugs eingeschnitten

waren. „Sie ist sehr sympathisch,“ sagte er endlich.

„Sympathisch? Das ist gar kein Wort für sie.“

„Welches denn sonst?“ Lothar sah Hermann aufmerksam an.

Aber der schwieg nun auch. Ihm fiel wieder jener Brief ein, den Lothar vor ihm versteckt hatte. Hermann wußte selbst nicht, durch welche Gedankenverbindung er gerade jetzt darauf kam. Im Grunde dachte er immer daran, so oft er an Lothar dachte. Es war das erste Mal, daß ein Geheimnis zwischen ihnen stand. Und so sehr es ihm auf der Zunge brannte, von Fräulein und seiner Liebe zu ihr und seinen Zweifeln zu sprechen, — er schwieg.

Lothar betrachtete ihn nachdenklich: Sie hatten beide soviel Gemeinsames gehabt, im Genuß und Haß, — sollten sie nun auch da das gleiche empfinden, wo es zum Bruche kommen mußte? War Hermann denn ein gefährlicher Gegner? Er war immerhin Hermann Görke, der Sohn des Millionärs Görke; und er war der Architekt Lothar Franzius ohne Aufträge, ohne Vermögen. Aber er war er, und Hermann war der Sohn des Vaters. Er sah wieder Fräulein mit Eva spielen und empfand mit tiefem Glücksgefühl das Mütterliche, das sie in jener Stunde wie ein milder Schein umgeben hatte. Er lächelte.

Hermann sah auf. „Worüber bist du so vergnügt?“

„Ich verweigere die Auskunft, Herr Staatsanwalt.“ Lothar lächelte noch immer. Je mehr er Hermann betrachtete, desto weniger nahm er Hermanns Gefühle für ganz voll. Vielleicht, dachte er, wird es ihn zum Dichter machen. Es sollte ja solche Fälle geben. „Prost, Hermann!“

Und sie tranken und lachten einander an, herzlicher als sonst. Beide Freunde hatten das Gefühl, dem anderen ein stilles Unrecht abbitten zu müssen . . .

Zu gleicher Zeit ging Fräulein in das Franziskanermuseum. Frau Görke hatte sie um halb zwölf mit einer Bestellung nach dem Poggenpfehl geschickt; sie war sofort in das Museum gegangen. Schnellen Schritts durcheilte sie die Räume. Scheuen Blicks seitwärts schielend stand sie vor alten Holzfiguren, vor niederländischen Landschaften. Schlittschuhläufer glitten über grauweißes Eis. Wilde Menschenknäuel balgten sich in Höllenrachen. Bauern tanzten und tranken auf einer Kirmes . . .

Lothar war nicht da.

Fräulein ging weiter. Ernste, stille Frauen arbeiteten in kleinen, blißhauberer Stuben. Männer in Allongeperücken blickten steif-geziert wie Opfer einer unbequemen Zeremonie. Bilder

der alten Stadt in früheren Jahrhunderten leuchteten matt aus schweren goldenen Rahmen. Italienische Reiter rasteten in der Campagna. Silbernes grünes Licht floß durch den Wald von Fontainebleau. Ein Bauernbursche saß auf lebensgroßem Gaul. Dachauer Mädchen stemmten sich gegen den Wind . . .

Fräulein ging langsam wieder hinaus. Die Straße war plötzlich belebt. Es war zwölf Uhr. Die Schüler stürmten aus den benachbarten Schulen hinaus, lachten, schrien und balgten sich. Hüte flogen durch die Luft. Fräulein ging still durch allen Lärm und alles Lachen.

„Nie sage ich ihm,“ schwor sie sich, „daß ich hierhergegangen bin. Nie. Ach, vielleicht werde ich es ihm auch nie sagen dürfen.“

Vor ihr gingen zwei Schüler; der eine zeigte dem anderen das Pensum für die nächste Religionsstunde: Der Versucher führte ihn auf einen hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche und alle Herrlichkeit auf Erden.

Ein Wagen, mit Ponys bespannt, lenkte den Eifrigen ab.

„Ja,“ dachte Fräulein, „so ist das Leben. Es zeigt uns alle Reiche und alle Herrlichkeit auf Erden und läßt uns dann im Tale, wo nichts mehr zu sehen ist.“ In ihren Augen lag eine große Mutlosigkeit und eine große Trauer.



Tiedemanns waren die Ersten, die in den Danziger Hof zum Verlobungsfest kamen.

„Ich habe heute nichts seit dem Mittag gegessen,“ gestand Tiedemann, „und auch da nur einen Eiertuchen. Donnerwetterchen, wollen wir aber heute den alten Görke schädigen!“

„Aber Männe!“ Frau Tiedemann schrie vor Wonne. „Du bist doch oft zu pudig.“

Ein wenig später kam Tante Berta. Sie war etwas indigniert, daß man sie nicht durch einen Herrn im Wagen hatte abholen lassen.

„Aber Tantchen, es ist ja noch keine Hochzeit, man bloß eine Verlobung.“ Das beruhigte sie endlich.

Frau Görke war schon fünfmal im Laufe des Tages im Hotel gewesen. Sie hatte den Restaurateur und den Koch halb zur Verzweiflung gebracht. Sie hatte immer das Gefühl, diese Leute würden etwas vergessen oder sich verspäten oder nicht das festgesetzte und bezahlte Menü bringen. Wie leicht konnten sie es mit irgendeinem anderen Essen verwechseln.

„Also zuerst Schildkrötensuppe.“

„Gnädige Frau können ganz unbesorgt sein —“

Frau Görke war aber nicht unbesorgt. Ihr Hausfrauensinn litt schmerzlich unter dem Gefühl, was hier alles wieder von der Tafel würde abgetragen werden müssen, ohne daß man es für die Familie verwerten könnte. „Es ist unver-

zeihslich von Vater, daß er es nicht zu Hause angerichtet hat.“

Aber Thea fand es viel schicker und war zum erstenmal seit langer Zeit mit dem Vater zufrieden.

Als um acht Uhr erst die Hälfte der Gäste da war, begann Frau Görke vor Angst bei dem Gedanken zu zittern, daß die anderen nichts von der Einladung wüßten, daß sie zu spät ergangen oder daß versehentlich ein anderes Datum angegeben sei. Und dann seien die halben Kosten zum Fenster hinausgeworfen.

„Dann futtern Tiedemanns das übrige auf,“ lachte Görke. „Es soll nichts vor die Schweine kommen.“

Endlich war alles so weit. Die Gäste saßen; die Musik begann. Und die Suppe — die Schildkrötensuppe — wurde aufgetragen. Der Wein blinkte, der Fisch kam. Frau Görke beruhigte sich.

Auf einen Wink Görkes brach die Musik ab. Görke sprach, beide Hände auf die Stuhllehne vor sich gestützt, langsam und deutlich vom Segen der Familie, vom Sieg des Familiengedankens, von der Ausbreitung des Görkeschen Familienstamms, der jetzt einen neuen Trieb ansehe.

Der Bräutigam sah glücklich lächelnd auf den Schwiegervater. Was für ein prächtiger Mann war das doch, dieser als unzugänglich verschrieene Millionär. Sprach er nicht wie ein Vater? Und

was für schöne Worte fand er doch! Er sah Thea strahlend an und drückte ihr selig die Rechte. Thea zog ihre Hand aus der seinen, mit leichtem Stirnrünzeln. Er merkte es gar nicht.

Aber Tante Berta hatte es wohl bemerkt. Sie beschloß, auf Thea zu achten und ihre Mutter gelegentlich zu fragen, ob sie sich noch immer nicht in die Ehe mit Doktor Henning gefunden habe.

Görke kam auf den Stand Hennings zu sprechen. „Die humanistische Bildung ist allezeit in unserer Stadt hoch in Achtung und Ehren gestanden.“ Er verkehrte nie mit einem Nichtkaufmann und sah auf seinen Schwager, den Oberlehrer, nur mit Achselzucken. „Die praktischen Stände Hand in Hand mit den wissenschaftlichen; der weit in die Ferne gerichtete Blick des Kaufmanns und der nach innen gerichtete Blick des Gelehrten — das ist das rechte Augenpaar für Stadt und Staat.“ Görke sprach lange. Tiedemanns sahen mißmutig, daß der Braten kalt ward und die Soße zu gerinnen drohte. „Und so heiße ich denn unseren lieben Doktor Henning in unserer Familie herzlich willkommen und bitte Sie, einzustimmen in den Ruf: Das Brautpaar hoch, hoch, hoch!“

Henning stieß sein Glas vor lauter Glückseligkeit so fest an Görkes Glas, daß es zersprang und ein Spritzer Rotwein auf Görkes helle Weste

gelangte. Die Tanten sahen darin ein Unglücksomen. Die Herren ein gutes Zeichen: „Das bedeutet Glück.“ Henning selber war tief unglücklich, um so mehr, als er im Gedränge der Gratulanten sein Bräutchen nicht fand.

Hermann stieß mit dem Onkel an. „Wie gefällt dir die Rede?“ fragte der Oberlehrer.

„Sie war stilvoll und taktvoll. Mein alter Herr wird noch mal Konsul werden.“

Oberlehrer Sanders lachte bitter. „Ja, die Rede war sehr taktvoll; das taktlose Wort Liebe kam nicht vor.“

„Nein, Onkel, du hast Recht, das kam nicht vor. Aber ob es Thea erwartet hat?“ Beide sahen zu der Braut hinüber, die eben lachend mit Lothar Franzius sprach, und dann blickten sich beide an, ohne den Gedanken auszusprechen, der sie erfaßt hatte.

Die Stimmung stieg mit jeder Viertelstunde. Ein Trinkspruch folgte auf den anderen. Baurat Brandstätter trank auf das Wohl des Elternpaares des holdseligen Bräutchens. Ein paar hatten das Hoch schon zu früh ausgestoßen, fielen jetzt aber doch enthusiasmiert in den allgemeinen Chor ein. „Ich finde, das Hoch hätte er schon früher sagen können,“ sagte van Steen — Kohlenkaufmann van Steen aus der Roepergasse — zu seiner Nachbarin; seine pfiffigen Augen blinkten wie Weihnachtslichter. Sie lachte etwas ver-

schämt: laut zu lachen wagte sie nicht mehr, seit sie gemerkt hatte, daß der genossene Wein nicht ganz ohne Wirkung geblieben war.

Ein allgemeiner Wirtwart entstand jedesmal, wenn ein Hoch vorbei war. Alle Gäste gingen um die Tafel herum, um mit den Görkes und dem Brautpaar anzustoßen. „Mein lieber Herr Görke,“ sagte Konsul Steputat, „wer hätte das je gedacht, nicht wahr? Ja, wahrhaftig, wer hätte das gedacht?“ Aber er wurde von anderen beiseite gedrängt.

Frau Görke umfaßte mit beiden Armen ihren Gatten: „Julius, wie glücklich ich bin!“ Ihre Tränen, die ja bei ihr sehr locker saßen, hinderten sie daran, zu sagen, wie glücklich sie war. Und Julius Görke wußte auch nichts Besseres zu tun, als sie zu umarmen und mitzuweinen. Er vertrug nicht viel. Er hatte sein Leben lang den Alkohol verachtet. Der rächte sich nun, und ein Glas genügte fast, um ihn umzuwerfen. Er wollte noch ein paar Zunächststehende umarmen, als ein lautes Gelächter von der anderen Seite des Saales her ihn ablenkte.

Mehrere Herren versuchten dort vergebens, den jungen Belau daran zu hindern, einen Stuhl zu besteigen. Es glückte ihm, und er rief, sein Glas, dessen Inhalt sich bei dem Ringen längst auf den Anzug ergossen, in der Luft herum-schwenkend: „Verehrte Anwesende, ich komme

jekt auf einen — hupp — einen Punkt, auf den bis dato noch keiner von den Anwesenden gekommen ist: ich meine die Damen.“ Trotz des stürmischen Gelächters schaffte sich seine bisweilen überschnappende Stimme Gehör: „Mögen sie leben! Mögen sie immer länger leben, wenn man es ihnen bloß nicht ansieht —“

„Bravo!“ rief van Steen — Rohlentkaufmann van Steen aus der Roepergasse — dem Redner zu, hob ihn aber dann trotz seines Sträubens vom Stuhl, faßte ihn unter den Arm und zog ihn zum Nebensaal. Julius Görke nahm seine Tätigkeit wieder auf. „Prosit, meine liebe Frau Belau — Prosit, meine liebe Frau Konsul — Prost, mein lieber van Steen!“

Herr Lenne — Kapitän Lenne von der Sidschen Linie — klopfte auf seine Schulter: „Na, nu müssen Sie wohl bald feste 'rausrücken zur Hochzeit?“

Aber Julius Görke wurde, so selbstvergessen er auch eben noch gewesen war, plötzlich nüchtern. Er bekam seine mißtrauischen Augen. „Sind Sie abgeschickt?“ fragte er. „Dann sagen Sie dem jungen Mann, was er ohnehin schon weiß: Es gibt nichts. Er kann ja bis zum Oberlehrer warten. Ich habe auch warten müssen.“ Er sah böse zu Henning hinüber, als trüge jener Schuld an seiner eigenen Heirat und deren Folgen. „Ich habe übrigens gerade genug Kosten mit meinem

Herrn Sohn.“ Und er suchte Hermann, fand ihn aber nicht.

Tante Berta sah mißbilligend auf das allzu lustige Treiben ringsum, und Tante Tischen, die ihr gegenüber saß, erwiderte ihr mit einem Kopfschütteln.

Baurat Brandstätter hatte die Frau van Steen zur Tischdame. Sie sprachen ausschließlich von der neuen elektrischen Bahn, die durch das Ruhthor fahren sollte, und unterhielten sich gut dabei. Liedemann sprach nur von Essen und prostete andauernd seiner Frau, die ihm gegenüber saß, zu. Zwischenhinein sumimte er mit vollem Munde die Melodien der Tischmusik mit. „Rennen Sie das?“ fragte er seine Tischdame, Frau Konsul Steputat.

„Nein,“ sagte sie dann jedesmal empört, und gefährlich die Augenbrauen runzelnd.

Oberlehrer Sanders hatte die Frau seines Kollegen Penner zur Tischdame. Sie schwärmte für neue Musik. „Sie auch, Herr Oberlehrer?“

„Nein. Ich schwärme nur für gute Musik.“

„Haha, natürlich. Das muß sie auch sein.“

„Also, dann sind wir ja wieder einmal einer Meinung. Wünschen Sie Roten oder Weißen?“

Henning hatte heimlich die Gläser mit seiner Braut getauscht. Langsam, genießerisch trank er nun aus ihrem Glas, die Spur ihrer Lippen am Rande suchend und lächelnd über seine List.

Sie ahnte nichts, und morgen erst würde er es ihr erzählen.

Hermann prostete ihm zu. Henning beugte sich weit über den Tisch zu ihm hinüber. „Auf gute Schwagerschaft!“ sagte er.

„Ja,“ sagte Hermann. Er wollte ihm gerne etwas Nettes sagen, aber er kam auf nichts Vernünftiges.

Die Musik spielte einen Blumenwalzer. Das Dessert kam. Man griff zum Sekt.

Hermann, der am unteren Tischende saß, hatte als Tischdame eine entfernte Verwandte, Meta Raminski, die einen ständigen Kampf mit ihrer gegenüberstehenden Mutter führte; alle zehn Minuten rief Frau Raminski herüber: „Meta, sitz gerade!“ Und Meta gab sich dann einen Ruck und saß wie ein Gardegrenadier in der Instruktionsstunde. Meta Raminski war starkknochig, und wenn sie sich einen Ruck gab, knackte es jedesmal . . .

Hermann sprach von Berlin und seinen Theatern. Meta antwortete nicht, aus Angst, ihre gute Haltung einzubüßen. Ihm gegenüber saß Fräulein, neben ihr der junge elegante Referendar. Sie lachte oft. Sie sollte nicht lachen, dachte Hermann. Warum lacht sie über diesen Proleten, der da sitzt wie ein kandiierter Frosch? Sie hat Gazellenaugen, und es ist merkwürdig, wie gut ihre blauen Augen zu ihrem braunen Haar

stehen. Es ist vornehm, distret, gedämpft. Van Dyck malte so etwas. Du da drüben bist die schmalhändige, soignierte Tochter eines seiner Edelleute. Mit den müden ovalen Gesichtern. Und ein schlechter Fälscher hat dich in diese Ostadesche Bauernkneipe hineinkomponiert, wo man trampelt und brüllt und vor Behagen pläzt. . .

Die Tafel wurde aufgehoben. Als er beim Aufstehen in ihre Nähe kam, konnte er eine Frage nicht unterdrücken: „Haben Sie sich's nun überlegt?“

„Was denn?“ fragte sie erschreckt.

„Heißen Sie nicht doch Sibylle?“

Sie lachte. „Ich habe überhaupt keinen Namen. Ich heiße ‚Fräulein‘. Nichts weiter. Wie kommen Sie übrigens darauf?“

Henning kam und nahm den jungen Schwager unter den Arm. „Mein lieber Junge, wie bin ich glücklich!“

„Ja,“ sagte Hermann zerstreut. Er sah Fräulein nach. Nun war ihre schlanke, leichte Gestalt im Nebenzimmer verschwunden.

Der dicke van Steen kam auf Fräulein zu. „Wissen Sie, Fräuleinchen, Sie sollten mal zu uns kommen.“

„Gern, Herr van Steen.“

„Nicht zu uns, Fräuleinchen. Meine Alte ist ja doch wohl anderer Meinung. Aber unserem Fräulein könnten Sie mal Gesellschaft leisten.“

Wir haben seit dem ersten eines. Ein nettes Marjellchen. Bloß nicht so niedlich wie Sie.“ Und er patschte Fräulein ein bißchen auf den Rücken. Van Steen hatte dem Bordeaux etwas heftig zugesprochen.

Fräulein antwortete nichts, sondern machte rechtsum kehrt.

„Sind Sie aber pazig!“ Van Steen begriff gar nicht, worüber Fräulein ärgerlich war.

Fräulein lachte kurz auf. Ihr war aber gar nicht lustig zumute. Ihre leichte Fröhlichkeit war verflogen. Ihre Unbefangenheit war fort. Dachten alle so über sie und ihre Stellung wie dieser dicke, schmunzelnde Mann?

So trat sie auch scheu Lothar gegenüber, der sie suchte. „Amüsieren Sie sich gut?“ fragte er. Sie bejahte kühler, als sie eigentlich wollte. Lothar sah sie verdukt an; dann fragte er vorsichtig: „Waren Sie in den letzten Tagen im Franziskanermuseum?“

Fräulein errötete und sah beiseite. Sie zögerte mit der Antwort. Drüben sprach van Steen mit Thea und Hermann. Alle sahen herüber und lachten. Lachten sie über sie? Das Fest, auf das sie sich so gefreut hatte, verlor allen Glanz und auch allen Zusammenhang. Sie empfand nicht mehr das Ganze, sie sah jetzt nur die Einzelheiten. Und die waren lächerlich oder beleidigend. Sie täuschte sich nun nicht mehr

darüber. Lothar wartete noch immer auf Antwort. „Nein,“ sagte sie plötzlich laut und scharf. Und sie erschrak fast über ihre eigene Stimme.

Er zögerte einen Augenblick; dann fragte er: „Warum?“ Und als sie mit Tränen in den Augen noch zögerte, fuhr er fort: „Sie haben mich doch nicht mißverstanden? Um Himmels willen!“

Seine Stimme klang so warm und herzlich, daß sie ihn anschauen mußte. Seine Augen blickten sie erschreckt an. „Nein,“ sagte sie plötzlich und gab ihm die Hand, ihn groß ansehend.

Dore Franzius kam dazwischen und holte ihren Schwager.

Drüben küßte Gerda die Braut. „Na, wie fühlst du dich denn?“

„Kolossal,“ sagte Thea und warf lachend ein Bonbon zum Referendar hinüber, der es geschickt auffing und sich mit einer Verbeugung bedankte.

Vor dem Tanz gab es noch eine Aufführung. Die jungen Damen hatten es sich nicht nehmen lassen. Sie verließen den Saal, um sich zu kostümieren.

„Ich fürchte, es wird nicht mehr viel damit werden,“ meinte Konsul Steputat, „die Stimmung ist schon ein bißchen heftig. Na, verlieren werden wir wohl nichts.“

Im Nebensaal waren Stuhlreihen aufgestellt, und man setzte sich, auf die improvisierte, ver-

hangene Bühne blickend, zu deren Seiten Oleanderbäume in grünen Rübeln standen. Der junge Belau, der sich seit dem Dessert wieder eingefunden hatte — er sah grünlichgelb im Gesicht aus —, fiel von seinem Stuhl. „Lassen Sie ihn nur liegen! Er liegt da ganz gut,“ rief Herr van Steen — Rohlentkaufmann van Steen aus der Koepergasse — seinem Nachbarn zu, der ihn aufheben wollte. Doktor Penner, der Literaturlehrer, runzelte die Stirn. Er hatte die begleitenden Verse des lebenden Bildes selbst gemacht.

Da ertönte hinter dem Vorhang eine getragene Melodie. Zwei, drei, endlich sechs weibliche Stimmen sangen einen Text dazu. Dann ging der Vorhang auseinander, und man erblickte sechs weibliche Gestalten, die in verschiedenfarbigen Gewändern und entsprechenden Blumen im Haar an der Erde lagerten. Jede stellte deutlich, sehr deutlich eine Blume dar. In der Mitte stand Meta Raminski, kerzengerade wie ein Wachtoldat, mit einem goldbronzierten Füllhorn. Wahrscheinlich als Blumenfee. Endlich deklamierte sie. Doktor Penner nickte ihr aufmunternd zu.

Es gab beträchtliche Stodungen, aber am Ende wurde viel Beifall geklatscht, und Görte, der längst wieder Haltung bekommen hatte, dankte in kurzer Rede für diese sinnige Huldigung der Jugend an die Jugend.

„Wie gefällt es dir, Onkel?“

Der Oberlehrer sah Hermann ernst an. „Es ist alles äußerst harmonisch. Du weißt: Viele Minus machen ein Plus.“

Meta Raminski ging an ihnen vorüber. Es gab jedesmal einen Knack, wie bei einer zerbrochenen Gelenkpuppe, wenn sie einen Schritt machte.

Hermann lachte. Seine Augen blizten. „Halte mich nur fest, daß ich mich in meine Tischdame nicht verliebe.“

„Es wäre ganz gut für dich. Sie würde dich prügeln.“

„Meinst du, daß es was nützt?“

Der Oberlehrer lachte. „Ich maße mir in Erziehungsfragen kein Urteil an. Ich bin auch am Ende nicht dienstlich hier.“

„Du verleugnest die Tradition. Ein Beamter ist immer im Dienst.“

Oberlehrer Sanders schnarrte im Papageienton: „Schafskopf.“

Der Tanz begann. Es schwirrte, lachte, wogte und fügte sich zum Reigen.

Die meisten tanzten gut. Am lebhaftesten die alten Herren. Henning führte Thea nach zwei Runden auf ihren Platz. „Ich muß mit meinem Herzen vorsichtig sein.“

„Du bist eben zu dick,“ sagte sie ruhig.

Er zuckte zusammen, schwieg aber.

Thea ging an den Säulen des Saals entlang in einen der halbdunklen Nebenträume. Sie hatte Lothar Franzius dahineingehen sehen.

„Nun, wie fühlst du dich als Braut?“ fragte er leicht hin.

„Gerade du solltest die dumme Frage nicht wiederholen.“

„Ich nicht?“ Er zupfte an der weißen Binde und ging einen Schritt zurück.

„Ja. Gerade du nicht.“ Sie folgte ihm.

Wie dumm, daß man nicht Licht machen kann, dachte er.

„Ich suche dich, Lothar. Ich suche dich die ganze Zeit. Hast du denn alles vergessen, Lothar?“

Beide dachten eines Sommernachmittags auf dem Waldweg bei Zoppot. Lothar war damals zum erstenmal hier.

Sie waren von der Gesellschaft abgetommen, die nach Adlershorst zugin. Durch das Blätterdach tropfte Sonnenlicht. Verwunderliche, phantastische Zeichnungen lagen auf dem Weg; bizarr gewundene Arabesken, schwarz und gold, wie auf alten Meßgewändern. Sie gingen mit unsicheren Schritten. Denn beide spürten die Sommer Sonne im Blut. Als sie auf dem Weg ausglitt, fing er sie auf. Sie hatte sich dicht an ihn gedrückt, und nun . . . nun spürte sie seine Küsse auf ihrem Haar.

Durch einen Ausschnitt des Laubwaldes flimmerte die See mit klarem, schwertklingenscharfem Licht herüber. Der Wald stand wie gebückt unter der Fülle des Sommersegens. Ein Schmetterling schwebte fast ohne Flügelschlag vorüber.

Alles hatte nur eine Minute gedauert, denn die Stimmen der anderen waren hörbar geworden, und sie waren auseinandergefahren. Aber Thea hatte diese Minute nicht vergessen. Sie würde sie nie vergessen . . . Das wußte sie jetzt.

„Ja, Thea,“ sagte er fest. „Ich habe alles vergessen. Und ich glaube, auch du mußt es.“

„Ich muß? ich muß? Aber warum denn?“

„Du bist die Braut eines anderen geworden,“ sagte er ruhig.

„Es kann noch alles gut werden, Lothar.“ Sie rang die Hände, und er spürte es ihrer Stimme an, daß sie zu weinen begann.

Er gab sich einen Ruck. „Ich bin nicht derjenige, der einem anderen die Braut wegnimmt. Noch dazu einem Henning.“

„Auch nicht, wenn ich dir sage, daß ich ihn nicht liebe —?“

„Du mußt es doch einmal getan haben, Thea, zum mindesten in dem Augenblick, als du Ja sagtest.“

Sie schrie auf. „Da am wenigsten!“

„Dann war es nicht recht von dir, daß du ihm Ja sagtest.“

Sie faßte seine Hand. Er konnte nicht weiter zurück. Hinter sich fühlte er ein Fensterbord.

„Quäle mich doch nicht, Lothar.“ Er spürte den Hauch ihres Mundes an seinem Gesicht. „Damals — damals war es das einzigemal in meinem Leben, daß ich liebte. Ich habe viele Dummheiten gemacht, ja, Lothar. Aber ich bin nicht schlecht.“

„Das weiß ich, Thea.“

„Nicht wahr? Und nun muß ich ja auch dafür büßen.“

Er schob sie sacht von sich fort. „Was willst du nun, daß ich tun soll?“

„Ich weiß nicht, Lothar. Wenn du es nicht weißt — wenn du es nicht wissen willst — —“

Sie tat ihm leid. Er kannte sie gut. Er wußte von ihren vielen, vielen Liebeleien. Er wußte, daß sie haltlos war wie ein Vogel, der noch nicht flügge. „Es wird ja alles gut werden, Thea.“

„Ohne dich??“

„Ich glaube, es kommt jemand,“ flüsterte er. Die Tür zum Gang klappte.

Thea lief von ihm weg in den Saal hinein. Nach einer Weile folgte ihr Lothar langsam.

Draußen begegnete ihm Oberlehrer Sanders. „Ich glaube, Lothar, es ist Zeit, daß du gehst.“

„Warum?“

Der Oberlehrer sah ihn groß an. „Das weißt du nicht?“

Lothar erblaßte: der Oberlehrer hatte also alles mitangehört. Aber er zwang sich zu einem Lachen. „Mitten im Tanz kann ich doch nicht fahnenflüchtig werden.“

Aber der Oberlehrer ließ ihn nicht. „Mit allen darfst du tanzen. Nur mit einer nicht.“

„Ich weiß. Sei ohne Sorge!“

Die beiden gaben sich die Hand und sahen sich ernst an.

„Wann reifest du, Lothar?“

„Morgen mittag.“

„Ich wünsche dir soviel Gutes, wie du verdienst. Sieh zu, daß es viel sein kann!“ —

Hermann Görke stand auf einem Balkon nach dem Platz zu und sah hinaus. Ein Duft von Goldlack und Nelken schwebte herüber. Er lehnte sich weit hinaus. Als sich seine Augen an die Dunkelheit draußen gewöhnt hatten, erkannte er die Silhouetten der Türme da hinten: den Stockturm, das Rathaus, die Marienkirche, die vier Giebel des alten Zeughauses.

Da hob es an zu klingen. Zuerst das Glockenspiel vom Ratsturm. Es spielte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten . . .“

Wir haben nicht mehr die Naivität zu diesen Dingen, dachte Hermann; aber man muß zugeben, daß es was Schönes ist.

„. . . und hoffet auf ihn alle Zeit . . .“

In das helle Spiel mischten sich dunkle, sonore,

wuchtige Töne. Das waren die Glocken von St. Marien. Ein Turm nach dem anderen erwachte, und eine Glocke nach der anderen klang herüber.

„Du heißt doch Sibylle,“ sagte er halblaut.

Eine Flut von Tönen überschwemmte die schlafende Stadt und hob ihn empor und trug ihn fort.

„Sibylle . . . Sibylle . . .“

Die hundert Türme der Stadt sangen.

Eine Flucht

Thea lag auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer und verfolgte die Sonnenkringel an der Decke.

Sie war noch müde vom gestrigen Fest. Es war schon hell gewesen, als sie nach Hause gekommen waren. Herrgott, hatte sie getanzt! Als sei es das letztemal gewesen . . . Und in all dem Lachen und Wirbeln, Wirbeln und Klingeln hatte sie — das fühlte sie jetzt mit Beschämung — auch Lothars vergessen, der irgendwohin verschwunden war. Alles war so lustig und lockend gewesen, und wie hatte sie doch gelacht! Als sei es zum letztenmal gewesen . . .

Thea sprang von der Chaiselongue auf. Es war auch zum letztenmal gewesen. Nun kam der Alltag. Nun hatte sie in allen Zeitungen der Stadt als Verlobte gestanden. Nun hatte die halbe Stadt ihr gratuliert. Es sollte auch zum letztenmal gewesen sein . . .

Sie biß die Zähne zusammen und ging in ihrem Zimmer auf und ab, tiefe Furchen im Stirn und Mund. Als sie vor den Spiegel trat,

blickte sie doch hinein. Du liebe Zeit, wie ernst sah sie aus, wie unglücklich! Man mußte Mitleid mit so einem jungen Menschenkind haben — — und beim Anblick ihres Mitleids begann Thea richtig zu weinen.

Eine Weile betrachtete sie noch ihr weinendes Spiegelbild. Aber als sie merkte, daß die Nasenspitze rot wurde vom Weinen, fand sie es dumm. Sie trocknete energisch die Tränen und setzte sich ans Fenster.

Was würden ihre Verehrer wohl sagen, wenn sie sie so trostlos und gealtert sähen? Ja, auch gealtert sah sie aus. Sie hatte es nur zu gut gemerkt. Es war auch kein Wunder. Es wäre auch kein Wunder gewesen, wenn sie graue oder weiße Haare bekommen hätte.

Wie nett war der Referendar gestern gewesen! Was für lustige, verwegene Sachen hatte er ihr doch ins Ohr geflüstert! Jetzt war das alles vorbei. Eigentlich hätte es gestern schon vorbei sein müssen . . .

Und Lothar? Er hatte gut ausgesehen. Wer glich ihm hier noch unter den jungen Männern ihres Kreises? Er hatte im kleinen Finger mehr Energie als die anderen alle zusammen. Wo war er nur geblieben? Mutter hatte gesagt, daß er sich gleich verabschiedet habe. Ließ er sich nicht mehr sehen?

Die Sonnenkringel tanzten an der Decke. So

hatten sie damals auf dem Zoppoter Promenadenweg getanzt ... Schön und unruhig und flüchtig wie das Leben ... wie die Liebe ...

Drunten sah sie den Onkel, den Oberlehrer, über den Platz gehen, in seiner charakteristischen Haltung: etwas vornübergebeugt, mit den Armen beim Gehen herumrudernd. Nun trat er unten ins Haus ein.

War er glücklich? Es war sonderbar: Sie war noch nie auf den Gedanken gekommen, danach bei anderen Menschen zu fragen. Jetzt, wo sie sich so weit von Glück fühlte wie nie zuvor, jetzt ließ sie alle an sich vorüberziehen. Den Vater — ja, er war glücklich in seiner selbstsicheren, selbstgläubigen Art. Die Mutter — sie klagte oder jammerte eigentlich den ganzen lieben, langen Tag, aber glücklich war sie wohl doch. Den Onkel — sie wußte so wenig von ihm, von ihm, der immer so freundlich zu ihr war.

Sie stand auf und ordnete vor dem Spiegel ihr Haar. Dann lief sie die Treppe hinunter zu dem Onkel.

Der Oberlehrer zog mit vollen Zügen an seiner Pfeife. Vor ihm lag ein großer Stapel blauer Hefte mit ängstlich in die Mitte geklebten Etiketts, die mit ungelenteten Buchstaben verziert waren: „Aufsagheft“.

Einunddreißig Hefte hatte er gestern korrigiert; jetzt las er zum zweiunddreißigsten Male:

„Wie bringt Schiller uns Wallenstein menschlich näher?“

Er war eben dabei, mit roter Tinte ein großes A an den Rand zu schreiben, als es klopfte. Erst ganz bescheiden, dann in regelrechtem Trommelwirbel. Und ehe er noch „Herein“ gerufen hatte, kam Thea.

„Dacht' ich mir's doch! Wer hat es denn auch so eilig wie die Jugend?“

„O, ich stör' dich, Onkelchen? Soll ich wieder gehen?“

„I bewahre. Laß mich nur noch diesen wunderbar gebauten Satz zu Ende lesen, zu dem einmal Atemholen faktisch nicht ausreicht: Nicht nur durch seine erstaunliche . . ., nicht nur durch seine großartige . . ., sondern auch durch . . ., die ebenso klug wie edel ist, nähert sich Wallenstein unserem Herzen. Was hältst du davon?“

Thea zuckte die Achseln. „Meiner Meinung nach ist das Quatsch.“

„Meiner Meinung nach auch, mein Kind. Und doch muß ich den Bengel, der mit diesem Satzungetüm eine halbe Seite füllt, noch loben, daß er das fertiggetriegt hat. Jetzt kriegst du wohl so einen leisen Schimmer von Lehrerfreuden, nicht? Das soll nun deutsch lesen, soll einen deutschen Dichter verstehen können. Es ist nicht zum Ansehen, nicht zum Ansehen.“

„So durchstreich es doch und schreib eine dicke Fünf hin!“

„Dann hebe ich die ganze Philologie aus den Angeln. Und ich bin kein Herkules. Laß ihn nur schreiben. Es wird ja doch ein Beamter, und da kann er kein Unheil anrichten. Da braucht er niemand ‚menschlich näher zu bringen‘.“

„Warum gibst du auch so ein greuliches Thema?“

„Das ist mir vorgeschrieben. Ich wasche meine Hände in Unschuld.“

„Du Ärmster!“

„Danke. Mitleid ist süß wie Honigseim und tut gerade so gut. Wenn die Schüler alle wüßten, wieviel ihrem Lehrer vorgeschrieben ist, sie würden Erbarmen haben.“

„Sind sie schlimm?“

„Lehrer sein kommt gleich hinter Galeerenarbeit.“

„Du bist ein vorbildlicher Pädagoge, Onkel. Denken alle so?“

„Ob sie so denken, ist nicht so wichtig, mein Kind. Wenn sie nur anders handeln. Die meisten von uns kommen mit der Sträflingsmiene ins Klassenzimmer und erzeugen Verbitterung, ohne daß sie wissen, warum. Denn die Schüler sind jung, und junge Menschen haben ein noch fein empfindliches Tastvermögen der Seele. Sie spüren ganz richtig die Beleidigung, die in dieser Auffassung des Berufs steckt, und setzen sich auf die Hinterbeine. Jeder Lehrer, der wie der

Vortrab einer feindlichen Macht angerückt kommt, darf sich nicht wundern, wenn er auf eine feindliche Gruppe stößt. Fast jede Schulstunde ist heute ein stiller Krieg.“

„Aber ein unblutiger.“

„Leider nicht. Den Kindern wird die Freude am Lernen genommen, und sie gehen so ihr Leben lang blind an den Schätzen von Tausend und einer Nacht vorüber. Und dem Lehrer wird die Freude am Lehren genommen. Das sind die schlimmen Wunden, die nach innen bluten.“

Thea schwang sich auf den Schreibtisch und legte ihre Hand an den großen Globus. In der Ecke auf einem Bücherregal stand eine Schopenhauerbüste.

„Bist du eigentlich glücklich, Onkel?“

Er lachte. „Hast du keine anderen Sorgen?“

„Ich kam heute so darauf.“

„So. Gerade heute? Ist man etwas vertatert?“

„Aber nicht die Spur. Ehrenwort.“

„Ich habe dich aber oft und tief ins Glas gucken sehen.“

„Alles vertanzt. Ich bin nüchtern wie ein Frosch im Wallgraben.“

„Ja, aber wenn man nüchtern ist, fragt man doch nicht nach dem Glück seiner Mitmenschen?“

„Ich bin nun mal so.“

„Ja, wenn du nun mal so bist, werde ich auch

mal so sein. Also, Theagöttin: Der dort in der Ecke hat gesagt: Ich habe noch keinen Menschen glücklich gesehen, außer er wäre betrunken gewesen.“

Thea sah zu Schopenhauer hinüber. Wie unerbittlich waren diese Augen, wie wissend dieser Mund. „Da haben wir's. Es gibt also keins.“

Der Oberlehrer stopfte seine Pfeife von neuem und zündete sie langsam an. „Glück, liebes Kind, ist etwas Relatives.“

„Das ist mir zu hoch.“

„Also sieh mal: Du kennst doch den Eischler Schönhut?“

„Das Hinterbein.“

„Ja. Er hat das kurze Bein bei der Gelegenheit bekommen, die ihn ins Zuchthaus brachte.“

„Ach ja, er hat ja gefessen —“

„Wegen Einbruchs mit Revolver und so. Ich habe ihn mal gefragt, wie es da war. Ach, sagte er, ganz schön. Namentlich im Frühling. Da ragte ein Zweig aus einem benachbarten Garten über die Zuchthausmauer, und dieser Zweig war ganz voll blauer Blüten ohne Blätter. Es muß eine Abart von Magnolien sein, die da geblüht hat. Und solange dieser eine schwarze Zweig seine großen blauen Blüten herüberreichte, war er glücklich. Er sagt, sie seien in diesen Tagen

alle früher aufgestanden, als es die Zuchthausordnung verlangte. Eines Nachts rasierte der Wind dann die Blüten ab. Da war das Glück vorbei.“

„Das Glück — —“

„Ja, es ist relativ. Unter anderen Verhältnissen hätte Schönhut, der sonst ein Duhnas ist, den Teufel nach dem Magnolienbaum gefragt. Dort machte er ihn auf ein paar Tage glücklich.“

„Und du?“

„Wie meinst du?“

„Du entgehst mir nicht, Onkel. Bist du nun glücklich?“

„Wenn die Aufsätze beendet sind, ja. Dies Glück hätte ich nie gehabt, wenn ich — nun wenn ich etwa einen anderen Beruf erwählt hätte.“

„Wolltest du einmal etwas anderes werden, Onkel?“

„Ja, Kind, ein großer Gelehrter wollte ich werden. Einer von den großen Sternkundigen, die das Weltbild erweitern.“

„Warum ging es nicht?“

„Das Geld reichte nicht.“

„Aber ihr seid doch reich gewesen?“

„Gerade deshalb. Hätten wir uns einschränken müssen, wäre alles gut gegangen. Aber reiche Menschen geben mit lahmen Händen.“

„Das muß eine schwere Enttäuschung gewesen sein.“

Er wehrte ab. „Damals, ja.“

„Und da wolltest du reden, daß du glücklich bist?“

„Ja, Kind.“ Er sah sie lächelnd an. „Ich bin glücklich, wenn die Abendsonne auf die Marienkirche scheint und der Turm wie mit Burgunderwein übergossen scheint. Ich bin glücklich, wenn ein Schüler nach der Stunde zu mir kommt und mich nach einem Buche fragt, das er sich kaufen möchte. Ich bin glücklich, wenn die Ferien kommen. Ich bin glücklich, wenn ich einen glücklichen Menschen sehe, der wie die Erfüllung der Schöpfung ist.“

„Gibt es solche?“

„Ja. Man muß nur die Augen dazu haben.“ Er stand auf und ging im Zimmer langsam auf und ab. Die Wolken aus seiner Pfeife hatten eine blaue Schicht gebildet, aus der sein Kopf immer wieder auftauchte.

Thea sah kläglich vor sich nieder. „Ach, deine Weisheit ist etwas für alte Leute, Onkel.“

Er blieb stehen. „Du hast Recht. Nun will ich dir aber eine für junge Leute geben. Es ist ein altes Rezept, gut erprobt von allen Autoritäten der Lebenswissenschaft: Mache glücklich, dann bist du es auch!“

Thea schwieg.

Der Onkel fuhr fort: „Du hast hier ringsum mannigfache Gelegenheit.“ Er sah die Szene

im halbdunklen Nebenzimmer des Festsaals vor sich — Theas vergebenes Werben um Lothar —, und er bemühte sich, ihr näher zu kommen. Aber er fand nicht das rechte Wort. „Henning läßt dich grüßen,“ sagte er endlich.

„Danke.“

„Er zittert, wenn er deinen Namen ausspricht. Denk nur!“ Thea schwieg. „Bist du nicht glücklich, daß du einen Menschen so glücklich machen kannst?“ Thea schüttelte nur den Kopf. „Tausend Frauen würden dich darum beneiden.“

„Ich beneide diese Frauen nicht,“ sagte sie hart.

Es klopfte. Frau Görke steckte den Kopf ins Zimmer. „Weißt du nicht, wo Fräulein ist?“ fragte sie aufgeregt. „Seit einer Viertelstunde suche ich sie.“

„Ich sah sie mit Eva hinaufgehen.“

„Ach Gott!“ Tief seufzend zog sich Frau Görke zurück.

„Denk nur,“ sagte der Oberlehrer, „wie schlimm es Fräulein hat! Keine friedliche Minute am Tage, geht wie ein Zirkuspferd, immer in der Runde.“

„Dafür wird sie ja bezahlt.“

„Pfui, Thea. Man bezahlt keinem Menschen seine Freiheit. Man bleibt immer sein Schuldner.“

Sie sprang vom Schreibtisch herab. Ihre

Augen blickten. „Ich will von Fräulein nichts hören. Ich will nicht. Hörst du?“

„Aber Kind, du solltest doch soviel Gefühl für sie haben —“

„Gefühl? Hat sie es denn für mich?“

„Sicher, Kind. Sie freut sich von Herzen über dein Glück.“

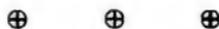
„Über mein Glück mit Henning freut sie sich, ja. Und weißt du, warum?“ Sie trat ganz dicht auf den Onkel zu. „Weil ihr nun niemand mehr bei Lothar im Wege ist.“

„Bei Lothar? Wie kommst du darauf?“

„Sie bekommt Briefe von ihm.“ Sie schrie auf. „Aber sie soll ihn nicht haben, sie soll ihn nicht haben!“ Und ehe der Oberlehrer sie noch halten konnte, stürzte sie weinend aus dem Zimmer.

Der Oberlehrer schloß langsam die offen gebliebene Türe. Jeder muß seinen eigenen Weg gehen, empfand er mit Trauer; nichts hält ihn zurück und kann ihm Umwege ersparen. Nicht Liebe noch Verstehen. Das macht: Wir sprechen alle verschiedene Sprachen; der alte Babelsfluch ist noch nicht von uns genommen. Wir sind alle einander fremd.

Und ernst blickte er in das Antlitz Schopenhauers, das in einem eben vorüberflutenden Sonnenstrahl sich zu beleben und ironisch zu lächeln schien.



Lothar Franzius hatte von Berlin aus einen Brief an Thea geschrieben; es waren ruhige, kühle Zeilen. Er entschuldigte sich, daß er so plötzlich habe abreisen müssen, da er sich in Berlin habe vorstellen müssen. „Ich muß für meine Zukunft tun, was ich kann, nicht wahr? . . .“ Er hoffe aber, bei der Hochzeit zu sein, und bitte, allen seine ergebenen Grüße auszurichten.

Es waren ruhige, kühle Zeilen — aber sie glühten auf dem Papier und brannten in Theas Herz und Händen. Sie las die wenigen, in den klaren, steilen Zügen geschriebenen Zeilen wieder und wieder und las immer Neues daraus. „Liebe Thea“ stand am Anfang. War das nicht eine Liebeserklärung? Gewiß, eine scheue — aber Lothar war ein scheuer, vorsichtiger Mann. Er rechnete darauf, daß sie richtig las. Und je deutlicher sie im Unterbewußtsein die Gleichgültigkeit seines Schreibens empfand, um so zäher und erbitterter hielt sie sich an das, was sie in die Zeilen und zwischen sie hineinlegte. „Liebe Thea,“ flüsterte sie vor sich hin. Wie das klang: „liebe . . . Thea . . .“ Und als sie den Brief zum hundertstenmal gelesen hatte, war sie fest überzeugt, daß es ein Liebesbrief, ein glühender, begehrender Liebesbrief sei.

Konnte er denn anders schreiben? Mußte er nicht damit rechnen, daß der Brief von allen gelesen wurde? Was hätte sie denn sagen sollen,

wenn Mutter sie fragte, was Lothar schrieb? Und wem hätte er den wichtigen Brief geben können? Zu wem konnte er Vertrauen haben? Nein, nein, es war klug und vorsichtig von ihm gehandelt. Er wollte sie nicht bloßstellen. O, er war so bedacht auf ihre Ruhe, auf ihren Frieden, wie es nur einer konnte, der liebte. „Liebe . . . Thea . . .“

Und nun hätte sie darauf geschworen, daß er sie liebe.

Draußen fiel der Regen. Er klatschte gleichmäßig, so daß man das monotone Geräusch kaum mehr hörte. Thea drückte die Nase an den Scheiben platt und freute sich über die kleinen Fontänen, die jedesmal entstanden, wenn ein paar dicke Tropfen zugleich auf das Fensterbrett schlugen und dann hoch aufsprühten.

Sie horchte auf die Schritte der Vorübergehenden und sumnte leise das Kirchenlied mit, das eben vom Turm der Katharinentirche herübertönte. Nun schlug es dumpf, langsam, gewichtig, als künde jeder Glockenschlag etwas ganz Bedeutsames.

Unten trat ihre Schwester, Frau Dore Franzius, aus dem Hause. Jetzt ist niemand unten, dachte sie und lief hinab.

Das Wohnzimmer war leer. Aus dem hinteren Zimmer hörte man Fräuleins Stimme, die Werner im Französischen überhörte, und Evas

Lachen klang gedämpft dazwischen. Auf dem Schreibtisch der Schwester stand neben kleinen Tassen und Tassen aus Porzellan und Photographien auch das Bild Lothars. Einen Augenblick zögerte sie. Dann nahm sie es an sich und betrachtete es.

Als aber Evas Schritte nähertamen, steckte sie es in den Ärmel und flüchtete nach oben.

Aber es hielt sie nicht mehr im Hause. Draußen regnete es noch immer. Ein weicher, schmeichelnder Regen. War es nicht herrlich, sich von ihm umsprühen zu lassen, durch die Pfützen zu patzchen, sich das Gesicht von ihm kühlen zu lassen und zu laufen, zu laufen — bis alles wieder still war, alles . . .

Nein, es sollte nicht still werden: Der Jubel in ihrem Herzen durfte nicht zur Ruhe kommen!

Der Dunst hing über den Gassen und schob sich wie Kulissen in sie hinein. In den schmalen Gassen war es trotz der Nachmittagsstunde dämmerig. Die hohen, hohen Häuser schatteten und drückten. Nein, es war doch nicht schön, durch den Regen zu laufen. Sie bog in die Portechaisengasse ein. Da war die Westfälische Konditorei.

Innen am Eingang saß ein graubärtiger Herr, der einen offenbar aussichtslosen Kampf mit einem widerspenstigen Napoleonstuchen kämpfte, der über den Teller zu springen versuchte.

Sie bestellte sich etwas unten am Büfett und

ging die schmale eiserne Wendeltreppe empor, die zu der kleinen Galerie führte, einem echt Danziger Hängeboden. Dort standen im wohligen Halbdunkel drei Marmortischchen. Aber als sie oben war, bereute sie, daß sie hinaufgegangen war: oben saß Gerda und blätterte in einem illustrierten Blatt.

Sie jubelte, als sie Thea sah. „Ich war auf dem Weg zu dir, aber der Regen war zu böse. Nun ist es aber doppelt fein, daß wir zwei hier allein sitzen.“

Sie sprach vom gestrigen Tag, von den Reden bei Tisch: „Du, dein Vater ist wirklich ein Redner, Papa sagt es auch;“ von der Aufführung: „Die Meta hatte wieder einen Ladestock verschluckt;“ und den Tänzen — Gerda hatte den Referendar als Haupttänzer gehabt —: „Ein verrücktes Huhn! und verliebt bis über beide Ohren. Ach Gottchen! Weißt du, worum er mich gebeten hat?“

„Um ein Vielliebchen?“

„Nein, ich solle doch nach Berlin kommen, wenn er da ist.“

Thea wurde aufmerksam. „Du sollst nach Berlin kommen?“

Gerda wurde rot. „So eine verrückte Idee, nicht wahr?“

Thea fuhr auf. „Aber gar nicht, — das heißt natürlich, wenn du ihn liebst.“

„Du hast gut reden, Thea. Du hast deinen Bräutigam.“

„Du verstehst mich nicht.“

Aber so sehr Gerda auch in sie drang, sie erklärte ihr Wort nicht. Sie hörte auch gar nicht mehr darauf, was Gerda noch erzählte und klatschte. In ihr brauste und brodelte es. Das Abenteuerliche des Gedankens betäubte und benebelte sie: Fortlaufen von hier — fort aus aller Enge der Familie in die Großstadt hinein, gleichviel, was kam. Gleichviel, was kam . . .

Nicht zu ihm, natürlich nicht. Sie wurde rot bei diesem Verdacht, den doch niemand ausgesprochen als ihr unruhiges Herz. Sie lief niemandem nach. Aber in seiner Nähe bleiben und im großen Kreislauf der großen Stadt den neuen Weg finden — das war jetzt ihr Ziel.

Wohin der Weg führte? Ach, wer fragt denn danach. Die scheinbare Unmöglichkeit der Idee bezauberte sie und machte sie trunken. Allen ins Gesicht lachen, sich ganz allein auf die Bahn setzen, um nach Berlin zu fahren, — hatte das nicht einen überwältigenden Reiz? Was sie hier wohl sagen würden? Was diese dumme Pute, die Gerda, wohl für ein dickes Kreuz über sie schlagen würde, die ausführte, was an sie nur wie ein Schatten herangekommen war? Es würde verblüffen, als wenn der alte Neptun von seinem Brunnen am Langen Markt am

hellen Tag herabsteigen würde, den Dreizack schwingend.

Mitten in einem Satz Gerdas stand Thea auf und ging rasch die Wendeltreppe hinunter.

„Aber Thea!“ hörte sie Gerdas verwunderte Stimme rufen. Sie zuckte die Achseln. Was galt ihr jetzt Gerda? Sie brach jetzt mit Wichtigem. Sie hatte den Ausweg gefunden, und es war keine Zeit zu verlieren. Nein, es war wahrhaftig keine Zeit zu verlieren.

Sie zahlte mechanisch an der Kasse und hörte wie aus weiter Ferne das Klingeln des Kassensapparats. Der alte Herr unten kämpfte noch immer mit seinem Napoleonskuchen. Die Tür knarrte. Nun stand sie draußen und lief durch den Regen nach Hause. Ihren Schirm hatte sie oben in der Konditorei stehen gelassen. Der Regen fiel noch immer. Es dunkelte bereits. Die Sonne kam nicht auf gegen die Wolken und den Nebel. Die dunklen Häuser sahen aus, als trügen sie schwarze Schleier.

Wie jeder Laut vernehmlich war und an das Herz klopfte! Jede Menschenstimme, jedes Wagenknarren, jeder Hufschlag, der auf dem Steinpflaster widerhallte. Dazwischen rief und klang etwas in der Luft: Berlin! Berlin!...

O, es war schlimm, allein zu sein in der Regenstimmung!

Lothar Franzius — Lothar...

Nicht doch! Hatte es einer gerufen? Warum schwieg es nun wieder? Sie war froh, als sie im Hause war. —

Beim Abendbrot bat Julius Görte Fräulein, noch einmal nach Neufahrwasser zu fahren. „Aber Sie müssen hin und zurück den Zug benutzen. Der Dampfer wird nicht mehr gehen. Nicht wahr, Sie sind so liebenswürdig?“ Auch wenn Fräulein nicht so liebenswürdig gewesen wäre, sie hätte doch hinausfahren müssen. Sie war müde zum Umsinken. Aber sie wagte nicht Nein zu sagen. „Gewiß, gewiß, wann fährt der Zug?“

„Nehmen Sie, bitte, mein Kursbuch. Es steckt in meinem Überzieher draußen.“

Thea ging sogleich hinaus und nahm das Kursbuch aus dem Mantel des Vaters. Hastig schlug sie es auf. Berlin — schnellste Verbindung — Schnellzug — Abendzug — Die Namen und Zahlen tanzten vor ihren Augen, sprangen aus den Kolumnen heraus und wirbelten durcheinander. Sie hatte nie auf Reisen das Kursbuch lesen müssen. Es war ihr ein Buch mit sieben Siegeln.

Fräulein traf sie draußen beim Lesen. „Was suchen Sie?“

„Den Nachtschnellzug nach Berlin. Gerda fährt heute. Ich möchte gerne wissen —“ Sie wandte ihr Gesicht ab, als sie sprach.

Fräulein schlug die Seite auf und zeigte sie ihr.

„Wie praktisch Sie sind,“ sagte Thea fast herzlich. Sie war Fräulein so dankbar dafür, daß sie so praktisch war . . .

„Ich lege mich heute früh hin.“ Sie kritzelte die Zahlen schnell ab. „Ich glaube, ich habe eine kleine Influenza. Nur eine kleine, aber vorsichtig muß man doch sein.“

„Wollen Sie nicht etwas Aspirin nehmen?“

„Danke, ja, es wird mir gut tun.“

„Gewiß, und Sie müssen sich jetzt ja auch gesund erhalten.“

„Ja, das muß ich.“ Thea lachte und ging in ihr Zimmer. Fräulein horchte verwundert auf ihr Lachen. Es klang ihr so fremd. Kopfschüttelnd zog sie ihr Jackett an und ging in den Abend hinaus. In der Elektrischen traf sie Gerda. „Sie sind noch hier?“

„Wo sollte ich sonst sein?“

„Ich dachte, Sie machten sich heute auf die Reise nach Berlin,“ sagte Fräulein.

„Ich?!“ Gerda wurde rot. Hatte Thea ausgeplaudert? „Ich denke nicht daran. Das können Sie auch Thea Görke bestellen. Guten Abend.“ Sie stieg am Holzmarkt aus.

Fräulein blickte ihr nach. Sie ging in ihr Vaterhaus, gerade gegenüber dem Stadttheater. Thea hatte gelogen. Es war kein Zweifel. Aber warum? Warum?

Wären nicht die Briefe gewesen, die nach Neufahrwasser sollten, — sie wäre wieder umgekehrt.



Im Hinterzimmer der Rodenaderschen Brauerei saßen die Herren vom Gymnasium an ihrem Stammtisch. Jeder hatte einen Halben mit Popenbier vor sich.

Ab und zu öffnete sich die Türe, und ein jugendlicher Kopf lugte hindurch. Das war dann ein Schüler, der auf verbotenem Bummel begriffen war und nun beim Anblick der Lehrerköpfe entsetzt zurückfuhr.

Doktor Penner politisierte und sprach vom Danziger Freihafen, von Freihandel und Schutz Zoll. Die anderen hörten geduldig zu. Es war ein Thema, auf dem keiner recht zu Hause war, und Doktor Penner anscheinend auch nicht. Doktor Penner schrieb aber für das Danziger Morgenblatt handelspolitische Artikel, die freilich nie angenommen wurden. Immerhin stand er im Geruch, ein Nationalökonom zu sein, und er selber hielt sich auch dafür. Oberlehrer Sanders hatte einmal gesagt: er leidet an einem Überfluß von Mangel an Bescheidenheit.

Seit einiger Zeit war auch Doktor Henning bei diesen Zusammenkünften. Er saß still und bescheiden da, antwortete stets zustimmend, lächelte und störte jedenfalls nicht. Er war be-

liebt. Heute war er noch stiller als sonst und sah noch mehr vor sich auf die Tischplatte als auf die Sprecher des Abends.

Oberlehrer Sanders war es längst aufgefallen, und er nahm sich vor, ihn gelegentlich zu stellen. Was hatte ein Bräutigam so ein ernstes Gesicht zu schneiden? Glockenläuten und Engelflügelflattern mußte um seine Ohren sein und die Musik aller sieben Himmel. Denn wenn Thea auch launisch war, sie war doch Thea und liebenswert und ein hübsches, feines Geschöpf. Der Oberlehrer empfand etwas wie Groll gegen Doktor Henning und ertappte sich auf Familiengefühlen — konnte dieser junge Fuchs nicht stolz sein, seine Nichte zur Frau zu kriegen? — und dachte: Schade, daß Görke jetzt nicht in mein Herz sehen kann, er würde mir vieles abbitten müssen.

Der kleine Professor Maskow kam. Hinter goldener dickrandiger Brille blickten kleine zwinternde Auglein. Er rieb seine Hände ineinander, als ob er sie wüsche. „Na also,“ sagte er. „Da wären wir ja wieder, meine Herren.“ Die Schüler nannten ihn „Professor Na also“.

„Was macht die Preisfrage?“ fragte Oberlehrer Sanders. Professor Maskow wusch wieder seine Hände. „Na also, sie ist gelöst. Sie ist gelöst, meine Herren.“

„Was machen Sie nun mit dem Vermögen?“

Es handelte sich um den Fermatschen Satz. Maskow behauptete alle vier Wochen einmal, daß er das Problem gelöst und sich so den Preis von hunderttausend Mark, den die Universität Göttingen ausgesetzt, erworben habe. An Geld lag Maskow nichts. Er hätte es am nächsten Tage doch irgendwo liegen lassen. „Na also, meine Herren, die Sache war verhältnismäßig einfach. Nur ein bißchen Scharfsinn — und der Beweis, den Fermat im siebzehnten Jahrhundert schon hatte und verlor, war da.“ Und er sprudelte eifrig allerlei von Kubikzahlen in der dritten Potenz und wusch sich die Hände. Er war ein großer Mathematiker und galt viel bei seinen Berufskollegen im Reich. Den Schülern verstand er nichts beizubringen: er galoppierte ihnen immer um ein paar Schrittlängen voraus und wunderte sich, daß sie nicht mitkamen, und raufte sich die wenigen weißen Haare über ihre Verstocktheit.

„Aber das ist ja riesig interessant.“ Professor Grunski fuhr sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand einmal zwischen den Kragen und den ellenlangen Hals, der ihm den Beinamen „Lämmergeier“ eingebracht hatte. Es war das eine stereotype Bewegung von ihm.

Professor Grunski sprach möglichst wenig in Schule und in Gesellschaft. Er schwebte in ewiger Angst, sich zu verheddern oder sonst-

wie zu blamieren. Wenn das geschah, fuhr der Zeigefinger wie irrsinnig um die Innenseite des Kragens und um den Hals, der puterrot anlief. In jeder Stunde, die er in oberen Klassen gab, litt er Höllequalen. Die Schüler wußten das und legten ihn in kaltschnäuziger Grausamkeit hinein. Alle Quartal fragte ihn der Direktor: „Wollen Sie sich nicht ein bißchen erholen, Kollege? Sie sind doch recht nervös.“ Aber Professor Grunsti hatte eine Tochter zu Hause, häßlich wie er, die er schwärmerisch liebte. Um ihretwillen hielt er aus.

„Wie geht's der kleinen Doni?“ Professor Grunstis Tochter hieß Sidonie.

Professor Grunsti dankte glücklich dem Oberlehrer Sanders für seine Frage: „Sie ist riesig nett jetzt und allerliebste — hm ja. Kommen Sie doch mal zu Besuch, Kollege.“ Und wieder machte der Zeigefinger seinen Zirkuslauf um den Hals.

Der Oberlehrer versprach es und wandte sich dem kleinen bescheidenen Doktor Kaspar zu, der, längst pensioniert, immer noch mit seinen Kollegen zusammenhielt. In seinen Händen zitterte schon lange ein Zeitungsblatt. „Etwas Neues, Kollege?“ Kaspar reichte es ihm schüchtern und eifrig. Im Westpreußischen Boten hatte er eine historische Arbeit über die Nikolaiirche und das vor kurzem abgebrochene Franziskanerkloster ge-

bracht. Er war ständiger Gast auf der Stadtbibliothek und im Archiv. Aus Wolken von Altentstaub formte er seine Aufsätze, die keiner las und auf die er stolz war wie Maslow auf die Lösung des Fermatschen Problems.

Der Oberlehrer überflog das Blatt. „Unter dem Hochmeister Dnsmer von Arfberg schloß der Ritterorden 1348 mit den Dominikanern einen Vertrag, der die Grenzen des Klosters festsetzte . . . Geschrieben und geschehen ist das anno Domini MCCCXLVIII zu Gdanz an Sankt Urbanustage des Märtyrers.“

„Sie entdecken doch immer etwas Neues,“ sagte der Oberlehrer, dem es davor graute. „Darf ich es auf ein paar Tage mitnehmen?“ Er wußte, er konnte Kaspar keinen größeren Gefallen tun.

Der Oberlehrer liebte ihn und besuchte ihn bisweilen in seinem Junggesellenstübchen, das voll schweinslederner Schwarten und Folianten stand. „Gibt es wohl etwas Beruhigenderes als Leute, die im Gestern leben?“

Kaspar beugte sich zu ihm hinüber. „Zu Dominik“ — das war der Jahrmarkt, der im August die Stadt durchtobte — „kommt eine Fortsetzung,“ sagte er wichtig und eifrig. „Sie wissen, im Jahre 1260 verlieh Papst Alexander IV. den Dominikanern einen Ablass, mit dem eine Messe verbunden war. 1361 versuchte der litauische Herzog

Rynstut während dieser Messe die Stadt zu über-
rumpeln — —“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ sagte der Oberlehrer zerstreut und dachte: Was macht dieser Henning nur für ein trübseliges Gesicht! Wahrhaftig, er kompromittiert die ganze Familie.

Drüben schwadronierte Oberlehrer Gander. Er war Reserveleutnant, begann jede Unterrichtsstunde mit einem Gebet und schimpfte auf die Sozialdemokraten. Auf seinen Visitenkarten stand: Reserveleutnant und Oberlehrer.

„Volksversammlungen? Wenn ich die Macht hätte, würde ich drunterschießen lassen.“ Alle Herren schwiegen. Sie waren alle gut konservativ, gewiß, man war ja preußischer Beamter, aber Gander übertrieb doch ein bißchen.

„Ich dachte, Sie wären sonst selber für Volksversammlungen?“ fragte Oberlehrer Sanders harmlos.

„Ich?“ Sanders Stimme überschlug sich fast.

„Ich meine, in der Kirche am Sonntagvormittag.“

Alle lachten. Gander schoß ihm einen wütenden Blick zu. Gander verstand nicht viel Spaß.

Professor Maskow zahlte. Und eine so mathematische Leuchte er im Geistesleben Deutschlands war, dem Kellner imponierte er durchaus nicht damit, denn er verrechnete sich jedesmal beim Zahlen . . .

Um zehn Uhr erhob sich Henning, und Oberlehrer Sanders schloß sich ihm an.

Die Nacht war warm, und der Mond schien auf die Straße. „Kaspar würde uns jetzt verraten, daß die Hundegasse früher die Brauergasse hieß und daß irgendein Polackenkönig sich anno Tobak hier einen Rausch angetrunken hat, — ach nein: so vergnüglich sind seine Ausgrabungen nicht.“

Doktor Henning lachte kurz auf und wollte sich verabschieden. Er wohnte unten, dicht am Ruhtor.

„Ein paar Schritte könntest du deinen Vorgesetzten schon noch begleiten,“ sagte der Oberlehrer augenzwinkernd. Gehorsam ging Henning neben ihm weiter.

Als sie durch das Grüne Tor auf die Lange Brücke einbogen, fragte Henning plötzlich: „Was ist mit Thea? Sie hat sich heute verleugnen lassen, und ich sah sie doch am Fenster ihres Zimmers stehen.“

„Ich glaube, sie fühlt sich nicht wohl.“

„Sie ist so anders zu mir, ganz anders, als sie sein sollte.“ Und mit einem Ruck: „Wenn sie mich nicht mag, soll sie es doch sagen. Ich werde sie doch nicht zwingen.“

„Unsinn, davon ist keine Rede, daß sie dich nicht mag. Hätte sie dich sonst genommen?“

Er fühlte selbst das Unwahre seiner Worte

und war froh, daß ein paar Matrosen, die gröh-
lend Arm in Arm dahergingen, ein Weitersprechen
für eine Weile unmöglich machten.

Am Frauentor blieb Henning stehen. Beide
blickten in die alte Gasse hinein. Die Siebel-
häuser mit ihren Freitreppen, mit ihren steinernen
Löwen, die Bäume lagen still im Mondlicht da.
Hinten baute sich gespenstischriesenhaft die Marien-
kirche auf. Es war ein abgeschlossenes Bild und
wirkte auch wie ein Bild, unwirklich, traumhaft.

„Ich liebe sie über alles,“ sprach Henning in
die tote Gasse hinein. „Ich habe nie vorher ein
Mädchen geliebt.“ Und als wolle er es als Ent-
schuldigung für sich sagen, wiederholte er: „Ich
liebe sie über alles . . .“

Die Matrosen hatten kehrt gemacht. Wahr-
scheinlich hatten sie noch Geld in der Tasche ge-
funden, das schleunigst ins Wirtshaus getragen
werden mußte. Zwei hielten den mittelsten, dem
die Beine offenbar nicht mehr recht gehorchten.
„Karlke, stremm di! Alter Pomuchelskopp!“
Der Trunkene schimpfte allerlei unverfälschte
Danziger Liebenswürdigkeiten vor sich hin: „Lor-
basse — Bowkes — Labommels!“ Aber er ließ
sich mitfortschleppen.

„Ich will nach Hause gehen,“ sagte Doktor
Henning.

„Kopf hoch!“ Der Oberlehrer klopfte Henning
auf die Schultern. „Karlke, stremm di!“

„Du hast gut reden, Onkel.“

„Du meinst, weil ich keine Frau hätte, dürfe ich nicht mitreden. Das ist aber ein Trugschluß. Ich bin so objektiv und weiß um so besser, was sich für edle Frauen ziemt. Nein, im Ernst, Henning: Man muß um jede Frau kämpfen. Sie ist kein Geschenk, das einem wie ein reifer Apfel ins offene Maul fällt, — entschuldige schon.“ Er war in diesem Augenblick ernstlich böse auf Henning.

Als er allein weiterging, dachte er: Soll man den beiden eigentlich zureden? Sie wird nie den Mann finden, der sie ganz glücklich macht, — außer im Traum. Ich muß einmal mit ihr sprechen. Geradezu, nicht mit Umschweifen, Andeutungen und in schönen Worten. Hier hilft kein Mundspitzen, es muß gepiffen sein. Glück ist etwas Relatives, ja, ja. Aber für junge Menschen gibt es wohl nur Absolutes. Ach, welche herrliche Zeit, wo man noch nicht gelernt hat, Konzessionen und Kompromisse zu machen! Aber wird Thea noch zurückkönnen, auch wenn sie wollte? Wenn sie unseres Stammes ist, wird sich ihre Kraft beim Entschluß wohl erschöpfen. Wenn sie anders will, muß man sie freilich stützen. Und seufzend über den Wirrsal, in den er gestürzt war, bog der Oberlehrer ins Tobiastor ein, der Wohnung zu.



Thea horchte noch einmal vorsichtig hinaus, trat dann auf den Flur und machte die Türe hinter sich zu. Mit der Linken hielt sie Reisetasche und Schirm fest, ihre Rechte faßte das Geländer der Treppe. Denn ein leichter Schwindel ergriff sie.

Es war stockdunkel. In der nächtlichen Stille glaubte sie die Atemzüge von Schlafenden zu hören. Von zehn Uhr an schlief hier alles. Denn man stand morgens früh auf.

Eine Stubenuhr schlug irgendwo mit schnarrendem Ton zweimal. Halb elf! Um halb zwölf fuhr der Zug. Sie brauchte sich also nicht zu beeilen.

Vorsichtig, auf den Bebenspitzen ging sie die Treppe hinunter. Wie die Stufen knarrten! Wie lang die Treppe war!

Als sie einen Treppenabsatz hinter sich hatte, hörte sie unten die Haustüre gehen.

Sie schrak zusammen und blieb stehen. Nach einem Augenblick der Überlegung hielt sie es aber für das beste, schnell hinunterzugehen, da man sie in der Dunkelheit ja nicht erkennen konnte.

Ein fester, männlicher Schritt auf den untersten Stufen — sie kannte den Schritt und fühlte das Herz bis zum Halse hinauf klopfen. Aber sie ging schnell hinunter und versuchte, an dem Ankömmling vorbeizuschlüpfen.

Da flammte ein Streichholz auf, um sofort wieder zu verlöschen.

„Thea!“

„Onkel Otto!“

Einen Augenblick standen sie sich unbeweglich im Dunkeln gegenüber. Sie konnten sich nicht erkennen und sahen doch jeder die erschreckten Augen des anderen.

Endlich raffte er sich zusammen und faßte sie am Arm. „Komm zu mir!“

„Laß mich gehen, Onkel!“

„Nein, komm!“

„Ich kann nicht.“

„Nur einen Augenblick.“

Sie flüsterten beide. Einen Augenblick überlegte Thea noch; dann ging sie mit ihm. Aber als sich die Türe seiner Wohnung hinter ihr schloß, bat sie wieder: „Laß mich gehen, Onkel!“

Als er die Lampe angesteckt hatte, stand sie noch immer an der Türe, Tasche und Schirm krampfhaft festhaltend. Er trat dicht vor sie hin und legte beide Hände auf ihre Schultern. „Wo willst du hin, Thea?“

Sie warf trotzig die Lippen auf. „Ich bin alt genug und brauche keine Erlaubnis. Laß mich gehen!“

„Du bist nicht alt genug, um eine freundliche Frage unbeantwortet zu lassen. Komm, setz dich!“

Sie ließ sich widerstrebend im Schreibtischsessel nieder; den Schirm und die Tasche gab sie nicht aus der Hand. Ihre Augen irrten im Zimmer umher. Dort im verdeckten Bauer saß der Papagei, der jetzt hier untergebracht war, und dort war die alte hohe Standuhr. Das Gehäuse reichte bis an die Stubendecke. Als Kinder waren sie und Hermann da oft beim Versteckspiel hineingeklettert. Wo verstecke ich mich jetzt? dachte sie.

„Wo wolltest du hin, Thea?“

„Frag nicht, Onkel.“

„Ich nehme an, du wirst verantworten können, was du tust.“

„Ich will zum Bahnhof —“

„— und fortfahren, ja, das sehe ich dir an. Aber was für ein Zug fährt denn jetzt noch?“ Er trat dicht vor sie hin. „Du willst nach Berlin.“

Sie nickte. „Ich kann nicht anders.“

„Und warum kannst du nicht hier bleiben?“

„Ich kann nicht anders.“ Und auf alle Einwände und Fragen nur immer das verbitterte: „Ich kann nicht anders.“

Nur als er leise sagte: „Ich will mit deinen Eltern sprechen. Die Verlobung kann ja noch rückgängig gemacht werden,“ fuhr sie auf: „Das tut Vater nie.“

„Aber schließlich bist du es doch, die am Hochzeitstage Ja sagt. Keine Macht der Erde kann dich zu einem Ja zwingen.“

„Ach, Onkel, bis dahin bin ich längst mürbe und gebe nach.“

„Bleibe fest!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Onkel. Wir rebellieren hier alle nur bis zu einem gewissen Grad, dann ducken wir uns. Denk an Hermann! Denk auch an dich!“

Er zuckte zusammen. Sie hatte Recht, und es stimmte sonderbar mit dem überein, was er heute nach dem Gespräch mit Henning empfunden: Sie konnten alle nur in Gedanken rebellieren, in der That versagten sie.

Aber es traf ihn tiefer, als er sich selbst eingestehen mochte. „Ich habe mich nicht geduckt,“ sagte er in gereiztem Ton. „Da irrst du dich.“

„Dann fordere es auch nicht von mir,“ antwortete sie schnell, und sie lachte ihn an.

„Du hast Recht, fordern kann ich es nicht und will ich es auch nicht. Ich bitte dich nur um deinetwillen. Wenn ich dich um anderer willen bäte, denen du mit deinem Schritt Leid zufügst, würdest du ja wohl nicht hören.“

„Andere?“

„Daran hast du wohl noch gar nicht gedacht, nicht wahr?“

Sie fiel ihm schnell ins Wort. „Ich will davon nichts wissen. Ich habe auch gar keine Zeit mehr dazu.“

„Wann fährt der Zug?“

„Um halb zwölf.“

„Da ist noch Zeit, an mancherlei zu denken. Auch an dich. Wie denkst du dir denn das in Berlin? Hast du Geld?“

„Ich habe eine ganze Menge mit. Das Taschengeld von diesem Monat.“

„Damit wirst du weit kommen.“

„Und dann will ich arbeiten.“

„Was?“

„Das weiß ich noch nicht.“

Er lachte. „Die Flügel sind beschnitten, lieber Zugvogel. Du kommst nicht in das Sonnenland. Du fliegst nicht weit.“

„Ich kann allerlei.“

„Ja, Fräulein könntest du vielleicht werden.“
Er lachte kurz auf.

Der Gedanke an Fräulein führte sie blitzschnell auf den Gedanken an Lothar, und sie sagte hart: „Ich habe auch noch einen anderen Grund, nach Berlin zu gehen, den ich dir nicht sagen kann.“

Er sah sie groß an. „Du liebst?“ Er nannte keinen Namen. Er wußte, an wen sie dachte.

„Ja,“ sagte sie, „aber das ist es nicht allein. Wirklich nicht.“

Ihm schien, sie sagte es lauter, als ein ehrliches Herz es brauchte. Er spürte: sie entglitt ihm. Er konnte sie nicht halten.

„Du hast mal gesagt, Onkel, daß jeder nur sein Leben lebt und daß ihm keiner etwas abnehmen kann. Laß mich mein Leben leben!“

„Lebe es hier!“

„Ich kann es nur da draußen. Laß mich hinaus! Sag selber: Würdest du nicht froh sein, wenn draußen etwas aus mir würde?“

Er widersprach nicht mehr. Ihre Entschlossenheit flößte ihm wider Willen Bewunderung ein. Er hatte das dumpfe Gefühl, lächerlich, komisch, philiströs in seinen Bedenken zu sein. Tausend junge Mädchen lebten ihr eigenes Leben, tausend junge Mädchen lebten ohne das Gängelband des Elternhauses. Sie schlugen und bissen sich durchs Leben und lernten Tapferkeit. War Fräulein oben nicht ein prächtiges Geschöpf und stand doch draußen und ließ sich Wind und Sturm um die kleine Nase blasen? Warum konnte Thea das nicht auch glücken? Er sah sie frei und selbständig herumgehen, im Dienst einer Pflicht, nicht mehr das junge Mädchen, das auf den Mann wartet, der sie vom Übel erlösen soll.

Alles, was in ihm in Jugendjahren unterdrückt war und in Mannestagen, seiner Ketten unbewußt, geschlafen hatte, erwachte. So hätte er damals auch sein sollen: Widerstand leisten und kämpfen für die Freiheit seiner Gedanken, statt sich einlullen und zu einem feigen, kleinen

Glück überreden zu lassen. Hatte diese Familie denn ein Recht auf ihre Kinder? Was wußte denn die ältere Generation eigentlich von den Jungen? Nicht mehr, als auf dem Schulzeugnis stand.

Seine Gestalt rechte sich und war höher, als er nun zu Thea sprach: „Ich sehe ein, daß du im Recht bist. Nimm nun aber zum Zeichen meines Einverständnisses dies kleine Geschenk an. Es wird dir nützlich sein und dich vorläufig selbständig machen.“ Er entnahm seiner Briefftasche einige Banknoten. Es war sein Gehalt. Das Quartal hatte eben begonnen.

Sie wollte es nicht nehmen; aber er drängte es ihr auf.

Die Uhr schlug wieder.

„Adieu, Onkel. Du bist doch immer der einzige gewesen, der die Jugend verstand, der einzige — —“

Und fort war sie, ohne einen Kuß, ohne einen Händedruck.

Er lachte etwas, dann ballte er die Fäuste, und seine Augen bligten. Was würde die Stadt dazu sagen, was würde die Welt dazu sagen, daß er das gegen die Philister wagte?

Halb im Schlaf krächzte der Papagei: „Schafskopf.“

Er zuckte zusammen. Ich bin nervös, dachte er. Aber er empfand daneben eine Unruhe und

eine Unsicherheit, die er nicht nur seinen Nerven zuschieben konnte.

War es auch . . . richtig gewesen?



Endlich war Thea auf dem Bahnhof. Es war noch eine halbe Stunde Zeit.

Sie ging zum Schalter. Der Schalter war noch nicht geöffnet. Sie war ärgerlich und fast entmutigt: sie konnte doch unmöglich in der taghell erleuchteten Bahnhofshalle stehen und warten, wo jeden Augenblick ein Bekannter kommen konnte? Es kamen ja sicher noch Nachtzüge aus den benachbarten Badeorten.

Ruhelos ging sie im Seitengang auf und ab, wo die gelben Fahrpläne hingen. Eifrig studierte sie die Zahlen, die Namen, Station auf Station, als hätte sie es auswendig zu lernen. Sie fühlte sich plötzlich ermüdet, wie nach einem langen, langen Marsch. Die Kniee zitterten ihr.

Es mußte doch gleich Zeit zur Abfahrt sein. Sie hatte ja schon eine Ewigkeit diese Fahrpläne gelesen. Aber als sie nach der Uhr sah, bemerkte sie, daß sie erst drei Minuten hier auf und ab gegangen war.

In den Wartesaal zu gehen, wagte sie nicht. Sie sah nur einen Augenblick scheu durch die Glasscheibe. Er war ziemlich leer. Nur in der Mitte an der künstlichen Palme saß van Steen

— Rohlenkaufmann van Steen aus der Koepergasse — mit einem Geschäftsfreund. Nein, hinein konnte sie nicht.

Mit einem Male war die Halle belebt; von den Treppen, die von den Bahnsteigen herabführten, eilten Menschen, die in die Stadt zurückkamen. Draußen hörte man Wagen und Autos heranzufahren, Peitschenknallen und das Heulen von Autohupen. Reisende drängten in die Halle. Dienstmänner kamen mit Koffern auf den Schultern.

Und jetzt — jetzt wurde auch der Schalter geöffnet.

Langsam ging Thea darauf zu. Aber merkwürdig: Jetzt, wo sie so weit war, den letzten, den allerletzten Schritt zu tun, schien ihr die Kraft zu versagen. Es war nur gut, daß sich die Abreisenden sammelten und sie vor sich herdrängten.

Sie wankte und schwankte. Aber einmal eingekleidet in die Reihe der Wartenden, fand sie keinen Ausweg mehr.

Warum bin ich jetzt so voll Angst? fragte sie sich selber; ich brauche nur das Geld hinzulegen und das Billett nach Berlin zu verlangen. Der Beamte wird nicht einmal mein Gesicht sehen — Was ist denn nur mit mir?

Sie zählte ab: Sechs standen vor ihr — jetzt nur noch fünf. Da aber gab es einen ungebührlichen Aufenthalt. Anscheinend war eine größere

Banknote zu wechseln oder ein Schein auszufüllen. Der Schalterbeamte brauchte erregte Worte; der Reisende, ein kleiner, schwarzer Herr mit einem Kneifer, war außer sich und schrie in stark polnischem Akzent über „diese Wirttschaft“. Die anderen schalten über den Aufenthalt: „Der Zug wird uns vor der Nase wegfahren!“

Nun war der kleine, schwarze Herr weggedrängt. Er suchte kreischend den Bahnhofsvorstand „zur Beschwerde“. Zwei standen noch vor Thea.

Da faßte jemand Theas Arm. „Sind Sie es wirklich? Fräulein Thea?“

Thea sah erschrocken auf. Fräulein stand vor ihr.

Fräulein war eben mit dem Nachtzug von Neufahrwasser gekommen und durch den Auftritt am Schalter aufmerksam geworden. Ein Blick auf Theas bleiches, durchstürmtes Gesicht lehrte sie alles: Thea wollte fort.

Sie blickte auf den Schalter. Es gab keine Zeit zu verlieren. „Einen Augenblick, Fräulein Thea.“ Und sie führte Thea, die viel zu müde, viel zu müde zum Widerstande war, aus der Reihe. „Sie können doch unmöglich mit dem Nachtzug fahren.“ Sie mußte irgendeinen Grund sagen. Sie sprach wie zu einem Kind, das die Kristallvase haben möchte und nicht haben darf.

„Das geht doch nicht. Das ist doch nichts für Sie. Sie kommen ja kaput in Berlin an.“

„Woher wissen Sie, daß ich nach Berlin will?“ fragte Thea mißtrauisch.

„Ja, wo wollten Sie sonst hin? Warum suchten Sie wohl sonst heute im Kursbuch den Nachtzug?“

„Und Sie — wo kommen Sie her?“

„Von Neufahrwasser.“

„Ja, ja, ich weiß — —“ Verstört sah Thea um sich. Sie war wieder in dem Seitengang bei den gelben Fahrplänen. Sie spürte, wie Fräulein sie führte, und war halb zufrieden damit, nicht länger den eigenen Willen durchsetzen zu müssen, halb empörte sie sich dagegen, daß ihr Plan nun durchkreuzt wurde.

Noch einmal raffte sie sich auf. „Ich werde gar kein Billett mehr bekommen . . . kein Billett mehr . . . Ich kann doch nicht ohne Billett fahren . . .“

Fräulein hielt ihren Arm fest. „Sie können ja morgen am Tage fahren. Das eilt ja gar nicht. Sie fahren mittags und sind abends da, das ist doch viel bequemer.“ Nur Zeit gewinnen, dachte Fräulein; das ist alles. Morgen tut sie es doch nicht. Die Helligkeit des Tages verjagt alle diese Nachtgespenster. Sie kannte Theas flatternde Seele besser als jeder andere. Wenn ich sie jetzt loslasse, geht sie zugrunde . . . Wie

konnte man sie nur fortlassen? ... Sie kennt ja nichts von der Welt ... Sie darf aber nicht untergehen ...

Und Fräulein empfand wiederum ein tiefes mütterliches Gefühl der Verantwortung für das junge Mädchen. Am liebsten hätte sie sie in die Arme genommen und geküßt. Wie schwach sie war, wie haltlos und hilflos!

Als sie auf die Bahnhofsuhr sahen, waren nur noch wenige Minuten bis zur Abfahrt des Schnellzugs. In diesem Augenblick entzog sich Thea ihr. „Ich muß fort, Fräulein,“ sagte sie, sie fest anblickend. „Ich will mich nicht lächerlich machen, jetzt, wo ich alles hinter mir aufgegeben habe.“

Das hatte Fräulein am meisten gefürchtet. Gegen dieses Argument war nicht mit Gründen anzukämpfen. Sie änderte ihre Taktik. Sie durfte sie ja nicht fortlassen: ihr Lebtag hätte die Schuld sie gedrückt ...

„Ich weiß, wohin Sie wollen,“ sagte sie schnell und rang sich doch jedes Wort ab. „Ich weiß, zu wem Sie wollen. Aber tun Sie es nicht, um Ihrer Selbstachtung willen! Er — er liebt Sie nicht,“ vollendete sie leise, und ihr Gesicht stand in Glut.

„Woher wissen Sie das?“

Fräulein senkte den Kopf. Lothar hatte nie von seiner Liebe zu ihr gesprochen. Aber sie

dachte an seinen Händedruck beim Abschied und an seine halbverschleierte Worte: „Wir sehen uns wieder, wenn ich etwas bin. Vergessen Sie mich nicht!“ Und sie sagte fest: „Ich weiß es.“

Thea stützte sich schwer gegen die Wand. Sie fühlte sich müde zum Umsinken. „Ich habe es mir gedacht,“ sagte sie tonlos, „aber kann ich denn noch zurück?“

„Warum nicht?“

„Onkel Otto weiß alles.“

„O, er ist gut. Er schweigt.“

„Und wenn sie, die anderen, schon wissen —?“

Fräulein blickte sie groß an. „Dann nehme ich alles auf mich.“

„Aber wie nur?“

„Das wird sich schon irgendwie finden.“

Nun waren sie auf dem dunklen Bahnhofsplatz, über dem ein paar elektrische Monde schwebten. Da erst begriff Thea, was Fräulein gesagt hatte. „Sie wollten das für mich tun? für mich? Verzeihen Sie!“

„Ich habe doch nichts zu verzeihen, Fräulein Thea.“

„Sie haben mir viel zu verzeihen. Viel mehr, als Sie glauben.“

Fräulein weckte einen Rutscher, der auf seinem Sitz eingeschlafen war. Er sah verwundert auf die beiden Damen. „Wohin, Madamchen?“

„Nach der Tobiasgasse.“

Thea stieg wortlos ein. Man sah es ihren Bewegungen an, daß sie willenlos handelte. Als der Wagen anrückte und sich in Bewegung setzte, fragte sie: „Warum haben Sie Tobiasgasse gesagt? Wir wohnen doch am Fischmarkt.“

„Auf dem Markt können wir nicht halten. Das würde in der Nacht auffallen.“

„Woran Sie auch alles denken.“ Und sie faßte dankbar Fräuleins Hand. Fräulein ließ sie ihr.

Der Schein der wenigen Laternen glitt ab und zu in das Dunkel des Wagens.

Einmal fauste ein Auto dicht vorüber, grell und rücksichtslos schnaubend und heulend. Wenn es doch den Wagen träfe, dachte Thea, dann wäre alles vorbei, meine Schande und meine Lächerlichkeit.

Dann kam wieder das Dunkel, das sie eindämmerte und fast in Schlaf brachte. Nun bogen sie an der Kapelle in die Tobiasgasse ein.

Sie stiegen aus. Fräulein zahlte.

Thea ließ alles geschehen. Sie ging keinen Schritt weiter. Erst als Fräulein ihren Arm in den ihren legte, ging sie auch.

Integer vitae . . .

Oberlehrer Sanders schlief in dieser Nacht wenig. Jedes kleine Geräusch beunruhigte ihn und scheuchte ihn auf.

Der Papagei im Bauer räusperte sich, reckte sich, und sein harter Schnabel schlug an die Stäbe. Das kam alle Nächte mal vor, aber heute war das unerträglich. Der Oberlehrer sprang aus dem Bett, trug das Bauer in die Nebenstube und schloß die Türe.

Jetzt war der Zug schon abgefahren, der Zug, der Thea nach Berlin trug in die Freiheit hinein, in die Freiheit, die sie gemeint hatte. War es die rechte? Ach, wer wollte da urteilen und verurteilen. Jeder mußte sich seine eigene aussuchen. Jeder . . . seine . . . eigene . . .

Jetzt war der Zug wohl schon in Dirschau. Da war Tag und Nacht Bewegung. Die Züge von Berlin nach Königsberg und nach Petersburg fuhren dort, brausten aneinander vorbei, zischten sich an, hoben ihre eisernen Kolben, pfliffen wütend und donnerten hinaus in die weite Welt. Ja, jetzt mußte sie in Dirschau sein.

Was sie wohl für Augen machen würde? Ob sie schlief? Zunächst wohl noch nicht. Die Nerven vibrierten wohl noch. Aber nach und nach gab sich das. Das gleichmäßige Rütteln und Schütteln des Wagens schläfernte sie ein, wie das Wiegen den Säugling.

Drunten ging die Haustüre und schloß sich wieder. Zwei traten ein. Er hörte das ganz genau. Zwei gingen die Treppe herauf. Wie lange das dauerte! Wie ihre Füße schleppeten...

Waren das wohl Julius Görte und Frau? Wer wohl sonst? Sie mochten gut soupiert haben, vielleicht mit seinen Geschäftsfreunden im Ratskeller. So ein Abend war nicht zu verachten: gefüllte Poularde, Rotspohn — und derweilen lief ihr Kind fort. Dessert, Sekt, Mokka — und derweilen fuhr ihr Kind in der Bahn und floh vor ihnen.

Ein grimmiges Lächeln überflog ihn. Es geschah ihnen Recht. Morgen würden sie wie vor den Kopf geschlagen sein und alles sehen und doch nicht fassen können. „Ja, wie konnte das nur geschehen? Hatte sie hier nicht etwa alles? Behaglichkeit und Liebe der Eltern?“

Draußen mauzte eine Katze. Sie schrie wie ein kleines Kind. Er hätte sie totschlagen können — totschlagen und martern. Das greuliche Vieh

würde ihn vollends um den Schlaf bringen, den er doch so nötig hatte.

Plötzlich fiel ihm Henning ein, und bei diesem Gedanken war ihm nicht wohl. Es würde eine aufregende Szene werden, und eigentlich war er doch ein guter Kerl, wenn er auch nicht gerade die Syntax erfunden hatte. Aber ohne Schmerz ging so etwas nicht ab. Wer hatte nach seinem Schmerz gefragt, damals — damals?

Seine Züge verhärteten sich. Seine Lippen kniffen sich zusammen. Er ballte die Fäuste und drohte nach oben. Da, wo sie schliefen, in ihrer niederträchtigen Selbstzufriedenheit. Es gab eine Vergeltung . . .

Wie gut, daß ich ihr das Geld gegeben habe und daß ich sie weggehen ließ. Ja, das Geld mußte ich ihr geben. Sie wäre sonst nicht weit gekommen, haha, die unpraktische Namsell. So hatte er teil an der Vergeltung. Er war ein bewegendes Glied in der Kette gewesen. Alle Enttäuschungen seines Lebens, jeder kleine Verdruß war in diesem Augenblick weggewischt, wie man einen Namen von der schwarzen Wandtafel mit einem Schwamm wegwischt.

Die Uhr schlug zwei. Jetzt war sie schon in Schneidemühl. Durch die große norddeutsche Tiefebene sauste der Zug, verschnauzte sich wieder, blickte mit seinen bösen Feueraugen

in die Nacht, riß dann an den Koppelungen und raste weiter, Berlin zu: Berlin, das da hinten lockte und rief.

Ja, jetzt konnte keine Macht der Erde sie wieder zurückholen. Und morgen früh —

Der Vogel im Nebenzimmer räusperte sich wieder. Der Oberlehrer fuhr nervös auf. Es klang wie von einem Menschen, von einem Einbrecher. Nur gut, daß er die Tür verschlossen hatte. Nein, die Nacht ist keines Menschen Freund . . .

Er zwang seine Gedanken wieder zu Thea zurück und zu dem Zuge, der sie trug. Am frühen Morgen fuhr sie in Berlin ein, wenn das fahle Morgenlicht der nüchternen Stadt den letzten Zauber nahm und sie so noch nüchterner und häßlicher machte. Die östlichen Vororte mit ihren Fabrikschlotten und dem Eisengehämmer, das um diese Zeit schon lärmte — der Schlesiische Bahnhof mit seiner schwarzverräucherten Halle — Alexanderplatz — wo würde sie aussteigen? Zu dumm, daß er nicht gefragt, daß er ihr nicht geraten hatte. Ja, wenn der Morgen kam, war sie da, wo ihr neues Leben lag. Ungefähr zur gleichen Stunde, wo er sich auf den Weg zur Schule machte, zur Lateinstunde acht bis neun in der Obersekunda.

Bei diesem Gedanken überlief es ihn. Der fahle Morgen würde auch hier kommen und ihm

die Straße in aller Klarheit zeigen und das Schulgebäude in aller Klarheit und die Fremden und seine Verwandten und seine Handlungen in aller Klarheit. Sein grausames, erbarmungsloses Licht würde all die wohlthätigen Schatten verscheuchen, die jetzt über allem lagen.

Er setzte sich im Bett zurecht. Sie würden ihn fragen, und er mußte antworten. Denn er mußte ja alles sagen, alles, auch daß er von Theas Flucht gewußt und sie nicht zurückgehalten hatte. Warum hast du sie nicht eingeschlossen? — würden sie fragen.

Daß sie erfuhren, wie er sie mit Geld versorgt, war nicht anzunehmen, wenn nicht ein Zufall sie darauf brachte. Aber würde er es denn verheimlichen? Er würde es doch sagen.

„Warum bin ich so feige?“ sagte er halblaut. „Warum lasse ich meine Tat hinterher im Stich? Zum Donnerwetter, ich bin doch ein Mann und kein Schüler.“

Schüler — auch die Schüler würden es erfahren. Morgen, spätestens übermorgen wußten sie alle, daß Thea Görke, die Tochter vom reichen Görke, ausgekniffen war und daß er geholfen hatte. Am nächsten Sonntag, wenn die Gymnasiasten über den Langen Markt und durch die Langgasse flanierten — mit ihren dummen Backfischen, bei der ewigen Militär-

musik —, würde dies das einzige Gesprächsthema bilden.

Aber es würde nicht bei den Schülern bleiben. Auch seine Kollegen würden es erfahren. Maskow würde seine Hände waschen: „Na also, das ist eine schöne Geschichte, Kollege.“ Und Grunskis Hals würde rubinrot anlaufen, und Gander würde von der modernen Verwilderung des Familiengefühls predigen. Und jeder würde ihn zur Rede stellen, mit Worten oder mit Blicken, und nicht nur die Kollegen. Auch der Direktor — der Schulrat — nein, es gab nichts zu verheimlichen und zu vertuschen.

All sein Mut und sein Troß sank. „Ich bin nicht zum Kampf geschaffen. Es ist doch besser, sich nicht in solche Geschichten einzulassen. Das war nichts für mich. Dazu muß man jüngere Nerven haben.“

Und das greuliche Ragenvieh draußen mauzte und miezte immer noch. Es würde ihn sicherlich nicht schlafen lassen. Es würde ihn um die letzte notwendige Ruhe bringen.

Draußen setzte der Regen ein. Er klopfte auf das Fensterblech und trommelte an die Scheiben. Aber er verjagte doch die Rage. Nun rauschte er gleichmäßig und beruhigend.

Jetzt war Thea in Kreuz. Am Ende — Herrgott, das war ein Gedanke! — am Ende konnte er sie im Zug andepeschieren und flehentlich zurück-

bitten — — Unsinn! Sie würde die Depesche zerknüllen und wegwerfen. Vielleicht war der Zug aber auch gar nicht abgefahren? Erst neu-lich war die Drehscheibe schwer beschädigt worden. Konnte das nicht sein? Dann fuhr die Nacht über keiner mehr, und sie kam zurück, und alles war gut.

Es war eine vage Hoffnung. Er fühlte es selbst dunkel, aber sie mäßigte doch seinen Herzschlag und ließ ihn ruhiger in die Kissen zurück-sinken. Und endlich schlief er, von der mono-tonen Melodie des Regens eingelullt, ein.



Der Morgen war hell und strahlend. Die Dächer, die Straßen, die Bäume waren vom Regen sauber abgospült. Alles war frisch, ohne Staub, voll starker Farben; die weißen Wölkchen stachen grell aus dem Marineblau des Himmels.

Oberlehrer Sanders kleidete sich hastig an. Er hatte wahrhaftig beinahe verschlafen.

Das Mädchen kam und brachte den Kaffee. Er gab sich einen Ruck. „Sind die Herrschaften schon auf?“

„Der gnädige Herr ist schon im Kontor, ja. Aber die Gnädige schläft noch.“

„Nun ja, es war ja auch spät gestern, haha.“
Der vom Tuch befreite Papagei schnarrte

sein tägliches „Annchen von Tharau ist's, die —“
Hier stockte er jedesmal. Es war die unübersteigbare Schranke seines Gedächtnisses. Das Mädchen lachte.

„Und Fräulein —“ er wollte Theas Namen aussprechen, vermochte es aber nicht.

„Wie meinen Herr Oberlehrer?“

Er wurde verlegen. „Adieu,“ sagte er unwirsch und trank den Kaffee stehend. Das Mädchen ging verwundert. „Schafstopf!“ schnarrte der Papagei.

Es war schon zu spät, um mit Görtes zu sprechen. Es war die höchste Zeit, ins Gymnasium zu eilen.

Eigentlich hatte er gleich morgens oben alles sagen wollen. Aber nun war es nicht möglich, nein, nun war das leider nicht möglich.

Er warf sich den Mantel über und stürzte die Treppe hinunter. Nur keinem begegnen — nur jetzt keinem begegnen! Es war nicht, weil er die Aussprache fürchtete, bewahre, es war nur, weil er es so sehr eilig hatte.

Als er durch das Grüne Tor zum Ratsturm emporfah, war es dreiviertel acht.

Sing seine Uhr vor? Oder war er wirklich so gelaufen? Sein Körper war heiß, und unter dem Filzhut quollen die Schweißtropfen hervor. Er wollte doch lieber langsam gehen.

Ein paar Schüler kamen an ihm vorbei und

grüßten. „Noch grüßen sie ehrerbietig und mit einer gewissen Freundlichkeit,“ dachte er; „denn beliebt bin ich ja ziemlich. Aber bald, vielleicht schon morgen werden sie mit frechem, schnöderigem Grinsen grüßen. Und bald gar nicht mehr.“ Nein, bald gar nicht mehr. Dann, wenn er sein Lehramt aufgeben mußte, wenn er wegen dieses gesellschaftlichen Skandals aus dem Amt gejagt wurde wie ein auffässiger Schüler, der aus der Schule geschafft wurde.

Er ging doch wieder schneller. Als er vor sich einen untersehten Herrn mit einem Strohhut gehen sah, blieb er erschreckt stehen: die Ähnlichkeit dieses Menschen mit Henning hatte ihm einen gehörigen Schrecken eingeflößt. Nur nicht jetzt ihm begegnen! Einmal mußte es ja sein — heute in der großen Pause oder im Konferenzzimmer oder auf dem Korridor; zu vermeiden war das nicht. Aber jetzt war er doch noch ein wenig zu erregt. Wenn die Gleichförmigkeit der Unterrichtsstunde ihn etwas abgestumpft hatte, dann ja. Er würde Henning nicht ausweichen, er würde ihn dann sogar heranzurufen. —

Er bog vom Langgarten aus noch nicht in die Weidengasse ein, sondern ging hinunter bis zur Barbarakirche. Er ging um sie herum, über den schlecht gepflasterten Pfarrhof mit den alten Häusern. „Hevelke, Pfarrer“ stand auf einem ovalen Messingschild. Eine Magd kam heraus

und begann die Steinstufen zu scheuern. Er ging wieder zurück. Die Glocke begann acht zu schlagen.

Er eilte dem Gymnasium zu.

In der Vorhalle trat der Direktor auf ihn zu. Beinahe hätte er aufgeschrien. Nun kam es! „Herr Direktor —“ stammelte er. Aber er spürte, wie heiser er sprach, wie schwer und filzig seine Zunge war.

Der Direktor sah ihn verwundert an, unterbrach sich aber nicht in der dienstlichen Mitteilung: „Sie sind dann also so freundlich und vertreten heute Herrn Doktor Grunski.“

„Sie meinen Doktor Henning,“ verbesserte er.

„Nein,“ sagte der Direktor erstaunt, „ich meine Herrn Kollegen Grunski.“

„Sehr gern, sehr gern.“ Die Audienz war zu Ende.

Oberlehrer Sanders stand noch eine ganze Weile auf demselben Platz, ehe er sich entschloß, ins Konferenzzimmer zu gehen und Mantel und Hut aufzuhängen. Es war niemand drinnen. Die Kollegen waren wohl schon in ihren Klassenzimmern.

Nun ging auch er den Korridor entlang, der Sekunda zu.



„Integer vitae sclerisque purus,“ las der Primus und begann zu übersehen.

„Der Nächste.“ Und immer nach je zwei Zeilen: „Der Nächste.“ Sonst sprang die Übersetzung durch die Klasse, so daß sich jeder jeden Augenblick der Prüfung versehen mußte. Heute dachte der Oberlehrer nicht daran.

Die Schüler merkten es bald, und man präparierte sich auf die Zeilen, in denen man herantam. Die schmutzigen, zerknüllten Blättchen der verbotenen deutschen Übersetzung knisterten unter der Bank.

„Solch ein Tier, wie das graue Daunien keins birgt — keins in seinen Wäldern birgt —“. Der Schüler hätte von sich aus nie das Wort „birgt“ gebraucht; es entstammte der kleinen Übersetzung. „Wie einst Zubas Reich —“

Der Oberlehrer stieg vom Ratheder und ging vorne vor der ersten Bank auf und ab, ununterbrochen auf und ab. Die Stunde hatte heute nicht ihre einschläfernde Wirkung. Im Gegenteil, sie reizte seine Nerven. Jedes Umblättern, jedes Fußscharren, jedes Schnauben reizte ihn.

Schon der erste Blick auf das Pensum hatte ihn um die Hoffnung auf Ruhe gebracht: Mußte gerade heute von denen die Rede sein, die rein und unsträflich durchs Leben wandeln!

„Dorthin, wo der Sonnenwagen sich allzu tief senkt —“

Sein Blick fiel auf die Tafel. Ein griechischer Satz stand dort. Eine Zeile aus Xenophon. „Warum ist das da nicht abgewischt?“ schrie er plötzlich in den „Sonnenwagen“ hinein.

Der Übersetzer — August Frohnat — sah ihn verdutzt an. Die ganze Klasse fuhr empor. Man merkte es ihren schnellen Bewegungen an, daß sie erwachte und daß sie selig war, einen Augenblick in diesem teuflischen, schnörrteligen Horaz verschmausen zu können. „Das soll stehen bleiben,“ sagte da August Frohnat langsam.

„Wer hat das befohlen?“

„Herr Doktor Henning:“

Oberlehrer Sanders fuhr zusammen wie unter einem Schlag. „Halten Sie das Maul!“ kreischte er.

August Frohnat räusperte sich energisch, ganz geschwollen von Gerechtigkeitsgefühl, bis zum Platzen voll massiven Unschuldsbewußtseins. „Ich habe kein Maul,“ sagte er und sah den Lehrer herausfordernd an, mit dem Horaz auf die Tischkante aufschlagend.

Die ganze Klasse wieherte und gröhlte Beifall. Sie fühlten sich alle in August Frohnat getroffen, beleidigt, tyrannisiert. Sie fühlten sich alle durch August Frohnat gerächt, entsühnt, entschädigt. Ha, wie er die Scharte ausweckte! Er gab es ihm ordentlich! August Frohnat hatte die

beste Chance, für die nächste Zeit Klassenheros zu sein.

Sie scharren mit den Füßen, die ganze Klasse scharrte, der Korpsgeist war erwacht und rastete. Selten war so etwas auf dem Gymnasium passiert, nie war es bei Sanders passiert.

Er hatte immer verstanden, ein erträgliches Verhältnis herzustellen und das übliche Feindschaftsgefühl auszuschalten. Ab und zu ein Scherzchen, ein Augenzukneifen bei kleineren Verstößen gegen die Gymnasialordnungen — nein — er war bis zu einem gewissen Grade sogar beliebt und verehrt.

Heute aber war mit einem Schlage alles verwandelt. Während die Klasse laut und lauter lärmte, rastete er zwischen den Bänken mit erhobenem Arm auf August Frohnat zu. Alles war plötzlich still. Nun kam das große Ereignis. Was bloß in den Sanders gefahren war? Man erkannte ihn gar nicht wieder.

Da läutete draußen die Glocke. Oberlehrer Sanders fühlte sich jäh ernüchtert.

„Sie haben sich eines höflichen Tons gegen Ihren Lehrer zu befleißigen,“ sagte er nur schroff und ging dann zum Ratheder zurück. Er hätte den Schuldiener umarmen mögen. Nicht fünf Minuten länger hätte er diese Stunde ertragen.

Draußen im Korridor traf er Henning.

„Na, wie geht's Thea?“ fragte der. Sein Gesicht strahlte. Seine Augen leuchteten. Henning hatte wohl alle seine Liebesorgen vergessen.

„Ein schöner Tag heute,“ sagte Oberlehrer Sanders und sah zum Fenster hinaus auf die grünen Bäume der Allee in der Weidengasse.

„Ja, famos.“ Und Henning wickelte sein Frühstücksbrot aus und biß kräftig drein. Schinken war darauf. Sanders sah es deutlich. Er sah immerfort das Brötchen an, um nicht Henning in das lachende Gesicht sehen zu müssen.

Jetzt konnte er es ihm doch nicht sagen: Die Pause war ja viel zu kurz dazu . . .



Gott sei Dank, nun war es zu Ende. Die Schüler strömten aus den Klassen auf die Korridore. Einen Augenblick staute sich der Strom am Portal, dann floß er breit und stark die breite Steintreppe hinab und verlief sich nach rechts und links auf die Straße.

Tobien, der Schuldiener, strich seinen schwarzen Assyrerbart und blickte mit ernster Würde den eifrig Schwahenden und Laufenden nach. Nie kam ein Lächeln auf sein Männerantlitz.

Oberlehrer Sanders bog draußen rechts ab.

Er mußte einen kleinen Umweg machen. Es war ja auch noch viel Zeit bis zu Mittag.

Er ging durch die Weidengasse, bog an der Artilleriewerkstatt ein und ging den Weg zum Wall empor. Drüben über das modrige, sumpfige, von Wasserpflanzen durchzogene Wasser des Wallgrabens hinweg schimmerten die kleinen Dorfhäuser, Mücken tanzten in der Luft. Der schwebende Knäuel war von der Sonne durchgoldet ...

An dem alten Pulvermagazin stand ein Soldat. Er sah gelangweilt auf den Herankommenden.

Der Oberlehrer hatte das Bedürfnis, irgend etwas zu sagen, irgend etwas zu tun. Er holte eine Zigarre hervor und gab sie dem Posten. „Schönes Wetterchen heute,“ sagte er mit krampfhafter Gemütlichkeit.

Mißtrauisch sah der Soldat den Frager an und steckte dann, ohne zu danken, die Zigarre unter den Helm.

„Schönes Wetterchen,“ sagte der Oberlehrer noch einmal. Aber der Soldat war schon wieder auf seinem Patrouillengang und kümmerte sich nicht mehr um ihn. Der Oberlehrer ging weiter an den alten Bastionen entlang, bis er draußen vor dem Legetor stand. Rein Mensch weit und breit. Die Sommer Sonne brannte. In den Wallgräben schwammen Holzflöße. Moos wuchs hier

und da auf den Balken. An einer Stelle leuchtete ein Büschel Mummeln gelb aus dem schwarzen Wasser herüber.

Alles war so friedlich. Aber dieser Friede drückte auf ihn mehr, als es Lärm und Sang getan hätte.

„Wie stark ist doch das Leben,“ dachte er verwundert und unruhig. „Viel stärker als alle Gedanken, die es scheinbar regeln und regieren. Wie kann es unser spotten! Hier ist nun ein junges Mädchen aus guter Familie, die ihr geschütztes Haus verläßt — gegen alle Vernunft — die in Nacht und Nebel davongeht — gegen alle Vernunft — die einen anderen liebt — gegen alle Vernunft — der sie nicht mag — wiederum gegen alle Vernunft. Und ihr Schicksal ist nun das Resultat langer Familienerziehung und Einschachtelung. Das ist das Ergebnis alter Familientraditionen. Dafür hält Julius Görke seine Prinzipien so hoch, dafür jammert Minna in Angst um das Gold der Familie. Der Riese Leben pustet und bläst das Patrizierhaus um.“

Neid erfüllte ihn gegen die Kraft, die aus Theas Entschluß sprach. „Warum konnte ich das damals nicht tun, als ich jung war wie sie und am Kreuzweg stand? Ich war zu sehr mit Gedanken belastet. Wer denkt, trägt Ketten. Wer fühlt, trägt Flügel. Ich werde noch heute alle meine philosophischen Bücher verbrennen, und

die Schopenhauerbüste verkaufe ich einem Trödler am Altstädtischen Graben, und vom Erlös kaufe ich mir Rotspohn bei Zünke und trinke auf Jugend und Rücksichtslosigkeit. Prost Leben, du hast Recht. Prost Thea, du hast auch Recht.“ Und nun fand er tausend Gründe für ihr Verhalten. Und nun fühlte er auch die Kraft, es Henning zu sagen.

Schnell ging er durchs Tor zurück und bog in die Straßen ein. An der alten Trinitatiskirche dort im Dach das große Kreuz sprach von einem Mönch, der wegen einer aussichtslosen Liebe — gegen alle Vernunft — sich vor Jahrhunderten da hinabgestürzt.

Wie konsequent sie alle waren, wenn sie fühlten! Gedanken sind wie Quecksilber: unruhig, und wenn man sie fassen will, entgleiten sie und verändern beim Zugreifen die Form. Aber Gefühle sind gradlinig und sicher.

Endlich stand er an der Haltestelle der elektrischen Bahn. Da drückte ihm jemand die Hand: Henning. Er trug Blumen in der Hand. „Hast du auch noch nicht gegessen?“

„Ich esse heute in der Stadt,“ sagte der Oberlehrer.

„Guten Appetit! Ich esse heute bei euch.“

Den Oberlehrer durchfuhr es: Nun mußte er es sagen, ehe jener es von den anderen erfuhr. „Henning, du bist so fröhlich, daß es mich schmerzt,

dir etwas mitzuteilen, was dein Leben für eine Weile verdunkeln wird.“

„Das glaube ich nicht.“ Henning lachte und schwenkte die Blumen. „Man to, man to!“

„Wenn ich dir nun sage,“ begann der Oberlehrer stotternd — es war doch viel schwerer, als er gedacht — „wenn ich dir nun sage, daß Thea fortgegangen ist von Hause, nach Berlin?“

„Womöglich hat sie auch noch den Kassenstrank erbrochen?“ scherzte Henning.

Er glaubte ihm nicht. „Aber Henning, wenn es nun doch wahr ist?!“

„Dann, Onkel, setze ich mich auf die nächste Bahn und fahre ihr nach und hole sie. Ja, dann hole ich sie“ — und er schwenkte lachend den Strauß und schwang sich auf die elektrische Bahn, die schon im Fahren war.

Wie gut gefiel ihm Henning mit einem Male. „Die Jugend ist über ihn gekommen. Er hat sich wiedergefunden. Wie schade eigentlich!“

Als er eine Stunde später zu Hause ankam, trat ihm Fräulein entgegen. „Oben sind zwei Glückliche,“ sagte sie lächelnd.

„Zwei Glückliche??“

„Ja, Thea und Doktor Henning.“

„Thea —“ Er mußte sich auf einen Stuhl setzen. Die Kniee zitterten unter ihm, daß er einzuknicken fürchtete. „Ja, aber — aber —“

„Ich wollte es Ihnen nur sagen, damit Sie

kein Unheil anrichten. Ich habe die ganze Zeit auf Sie gewartet. Sie sind spät gekommen.“

„Entschuldigen Sie!“ Und er ließ sich erzählen.

Er sah vor sich hin. „Sie befreien mich da von einer großen Last!“

„Sie?“

„Ja, ich fühle mich doch gewissermaßen als Mitschuldigen.“

„Sie?“

Er sah sie verdutzt an. „Wissen Sie denn nicht alles? Ich habe Thea ja geholfen. Wenn ein Unglück geschehen wäre, hätte ich mein Lebtag daran zu tragen gehabt. Ich hätte mich für sie verantwortlich gefühlt.“

„Ich glaube, Thea ist alt genug, selber die Verantwortung für sich zu tragen,“ sagte Fräulein ernst, und sie setzte hinzu: „Ich glaube, sie ist auch stark genug dazu.“

„Stark? Ach nein, stark ist sie nicht. Aber zäh — das sind wir alle.“

„Aber Herr Henning ist nicht zäh,“ begann Fräulein nach einer Weile. „Ich glaube, er wäre zerbrochen.“

„Ja, ja, der arme Kerl.“ Der Oberlehrer lief nervös im Zimmer auf und ab. „Aber schließlich ist er doch ein Mann, und er hätte es schon tragen müssen. Kennen Sie meinen Lieblingsspruch? Trage auch dies, mein Herz, schon

Schwereres hast du getragen — —‘ Odysseus sagt ihn bei Homer. Wissen Sie, das ist das schönste Buch nächst der Bibel, und beide sind viel zu schade für die Schule.“

„Der Spruch ist schön und tröstend. Ja. Aber nun ist ja alles gut. Und soweit ich Thea kenne, wird sie all ihre Bärtlichkeit verdoppeln, um ihm das zu ersetzen, was sie ihm fast genommen hätte. Sie ist im Grunde gut, und er wird glücklich sein.“

„Und das ist Ihr Werk. Soviel Dankbarkeit gibt es ja gar nicht, als wir beide Ihnen nun schulden.“ Fräulein lachte. „Und das Leben ist doch immer noch um einen Grad gescheiter als die Gescheitesten von uns.“

„Ja. Aber nun muß ich gehen. Ich glaube, man erwartet mich oben mit Schmerzen.“

Er sah verlegen beiseite. „Es bleibt alles unter uns, nicht wahr? Alles, was diese Nacht geschehen?“

„Selbstverständlich.“

„Das wollte ich Sie doch noch gebeten haben. Man hat es nämlich nicht gerne, wenn alle einen für einen Esel halten.“ Als sie sich schon zur Türe wandte, kam er ihr nach und hielt ihre Hand fest. „Wir werden es Ihnen alle lohnen.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte Fräulein.

„Natürlich, es weiß ja außer mir niemand davon. Aber wenn es alle wüßten —“

„Auch dann nicht!“

„Siehe da, der Pessimismus meines Herrn Schopenhauer scheint anzustecken. Warum glauben Sie denn nicht?“

„Ich habe so meine Gründe,“ sagte Fräulein diplomatisch.

„Sie können sie ruhig angeben. Ich bin in Familienangelegenheiten soweit neutral.“

„Erstens“, sagte Fräulein, „ist man niemand dankbar, der einen Einblick in eine Familienverirrung gewinnt, und zweitens —“

„Nun, zweitens?“

„Zweitens bin ich hier doch nur eine Angestellte.“

Der Oberlehrer ging auf sie zu und reichte ihr beide Hände. „Die Freundin der Familie sind Sie.“ Fräulein wehrte ab. „Zum Donnerwetter, dann fangen Sie wenigstens mit mir an. Nun?“

Fräulein legte ihre Hand in seine, die noch immer ausgestreckt war.

„Wie zart Ihre Hände sind.“ Seine Stimme wurde leise und andächtig. „So klein, und sie fassen das Steuer doch so fest.“

„Ich habe es lernen müssen.“

„Sie sind tapfer.“

„Es war nicht immer leicht,“ sagte Fräulein und sah hinaus in den blauen Himmel . . .

„Was Sie doch alles fertig kriegen, Sie kleine

Person. Sie haben der Familie gestern, ohne daß sie es ahnt, den größten Dienst erwiesen.“

„Dazu bin ich ja da, Dienste zu erweisen,“ sagte Fräulein lächelnd.

Er sah sie forschend an. „Wenn Sie lächeln, sind Sie eigentlich sehr hübsch, Fräulein. Wissen Sie das?“

„Ich weiß. Ich lächle aber selten . . .“

Zweites Buch

Mademoiselle

Fräulein lag im Sande. Eva lief hochgeschürzt in die See und sprang schreiend vor Glück zurück, wenn die Welle sie verfolgte und bespritzte.

Fräulein baute im Sande kleine Figuren, Burgen und Wälle. Bisweilen ließ sie nur den Sand durch die Finger rieseln und schloß die Augen. Dann hörte sie die Stimmen ringsum der Großen und der Kinder, die am Strande spielten, das monotone Rauschen der See und ganz aus der Ferne verwehte Klänge einer Musik: die Kurkapelle spielte im Rurgarten.

Görkes waren für einige Wochen nach Zoppot übergesiedelt. Seit Jahren bewohnten sie ein Gartenhaus in der Bismarckstraße. Es stand in einem großen Obstgarten. Nach der Straße zu waren zwei massive Gebäude. Das Gartenhaus war sommerlich gebaut, leicht, als wäre es für Ägypten bestimmt. Der Seewind pfiff durch tausend Luten und Löcher hindurch. Aber Julius Görke war nicht zu bewegen, ein anderes zu beziehen. Er war auch darin konservativ. Frau Görke war ganz seiner Meinung: sie wohnten

billig in der Birkenvilla. Seit zehn Jahren war die Miete nicht gestiegen.

Vormittags saßen Görkes im Rurgarten und hörten der Musik zu; auch Frau Franzius mit Werner saß meist dabei. „Hast du auch deine Ferienaufgaben schon erledigt?“ „Ja, Mama.“ „Desto mehr Genuß wirst du dann von der Erholung hier haben.“ „Ja, Mama.“ Werner sah aber nicht aus, als ob er zuviel Genuß beim Anhören der Musik hatte. Er absolvierte auch hier eine Aufgabe und hörte die Melodien mit einem Ernst an, als müsse er sie auswendig lernen und später wieder vorspielen.

Fräulein war dann mit Eva draußen am Strande. Und nach einer Weile kam Hermann Görke zu ihr. Es war immer dasselbe Spiel. Er trennte sich von den Seinen, ging auf den Steg, sagte, daß er nach Glettkau zu am Strande gehen wolle, und bog dann in umgekehrter Richtung nach dem Familienbad zu ab. Dort im Freien lag Fräulein mit Eva am Strande.

„Ist es erlaubt?“

„Bitte.“

Er lag in einigem Abstand von ihr und sah sie an und half ihr beim Sandformen. Wenn sich ihre Hände berührten, zitterte er.

„Gestern hab' ich ein Gedicht gelesen. Wollen Sie es hören?“

Sie nickte, und er begann mit seiner immer etwas belegten, müden Stimme:

Der Kelch der Qual

Und reichst du mir beim leichten Plaudern
Den purpurschimmernden Pokal,
Ich trink' ihn durstig, ohne Zaudern,
Ich trink' ihn aus, den Kelch der Qual.

Und weiß ich auch, daß er nicht enden,
Nur mehren kann den dunklen Gram,
Ich trink', weil er aus deinen Händen,
Aus deinen süßen Händen kam . . .

Fräulein blickte in die Weite. Möwen stiegen auf und durchschnitten die Luft. Wie weiße Pfeile durchschnitten sie den blauen Himmel. Bis zu den Wolken stiegen sie auf. Sie schwieg.

„Gefällt es Ihnen?“ fragte er leise.

„Es ist sehr traurig,“ sagte sie. „Und sehr schön,“ setzte sie nach einer Weile hinzu. „Wie heißt der Dichter?“

„Ich weiß nicht.“

Fräulein sah ihn an. Sie wußte jetzt, wer der Dichter war. Und in einer Anwandlung von Angst und Erregtheit lief sie zu Eva hin, hob sie hoch in die Luft und tollte mit ihr durch den Sand. „Nun müssen wir aber gehen.“

In sanfter Linie rundete sich die Küste, die grünen Wälder krönten die Höhen. Dort die grüne Spitze, wo die roten Dächer herüberlugten, war das kleine Fischerdorf Ablershorst.

Die Promenadenwege waren belebt. Junge Mädchen und Herren im Tenniskostüm schlenderten.

„Finden Sie nicht auch, daß man gescheiter faulenzeln kann, als daß man sich Bälle zuwirft?“ Hermann sah mit bösen Augenzwinkern hinüber.

Fräulein verteidigte das Spiel im Freien.

Hermann aber blieb hartnädig. „Haben Sie schon mal häßlichere Bewegungen gesehen als beim Tennisspiel? Wie können Frauen nur Gestalt und Gesicht verzerren! Und alles aus der Leidenschaft, den Ball richtig zu schleudern. Es ist eine Grimasse unserer Kultur. Und natürlich macht es mein Fräulein Schwester mit. Da kommen sie beide — sehen Sie nur!“ Drüben in der Allee ging Thea mit Henning. Sie waren jetzt, wo Henning Schulferien hatte, den ganzen Tag zusammen.

Thea sprach nie mit Fräulein von jener Nacht; sie vermied seitdem ein Alleinsein mit ihr. Wenn Fräulein ins Zimmer trat, wo Thea mit ihrem Bräutigam war, drückte sie sich zärtlicher an ihn und überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten, als hätte sie das Gefühl, etwas wiedergutmachen zu müssen, oder als wolle sie ihr sagen: ich habe es mir jetzt überlegt: ich liebe doch ihn. Das war das einzige, was sie mit jener Fluchtnacht zu verbinden schien.

Fräulein hatte sich oft gewundert, daß sie

nie mit ihr davon gesprochen. Sie hatte nicht gerade Dank erwartet, aber doch eine Erklärung. Allmählich fühlte sie aber, daß Thea sich zu sehr schämte, als daß sie darüber hätte sprechen können, — oder legte sie dies Feingefühl nur in sie hinein? Thea sprach nie mehr den Namen Lothars aus und begann sofort ein anderes Thema, wenn im Gespräch der Name doch genannt wurde.

Fräulein begriff das alles. Aber es tat ihr dennoch weh, daß Thea sich ihr nicht zu nähern vermochte. War sie für sie wirklich nur ein lästiger Diensthote, der in Dinge Einblick bekommen hatte, die ihm verborgen bleiben mußten?

„Ich glaube, nun trennen wir uns wohl.“

Sie waren am Rurgarten angelangt.

Aber Hermann ließ sich heute nicht abschütteln. „Im Gegenteile, ich begleite Sie bis zur Birkenvilla.“



An diesem Tage war Tante Berta draußen. Im Kurkonzert nach dem zweiten Gläschen Malaga — „Weißt du, mir ist so blümerant im Magen“ — fragte sie, ob es wahr sei, daß Hermann immer mit Fräulein zusammen sei.

Frau Görke schrie auf: „Bist du schon wieder bei deiner Idee!“ Sie war nur froh, daß Julius und Dora mit Werner auf dem Steg waren und das nicht angehört hatten.

Tante Berta zuckte gekränkt die Achseln. „Man denkt nur an die Familie, und das ist nun der Dank. Kein Wort sage ich mehr über die Geschichte. Mögt ihr euch von fremden Leuten belehren lassen!“

Aber es dauerte keine fünf Minuten, da verkündete Tante Berta, daß es allen — allen! — auffiel, daß Hermann jeden — aber auch jeden — Morgen bei Fräulein am Strande sitze und mit ihr heimkehre. „Ich will ja damit nichts gesagt haben. Aber man muß den Leuten auch nicht gerade das Futter vor die Mäuler schütten.“

Als in diesem Augenblick Hermann mit Fräulein den Kurgarten durchquerte — Eva lief reifenspieland nebenher —, sah Tante Berta mit unleugbarer Befriedigung auf die Schwägerin. Ihr Pfeil hatte gefessen. Sie ging nun beruhigt fort.

Nachmittags — Fräulein hatte eben mit Werner „Etuden“ geübt — sprach Frau Görte mit Fräulein. „Wir sehen es nicht gerne, wenn Sie zu oft mit Hermann zusammen gesehen werden. Es wird ja soviel geklatscht. Die Leute haben hier nichts anderes zu tun.“ Sie sprach leise, als nähme das der Sache die Schärfe.

Fräulein erblaßte. „Wenn Sie es wünschen, werde ich das natürlich vermeiden. Ich sehe aber nicht recht ein, wie ich das einrichten soll, ohne Ihren Sohn zu verletzen.“

„Ach, das geht wohl schon einzurichten, liebes Fräulein.“ Frau Görke wand sich.

„Alle Leute wissen ja, daß ich mit Ihrem Sohn unter einem Dach lebe, und sie haben bisher nichts daran gefunden: denn sonst hätten Sie es mir ja gesagt. Warum sind sie denn so empfindlich, wenn ich unter tausend anderen mit ihm und Eva am Strande sitze?“ Fräulein zitterte vor Zorn. Und daß sie sich noch verteidigte, empörte und erbitterte sie eigentlich noch mehr als der Verweis . . .

„Die Leute sind nun mal so.“ Frau Görke zog ein sorgenvolles Gesicht, als litte sie selbst am schwersten darunter, daß die Leute „so“ seien. Aber als sie Fräuleins Erregung bemerkte, sah sie ein, daß ihre Diplomatie nicht den rechten Weg gegangen sei.

Sie konnte Fräulein nicht entbehren. Solch eine billige und bequeme Stütze würde sie nie wieder haben. Was hatte sie nicht schon alles auf diesem Gebiet erlebt!

Die eine hatte sich in jedes Gespräch gemischt und mit Thea schon am zweiten Abend Brüderschaft machen wollen. Die andere wollte sich bei ihr im Klavierspiel vervollkommen und hämmerte den ganzen Tag auf den unglücklichen Tasten. Die dritte wollte keine schmutzige Arbeit angreifen und weigerte sich, Strümpfe zu stopfen. Um Himmels willen, die Zeit; da sie wieder

„probieren“ mußte, sollte nicht noch einmal kommen. Und sie nahm einen neuen Anlauf: „Sie wissen ja, wie gut wir es mit Ihnen meinen. Wir halten Sie ja wie ein Familienmitglied (— ja, dachte Fräulein, nur daß ich das Zimmer verlassen muß, wenn über Familien- dinge gesprochen wird —), Sie leben und essen ja mit uns (— soll ich denn in der Küche essen? dachte Fräulein —), und w i r wissen ja auch, daß nichts Schlimmes geschieht.“

Nun war alles gründlich verfahren.

In Fräuleins Augen standen Tränen vor Wut. Diese Frau, die über ihren Haushorizont nicht so weit hinausah, daß sie ihre Tochter verstand, die sie beinahe an der Landstraße verloren hätte, diese Frau achtete auf ihre Wege mit dem Spürblick des Gendarmen, der einen Stromer ausfragt.

Aber sie wußte wohl, daß jemand dahinter steckte und daß man sie nicht verantwortlich machen konnte. „Sie weiß nicht, was sie tut. Sie weiß nicht, daß sie mich kränkt, als ob sie mich schläge.“

Und sie ließ sie stehen und ging in ihr Zimmer und weinte.



Regen setzte ein. So verbot sich der Aufenthalt am Strand von selbst.

Fräulein überhörte Werner. Er sollte das Französische nicht verlernen. Werner lernte das Gedicht von Béranger „Les adieux de Marie Stuart“:

„Adieu, charmant pays de France . . .“

Während Fräulein das Gedicht überhörte und sich übersetzen ließ, sah sie deutlich die Tage vor sich, die sie in Frankreich verlebt hatte. Sie lagen vor ihr wie bunte Bilder eines Buchs, in dem sie blätterte.

Sie sah die letzten Tage in Charlottenburg bei ihren Verwandten vor sich. „In Südfrankreich ist eine Stellung au pair zu haben. Wie gut für dich, wenn du dich in der Sprache so bequem vervollkommen kannst.“ Und ehe sie noch zugesagt, wurde die Sache geordnet. Fräulein war damals achtzehn Jahre.

Im Grunde war sie froh gewesen. Sie wußte längst, wie lästig sie ihren Verwandten war, bei denen sie seit Vaters Tod lebte. Und dann lockte das ferne Land und Paris. Ja, nach Paris sollte sie auch.

Fräulein saß wieder in dem schmutzigen französischen Wagen in glühender Hitze. Nachts kam sie in Lyon an. Nichts war vorbereitet oder bestellt. Alle Hotels waren überfüllt. Der Dienstmann trug ihren Koffer nach einer kleinen Spelunke: „Hotel de la Gironde“. Sie hatte keinen Widerstand geleistet. Sie war todmatt,

daß sie beim Gehen schwankte, und sah sich nicht um. Erst als sie im Zimmer war, in diesem engen niedrigen Zimmer, das von Schmutz starrte und dumpf roch, halb nach Moder, halb nach hängengebliebenen schlechten Parfüms, fuhr sie erschreckt auf: Wo war sie hingeraten? Alle abenteuerlichen Geschichten vom Wirtshaus im Speßart bis zu schlimmeren voll dunkler Andeutungen wurden lebendig.

Sie versuchte die Tür zu schließen. Es gab keinen Schlüssel, und der Riegel war abgebrochen. Die halbe Türe bestand aus Glas. Sie hatte das Gefühl, das ganze Hotel sehe zu. Sie versuchte Licht zu machen. Kein Streichholz ging an; es waren echt französische Regiestreichhölzer. Endlich fand sie die Klingel.

Ein abgemagerter Bursche schlappte heran. „Ist hier denn kein Zimmermädchen?“ Er sah sie verständnislos an. Sie hatte in der Erregung Deutsch gesprochen.

Erst nach einer Weile begriff sie ihn und wiederholte ihre Frage auf Französisch. Nein, es gab keine weibliche Bedienung. Er war Mädchen für alles im Hotel de la Gironde . . .

Sie war ganz verzweifelt und fühlte kalten Schweiß der Todesangst über sich rieseln. Der elende, verhungerte Hausknecht tröstete sie; das fehlte noch zu ihrer Demütigung. Sie zeigte

den halbdunklen Korridor entlang. „Wer wohnt denn dort?“

„Eine Frau, und dort ein katholischer Priester.“ Das beruhigte sie. Der fromme Mann, der Heilige, würde sie schützen. Sie ging ins Zimmer zurück, stellte den Koffer vor die Tür und legte sich angekleidet aufs Bett. Sich ausziehen wagte sie nicht.

Das Licht war ein erbärmlicher Stumpfen; ein anderes war im Hotel de la Gironde nicht aufzutreiben. Es war um Mitternacht ausgebrannt. Sie lag fiebrig heiß mit Kopfschmerz da und schlief keine zehn Minuten . . .

In dem kleinen, niedrigen, überfüllten Eisenbahnwagen war es siedend heiß. Fräulein fuhr dritter Klasse. Die Passagiere hatten kleine Papierfächer, mit denen sie sich fächerelten. Es war eine stundenlange Marter, diese Fahrt im ratternden, geschüttelten Wagen, der wie ein Backofen glühte.

Morgens fuhr sie über die Rhone, die grün rauschte. Auf den Bergen standen Olivenbäume.

Endlich war sie in Baduze. Ihr Schüler empfing sie. Ernst, würdig und gewichtig. Ein kleiner, geschneigelter Herr. Fräulein sah wieder den kahlen Kopf des Herrn Renier. Er war klein und reichte seiner Frau bis an die Schulter. Er war gemütlich und lebenswürdig. Herr Renier war aus einer protestantischen Familie

und liebte Deutschland, das Vaterland Heines und E. T. A. Hoffmanns. Im Garten wuchsen Palmen und Kakteen. Abends leuchteten Windlichter am Gartentisch. Alles war neu und herrlich . . .

Mitte September war Weinernte. Fräulein half mit dem runden Messer mit und schnitt die blauen Muskatellertrauben. Sie durfte soviel davon essen, wie sie mochte.

Und dann war da noch eine alte weißhaarige Köchin, ein kleines verhäkeltes Wesen mit einem weißen Häubchen. Das Häubchen war wie angewachsen. Sicher schlief sie auch mit ihm. Sie hatte einmal ein großes Erlebnis gehabt: einen Stierkampf in Nîmes, wo ein Mann getötet wurde. Davon konnte sie jeden Tag sprechen. Nie sprach sie von ihrem verstorbenen Mann und ihren sieben Kindern. Die Kinder kümmerten sich nicht um die Mutter.

Und das alte Faktotum, der hundemagere Biala, genügsam wie ein Hund in einem kleinen Gartenhäuschen zwischen Spaten und Blumentöpfen auf der Erde schlafend, ewig leichtbezeugt und mit einer wachsenden Schmutzkruste bedeckt . . .

Fräulein machte wieder die Früh Touren um vier Uhr durch die Felsen, Brot und Schokolade in der Tasche. Dort saßen sie unter alten knorrigen Bäumen, die samtgrüne Blätter trugen. Der

sechzehnjährige Auguste, der das Bakkalaureat bestanden, hatte eine riesige Hakennase und war der Liebling der Mutter, verwöhnt und faul. Seine Zukunft war festgelegt: Er würde in Lyon Jurist werden und dann Politiker. Gab es noch einen anderen Beruf, der sich lohnte? Jean, ihr Schüler, hatte kranke Füße; er blickte auf Mademoiselle mit demütiger Verehrung. Sie hatte auch mit ihm *Béranger* gelesen. „*Adieu, charmant pays de France . . .*“ Er stammelte und sah sie lange an. „Sie sind sehr schön, Mademoiselle. Sie sind viel zu schön für diese Welt.“ Eine laue Welle floß über sie hin . . . Sie schloß die Augen und lehnte den Kopf zurück. In den Olivenbäumen raschelte der Wind, der weiche Wind der Dauphinee . . .

Zwei Monate war es trocken gewesen, dann kam der Regen — eine Sintflut von Regen, drei Tage und drei Nächte. Das Flützchen, das sich sonst wie eine müde Schlange über Geröll dahinschlich, war zum tosenden Strom geworden; Baumstämme wirbelten in seinem grünlichen Schaum.

Zwei Monate war Fräulein hier. Nun sollte sie nach Paris. Wohin? Es war nichts vorbereitet. Man sah „*Les annales*“ durch. Es gab da bedenkliche Inserate: „Ein einzelner Herr sucht . . .“

Ein Brief von Reniers in Paris verheirateter

Tochter entschied. Sie nahm bei Doktor Labrousse eine Stelle au pair an. Von da aus konnte sie ja in Ruhe suchen. Zum letztenmal leuchteten die Sterne glühend und glühend. Zum letztenmal klangen die Glöckchen der Schafferden, die den Hohlweg durchschritten. Käuzchen klagten wehmütig. „Au revoir à Paris“. Nachts hielt der Zug. Die Flut hatte die Brücke abgerissen. Alles mußte aussteigen. Die Frauen schrieen, die Männer schimpften und schworen alles Unheil des Himmels auf die Bahngesellschaft herab. Fräulein schleppte sich mit ihrem schweren Koffer durch die stockdunkle Nacht. In der Schlucht hörte sie ein Gewässer wild rauschen, ohne es zu sehen. Fackeln wehten im Wind. Um sieben Uhr bei feinem, kaltem Regen war sie in Paris.

Labrousse wohnten weit draußen am Invalidendom. Die starre, eisige Architektur war lange Zeit das einzige, was Fräulein von Paris zu sehen bekam . . .

Labrousse war kein beehrter Arzt. Wenn sich ein Patient meldete, fuhr er erregt in den Rock. Lange Zeit war das kleine Kind des Concierge der einzige Patient. Frau Labrousse ging den ganzen Tag schlampig in einem seidnen Schlafrock voller Fettflecke umher.

Labrousse waren noch nicht lange verheiratet. Sie hatten nur den kleinen George, eine kleine, unsäglich verwöhnte, ewig heulende Range mit

72
riesiger Nase und winzigen, halbversunkenen Auglein. Sie fanden George schöner als jedes andere Kind und sagten es auch jedem, der es ansah. Es kam nicht recht weiter, da es mit Ledereien verzärtelt wurde. Labrouffes gaben ein paar Zähne mehr an, als es hatte.

Eine Stunde am Tage fuhr Fräulein mit dem Kind spazieren. Weit kam sie nicht. Eigentlich kam sie nie aus diesem modernen Viertel voll lächerlich feierlicher Prachtmietkasernen heraus. Labrouffes besaßen außer medizinischen Büchern nur Victor Hugo. Aber in achtzig Bänden. Sie lasen überhaupt nichts anderes von Literatur. Gab es noch anderes? Gab es eigentlich eine deutsche Literatur? Frau Labrouffe hielt ihren Vater in Baduze für harmlos und ein bißchen komisch. Konnte man außer Paris überhaupt leben? Frau Labrouffe hatte seit Jahren außer dem, was sie von ihrem Balkon sah, von Paris nur eine Revue in den Folies Bergères und den Bon marclé gesehen . . .

Frau Labrouffe schwärmte für ihren Mann. Er war der schönste Mann, den es irgendwo gab. Sie sagte es jedem, der ihr in den Weg kam. Er lief ewig in abgetretenen Lackschuhen und schmutzigem Kragen umher. Vor allen Leuten gaben sie sich laute Küsse und sprachen sehr ungeniert von Dingen, die Fräulein die Röthe ins Gesicht jagten.

„Eine Stellung? O, die können wir Ihnen jeden Tag besorgen. Glänzend, ihrer Begabung und Schönheit würdig. Ich bitte Sie, bei unseren Verbindungen mit den allerersten Gesellschaftskreisen!“ Das alles wurde mit großer Geste gesagt; wenn Fräulein aber Näheres erfragte, zogen sie sich zurück, etwas chokiert über diese deutsche Hartnäckigkeit und Pedanterie.

Und endlich kamen sie auf den gescheiterten Gedanken: „Bleiben Sie doch bei uns, Mademoiselle!“

So war aus Fräulein „Mademoiselle“ geworden. Sie fand nichts anderes und blieb einstweilen. Aus dem „Einstweilen“ wurden Monate. Sie bekam zwanzig Franken, half im Haushalt, öffnete die Türe Leuten, die sie als Besuch kennen gelernt hatten, und überarbeitete sich gründlich. Sie nutzte die junge Deutsche schamlos aus und waren überzeugt, daß sie sie zu ewiger Dankbarkeit verpflichteten: „Wo könnten Sie doch so gut Französisch lernen wie bei uns, Mademoiselle?“

Fräulein vergaß nie den Ramin mit der Standuhr vor dem Rokospiegel, der voller Fliegenschmuz war. Manchmal kamen Sänger in die stille Straße und sangen mit tiefem Bass schmalzige, sentimentale Lieder. Frau Labrousse liefen dann die Tränen über die geschminkten Wangen. An den Abenden saß Mademoiselle

an der Wiege des Kindes auf einem kleinen Schemel und schaukelte das kleine Scheusal. Es schlief nicht, ehe es stundenlang geschaukelt war. Allmählich schlief sie selber ein, während ihre Hand mechanisch weiterschaukelte. Das Kind quäkte und schrie wie am Spieß, wenn sie einen Augenblick aufhörte. „Ist er nicht scharmant, unser süßer Gogo?“

Am Weihnachtsabend war Gogo krank. Er hustete und erbrach sich. Sie saß die ganze Nacht an seinem Bett. Zu Hause, drüben überm Rhein, sahen die Augen in glitzernde bunte Bäumchen. Sie saß, zerschlagen, eine abgehekte Sklavin, und pflegte im Halbdunkel das kranke Kind.

Monsieur lief Zigaretten rauchend und spuckend auf und ab durch die Wohnung. Zwischenein dankte er Mademoiselle mit Kniefall und Tränen in den Augen. Madame erklärte sich für erschöpft. Und beide legten sich schlafen, während Mademoiselle dem Kind Umschläge machte und Tropfen gab — die ganze Heilige Nacht hindurch . . .

Ein Todesfall zu Hause rief sie zurück. Es regnete wieder, wie bei der Ankunft. Die Boulevards lagen kahl und leer und winddurchbraust. Auf dem Asphalt standen Pfützen. Als Fräulein am Ostbahnhof das Billett nahm, dachte sie daran, noch eine Rundfahrt durch Paris zu machen. Aber es war nicht mehr viel Zeit, und Monsieur

Labrousse hatte wohl auch Angst, daß er das Auto bezahlen müßte. „Adieu, charmant pays de France . . .“

„Es ist gut, Werner. Du kannst es jetzt schon ganz gut.“

Fräulein seufzte und sah in den Regen hinaus, der in den Garten prasselte.

Geld

Frau Görte schien es doch richtig, mit Hermann zu sprechen. Sie sprach selten mit ihrem Sohn; sie hatte so wenig Zeit und hatte dann noch immer das unangenehme Gefühl, nicht den rechten Ton zu finden.

Sie hatte lange, zu lange immer nur den kleinen Jungen in ihm gesehen, den man nicht ganz ernst zu nehmen brauchte. Immer war ein zu weiter Abstand zwischen ihr und ihrem Sohn gewesen: Zuerst sie hoch über ihm, dann eines schönen Tages beinahe umgekehrt. Und als er plötzlich fremde, nie gehörte Ideen aussprach und leidenschaftlich verfocht, war sie erschreckt zurückgeprallt. Und als er erst begriffen, daß sie ihn gar nicht verstehen wollte, daß die bequeme Tyrannis des Görteschen Hauses ihr ein Verstehen fast verbot, gingen sie vollends auseinander. Allmählich fürchtete sie sich fast vor ihrem Sohn. Er blickte sie immer so ironisch an und war so schweigsam. Gott, was hatte man eigentlich von seinen Kindern und seinen vielen Mühen für sie . . .

„Hermann, es ist wohl besser, wenn man dich nicht so oft mit Fräulein sieht.“

Er verstand sie gar nicht.

„Du bist so oft am Strande mit ihr.“

„Ja, ja — und?“

Sie machte ihr unglücklichstes Gesicht. „Tante Berta sagt auch —“

„Das dachte ich mir, daß sie wieder etwas angerichtet hat; sie sah befriedigt aus, wie eine Schlange nach dem Fraß.“

„Hermann, was hast du bloß für Ausdrücke! Sie ist doch eine Verwandte!“ Die ganze Görtelsche Familienentrüstung lag in ihrer Stimme.

„Und als solche hat sie das Recht, mich straflos zu beleidigen, nicht wahr? Nein, Mutter, mir imponiert der Familiensimmel nicht mehr. Aber ich will stillhalten und für meine Person schweigen. Man lernt das ja hier.“

„Hermann!“

„Ach, laß nur, Mutter. Wir wollen uns doch keine Sentimentalitäten vormachen. Aber Fräulein soll sie aus dem Spiel lassen. Fräulein steht so hoch über ihr, daß sich dieser alte Speiteufel nicht unterstehen soll —“

„Hermann!“

„Ich werde zu ihr gehen und sie zwingen, sich bei Fräulein zu entschuldigen.“ Er wurde ruhig bei diesem Gedanken.

„Das wirst du nicht tun, Hermann.“

„Ja, soll sie sich denn alles erlauben dürfen?“

„Du mußt Achtung vor ihrem Alter haben.“

„Nein, davor habe ich keine Achtung. Denn Alter verpflichtet sie durchaus nicht dazu, lauernd umherzugehen und in fremde Suppen zu spucken.“

Frau Görke war keine große Psychologin. Aber sie merkte doch, daß sie mit ihrer Mahnung Hermann erst recht auf einen Weg gebracht hatte, den sie ihn nicht gehen lassen durfte: Die Geschichte mit Fräulein schien doch tiefer zu sitzen, als er es sich selbst einzugestehen vermochte. Sie sah sehr sorgenvoll auf ihn. Er dachte doch nicht etwa daran, sie zu heiraten? Du liebe Zeit, was würde Julius sagen, wenn er hörte, sein Sohn wolle eine Gouvernante — — nein, es war nicht auszudenken. Sie nahm sich vor, gelegentlich Thea zu bitten, auf ihren Bruder einzuwirken. Denn Gefahr schien vorhanden.

Und es war auch keine große Beruhigung für sie, als sie von Hermann das Versprechen erlangt hatte, daß er mit Tante Berta über diese Sache nicht sprechen werde. „Und mit Fräulein? Wie ist es nun damit?“ fragte sie ängstlich. Lieber Gott, es mußte doch ausgesprochen werden!

„Ich werde mit ihr zusammen sein, wo ich kann,“ sagte Hermann. „Nicht um dich zu ärgern, Muttchen, sondern weil sie mir hier wie die Oase

in der Wüste ist.“ Und er tätschelte die Mutter zärtlich auf den Rücken.

Sie sah unruhig auf ihn; sie wußte nicht recht: sollte sie dankbar für seine ungewohnte Zärtlichkeit sein oder ärgerlich über seine Ablehnung?



Draußen vor dem Steg schwankten die Boote. Sie waren mit Blumengewinden überdacht. Grüne und rote und weiße Punkte flammten herüber. Die Lampions zeichneten grüne und rote und weiße Linien auf das stilldunkle Wasser.

Die Kurgäste drängten sich vorne am Steg oder fuhren auf der „Möwe“, die bunte Glühlichtketten trug, in den Wassertorso hinein.

Fräulein saß mit Werner in einem Fischerboot. Im letzten Augenblick sprang Hermann hinein; sie hatte ihn nicht abweisen können. Der Fischer ruderte langsam, mit gleichmäßigen, schweren Ruderschlägen über die See, die glatt, wie eine Metallscheibe dalag. Nun waren sie mitten zwischen den bunten, lichtgeschmückten Booten. In einem spielte jemand auf einer Laute und sang ein dummes, schmachtendes Lied. Die Boote kreuzten. Blumen flogen durch die Luft. Rosen fielen ins Wasser und schwammen darin. Lachen und Gesang und Musik erfüllte den ganzen Abend.

Eine Rose fiel in ihr Boot. Als Fräulein sie anstecken wollte, nahm Hermann sie ihr fort und warf sie in die See.

„Warum?“ fragte sie.

Aber er gab keine Antwort und sah abgekehrt nach dem Horizont, wo ein Kriegsschiff auf der Reede kreuzte. Weiße Strahlenbänder durchschnitten das Dunkel, beleuchteten scharf einige Boote und Köpfe, knüpften an den Steg an, rissen ab und versanken ins Dunkel; die Scheinwerfer des Kreuzers arbeiteten.

„Wie schön!“ sagte Fräulein.

„Ich fange an zu frieren,“ klagte Werner, und Fräulein band ihm den Schal fester um.

„Wollen wir nach Hause?“

„Ja. Mama meint auch, ich dürfe nicht so lange auf dem Wasser bleiben.“

Siekehrten um. Einmal stießen sie mit einem Boot zusammen; Fluche und Gelächter klangen herüber, und der ungeschickte Ruderschlag wehte einen Wasserspritzer über sie hin. Ein Studentenboot mit zwei Reihen roter Papierlaternen schoß durch das Gewimmel der Boote. Nun fuhren sie in großem Bogen um den Steg herum. Es war dunkel um sie.

Fräulein atmete in tiefen Zügen den herben Geruch des Wassers ein.

„Wissen Sie, warum es so schön ist?“ Hermann neigte sich zu ihr herüber. „Weil uns nur

dies dünne Brett vom Tode trennt. Nur das ist Leben, das dem Tod ins Gesicht sieht.“

Fräulein schwieg.

„Das Element, das bewegliche Element, das uns jederzeit aufnehmen kann und trösten kann und uns wie eine Mutter schaukelnd und wiegend in den Tod wiegt. Möchten Sie jetzt nicht sterben?“

„Nein,“ sagte Fräulein. Und es klang wie ein Jauchzen.

„Sie hoffen noch auf Glück?“

„Ja. Von ganzer Seele, von ganzem Herzen und von ganzem Gemüte.“

„Amen. Ich aber wünschte, daß sich diese Bretter lösten und lockerten und wir auf den Grund sanken zu Muscheln und Bernstein. Das ist mein Trost, daß so etwas einmal mein Ende sein kann — wenn ich will.“ Dies Letzte sprach er ganz leise. Aber Fräulein hörte es dennoch, und sie mußte später daran denken.

„Ich glaube an die Lichter und die Blumen,“ sagte sie und sah in das bunte Geflimmer der schaukelnden, funkelnden, fröhlichen Boote da drüben.

Nun bogen sie um den Steg und legten an.



An einem Sonntag kam Oberlehrer Sanders heraus.

Als er am Danziger Hauptbahnhof das Billett nahm, stürzten Tante Berta und Tante Linchen heran. Sie waren auch zu Görkes eingeladen. „Also ein Familientag,“ seufzte der Oberlehrer.

„Ja, der gute Görke!“ sagte Tante Berta.

„Wenn nur der Raffee nicht wieder so stark ist,“ stöhnte Tante Linchen schon im voraus.

„Ich bin den milden Raffee so gewohnt, und meine Gesundheit ist durchaus nicht so fest, wie es den Anschein hat.“ Tante Linchen aß mehr als drei Grenadiere nach einem Tagesmarsch mit Feldpackung.

„Da hätte ich mir an deiner Stelle den Raffee mitgenommen,“ sagte der Oberlehrer augenzwinkernd. Auch er hatte den Raffee des Stettiner Verehrers kennengelernt.

„Man kränkt doch nicht gern Leute, die einen einladen.“

„Na ja.“

„Wir haben uns solange nicht gesehen, Otto.“ Tante Berta spürte eine Anwandlung von Zärtlichkeit und umarmte den Oberlehrer. Er schob schnell die brennende Zigarre in den Mund. So war er sicher vor ihren Rüssen. Ihre Rüsse hinterließen Spuren und waren in der Familie gefürchtet.

„Nun ist es aber Zeit, einzusteigen. Wenn wir nur nicht den Zug versäumen!“ Die beiden Tanten waren stets von einem Reisesieber er-

faßt, wenn sie die halbstündige Fahrt nach Zoppot vorhatten . . . Tante Linchen verglich andauernd die Bahnhofsuhr mit ihrer eigenen und konstatierte erregt, daß die Bahnhofsuhr falsch gehe. „Man müßte protestieren, Otto. Ja, protestieren müßte man.“

„Otto, ist es wahr, daß du dich pensionieren läßt?“

Er fuhr zusammen. Sie hatte seine geheimsten Gedanken erraten, die er noch niemandem anvertraut hatte. Seit jenem Tage, der der Fluchtnacht Theas folgte, war ihm Schule und jede Öffentlichkeit mehr und mehr zuwider geworden. Mehr und mehr vergrub er sich in seine Studien, mehr und mehr befreundete er sich mit seinem Landsmann Schopenhauer. „Wie kommst du darauf?“ fragte er barsch.

„Gott, du bist doch schon recht wacklig, und der Jüngste bist du ja auch nicht mehr.“

„Ich bin zwei Jahre jünger als du,“ entgegnete er boshaft.

Tante Berta zog sich gekränkt zurück. Um so eifriger wurde Tante Linchen. Sie lachte ihn sogar an, als sie fortfuhr: „Du gehst doch nicht am Ende auf Freiersfüßen? Je oller, je doller!“ Und sie schüttelte neckisch den Zeigefinger.

Wie ihre Pferde Zähne blecken — dachte der

Oberlehrer. Laut sagte er: „Du hast's getroffen, Einchen.“

Beide fuhren auf ihren Sätzen herum. „Ja, wer denn? Wer?“

Er zog die Stirn in diplomatische Falten. „Es ist ja eigentlich Geheimnis —“

Beide schrieken unisono: „Aber uns kannst du es doch sagen!“

Er fuhr ernst fort: „— und eigentlich soll ja erst der Familienrat heute entscheiden —“

„Also deshalb! Und wer ist es?“

„Aber nicht weiterreden! Ich vertraue das Geheimnis nur euch an.“

„Wie ein Grab will ich schweigen,“ sagte Tante Einchen.

„Aber das ist doch unter Verwandten selbstverständlich,“ echote Tante Berta.

Beide brannten auf den Moment des Aussteigens. Beide nahmen sich vor, den näheren, wenn auch unbequemeren Weg durch die Schefflerstraße zu benützen, um früher im Görteschen Hause anzukommen.

„Also, dann will ich es verraten. Am letzten Jahrmarkt, am Dominik, habe ich die Bekanntschaft gemacht —“

Also keine Bekannte — dachten beide Tanten.

„Ich glaube, ihr habt sie auch gesehen, wenn auch nur außerhalb der Bude.“

„Der Bude?“ Beide starrten ihn ver-

ständnislos an. Beide witterten etwas Furchterliches.

„Ja. Es ist die bekannte Dame ohne Unterleib.“

Beide schrien auf, aber nicht vor Lachen, sondern vor tiefbrennender, blutender Gekränktheit.

Der Oberlehrer blieb völlig ernst. Er war mit sich zufrieden. Sie ließen ihn den Rest der Fahrt über in Ruhe und protestierten nicht einmal, als er das Fenster öffnete.

Das Essen ging still, in ziemlicher Gedrückt-heit vor sich. Keiner war recht bei Stimmung. Görke hatte Rotwein auffahren lassen und hielt eine Rede, in der er seine lieben Verwandten willkommen hieß, „soweit sie seinem Rufe zu folgen die Liebenswürdigkeit hatten.“

Hermann saß finster in sich gekehrt und ignorierte Tante Berta, die ihrerseits genug zu tun hatte, um Hermann und Fräulein gleichzeitig im Auge zu halten. Fräulein saß stumm am unteren Tische.

Tante Tischen schlug in das Rasselers Rippssper ein, als gelte es einen Preis zu gewinnen. Frau Görke sah gequält auf die Schüssel. Es würde nicht reichen, wenn es so weiterging. Sollten die guten Senfgurken doch angegriffen werden?

Der einzige, der sprach, war Oberlehrer Sanders. Er erzählte Schüler- und Lehrer-

anekdoten. Alle waren dankbar. Er ahmte Professor Grunski nach. „Du weißt, Hermann, der Lämmergeier.“ Professor Grunski hatte einen seiner berühmten Reinfälle erlebt. Ein Schüler hatte im Homer getreu der geheimen gedruckten Übersetzung Flechten für Loden gesagt. Professor Grunski, der vollauf damit zu tun hatte, auf Überfälle aufzupassen, kannte Flechten nur als Krankheit und protestierte dagegen. Resultat: donnernder Jubel der Unterprima und die Karussellfahrt des Zeigefingers um den pegonienroten Hals. „Der Gute bringt rosarote Fröhlichkeit in den Ernst des Lebens. Man muß ihm dankbar sein, dem Lämmergeier.“

„Otto, du solltest von deinem Kollegen nicht so vor seinen Schülern sprechen.“

Der Oberlehrer tat, als ob er nichts gehört hätte, und trank Hermann einen ordentlichen Schluck zu: „Prost, Kammergerichtsreferendar!“

„Du greiffst den Ereignissen zu weit vor,“ tadelte Görke. Er hatte alle Ursache, jede Anspielung auf Hermanns juristische Laufbahn mißtrauisch aufzunehmen.

„Ja, darin bin ich Optimist,“ sagte der Oberlehrer. „Der Jugend traue ich alles Mögliche zu. Sie hat ja tausend Wege offen.“

„Aber einen kann die Jugend doch wohl nur gehen,“ sagte Görke scharf. „Und das sollte sie über den tausend nicht vergessen.“

Die Tanten nickten eifrig. Sie nickten immer eifrig, wenn Görte sprach. Ihre Augen bekamen dann jedesmal einen seltsam angestregten Ausdruck, als dächten sie heftig über den Tieffinn der Worte des Hausherrn nach.

Hermann war dem Onkel im Grunde nicht dankbar dafür, daß er ihn in den Mittelpunkt geschoben hatte. Er sollte nachher mit dem Vater etwas besprechen. Er wußte schon, was diese „Besprechung“ bedeutete.

Aber er hob doch sein Glas gegen den Onkel. „Prost, Onkel Otto, auf den Weg!“

Fräulein lächelte dem Oberlehrer zu, und Tante Berta notierte sich dies Lächeln im Gedächtnis auf. Sollte der Oberlehrer etwa mit Fräulein anbändeln, mit dieser in die Familie hineingeschnittenen Person? Man konnte nicht wissen. Es waren schon die merkwürdigsten Dinge passiert, und es hieß, im Interesse der Familie natürlich, aufzupassen. — —

„Wo warst du gestern?“ fragte Julius Görte seinen Sohn, als sie nach dem Essen in sein Zimmer gegangen waren.

Hermann setzte eine harmlose Miene auf. „Gestern?“

„Ja, gestern abend.“

„Bei meinem Freund Prechtler.“

„Die ganze Nacht?“

„Ich blieb bei ihm im Hotel.“

„Warum hast du nicht zu Hause übernachtet?“

„Es wurde zu spät, und ich war müde —“

„— vom vielen Trinken.“

„Ja,“ sagte Hermann und versuchte ein leichtes Lachen. „Limonade haben wir nicht gerade geschlürft.“

„Du hast dir anscheinend von Onkel Otto angewöhnt, über ernste Dinge schlechte Scherze zu machen.“ Er rückte sich fester im Sessel zu recht. „Ich hasse diese Sauferei, das weißt du gut.“

„Es handelte sich um keine Sauferei, Vater, sondern um ein harmloses Beisammensitzen zweier Kommilitonen. Hast du das in deiner Jugend nicht auch gemacht?“

Der Vater fuhr auf. „Wenn ich das in deinen Jahren getan hätte, wäre ich nicht, was ich bin.“

Hermann sah vor sich hin. „Ich tue das, was alle jungen Leute meines Alters tun, was sie zu allen Zeiten getan haben. Mag sein, daß das Unsitten und keine Sitten sind —“

„— es sind Unsitten!“

„Aber jedenfalls habe ich sie nicht dekretiert, Vater. Auch ich weiß bessere Unterhaltung und bessere Zeitausfüllung.“ Wieder überflog das seltsam alte Lächeln die Züge des jungen Menschen.

Julius Görke brauste auf. „Ich lasse mich von dir nicht belehren.“

Hermann ging zu ihm. „Ach, daß du es doch tätest, Vater!“ sagte er leise. „Daß du lerntest, daß ich etwas anderes bin als das Menschengebilde, das du aus mir formen möchtest! Ach, daß du dich um ein paar Jahrzehnte zurückschrauben könntest und sehen, fühlen, wie du damals gesehen und gefühlt hast.“

„Du irrst. Ich habe nie anders gefühlt.“

„Dann tußt du mir leid, Vater.“ Seine Stimme zitterte. „Denn dann bist du nie jung gewesen.“

Julius Görke sah zum Fenster hinaus. Draußen lief seine Enkelin vorbei mit den Kindern der Wirtsleute. Sie spielten „Greifchen“. Julius Görke fühlte sich weich werden. Und um das nicht aufkommen zu lassen, sprach er schroffer, als er eigentlich gewollt: „Und woher hast du gestern das Geld zu der jugendlichen Feier gehabt?“

Hermann zögerte einen Moment. Als er in die harten Augen des Vaters sah, sagte er ruhig: „Prechtler hat mich eingeladen.“

„Und morgen wirst du dich revanchieren?“

„Vielleicht schon heute, Vater.“

„Und woher nimmst du dazu das Geld?“

Hermann senkte die Stirn und schwieg.

„Nun? Willst du deinem Vater nicht antworten?“

„Ich bin kein Kind, Vater!“

Julius Görke lachte. „So lange du nichts selber verdienen kannst, bist du in meinen Augen ein Kind.“

„Ach, das Geld!“ Hermann lächelte. „Das ist doch nur ein Vorurteil, Vater!“

„Wie?“ Julius Görke sah ihn starr an. Ihm war, als rüttle einer an den Säulen, die sein Dach trugen.

„Ja, Vater, wirf es von dir. Wende dich wieder zu uns. Du siehst uns ja gar nicht mehr. Du und Mutter, was wißt ihr denn von euren Kindern? Wir sind wie Wachs. Mit Wärme und Liebe könntet ihr aus uns machen, was ihr wolltet; mit dem kleinen Finger könntet ihr uns umformen. Aber doch nicht mit Kälte, Vater . . . Du bist in tausend Dingen so klug! Fühlst du gar nicht, wie hier im Wichtigsten deine Klugheit ganz versagt? Ihr habt eine goldene Mauer um euch, die euch blendet. Alles andere bleibt euch verschlossen. Vater, Vater, mach dich doch nicht ärmer durch das Geld!“

Görke sprang auf. „Du bist toll. Aber ich sage dir —

„Vater, sieh zu, was du sprichst.“ Sah der alte Mann da denn nicht, daß er um ihn warb, daß er nur seine Liebe wollte?

„Du bekommst keinen Pfennig von mir, ehe du nicht über jeden Pfennig abgerechnet hast.“

Hermann hielt die Hände vor die Ohren,

um nicht zu hören . . . Um nicht zu hören . . .
Warum sprach der Vater immer von Geld, wo
er von Liebe sprach!

„Über jeden Pfennig, hörst du?“ Julius
Görke faßte den Sohn am Arm und schüttelte
ihn.

„Nein, Vater.“

„Du widersprichst mir?“ Nie seit Jahr-
zehnten hatte einer aus dem Familientreife
einen Widerspruch gewagt. Jeder Satz von ihm
war ein Orakel gewesen. Und nun wagte es
dieser blasse, schwächliche junge Mensch, der sein
Sohn war? Er hob die Hand, als wolle er ihn
schlagen.

Hermann sah ihn mit glühenden Augen an.
„Vater, bring mich nicht zum Äußersten!“

„Was ist das?“

„Du kennst mich noch nicht, Vater.“

Der Vater lachte. „Du willst mir wohl
drohen? Du — mir?“

Hermann stand dicht vor dem Vater. Er
wich keinen Schritt zurück. Er musterte ihn mit
einer Art trauriger Neugier. Wie weit würde
Vater wohl gehen?

Görke machte Kehrt. Die Haltung des Sohnes
machte doch etwas Eindruck auf ihn. „Geh hin,
wo du willst. Tu, was du willst. Aber komm
ja nicht zu mir wegen Geld.“

Hermann sah ihn böse an. Immer das Geld

— immer das Geld! „Soll ich es mit von Onkel Otto geben lassen?“ fragte er lauernnd.

Er wußte, daß er damit eine von Vaters wunden Stellen traf. Er hatte Oberlehrer Sanders bei der Erbschaftsteilung gründlich hineingelegt: „Du bleibst und wohnst bei uns. Du hast deinen Gehalt, was willst du mehr? Das Geld steckt im Geschäft, und jederzeit kannst du es haben.“ Das Geld, das „im Geschäft steckte“, bekam der Oberlehrer nie zu sehen. Anfangs war er mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, später hatte er zwei-, dreimal nach dem Geld gefragt, um dann vor des Schwagers Ausreden sich zurückzuziehen. Sollte er prozessieren? Und allmählich gewöhnte er sich an diesen Zustand. Eine leichte Verlegenheit kam jedesmal über die Familie, wenn von Onkel Ottos Kapital die Rede war.

„Hinaus!“ schrie Julius Görke. „Hinaus!“

Hermann ging. Draußen lachte er. Aber es war kein besteiendes Lachen.



Am Strande sollte ein Feuerwerk sein. „Wollen wir auch hingehen?“ Frau Görke liebte solche Unterhaltungen, denen man ohne ein Billett zuschauen konnte.

Aber sie kamen nur bis zu dem großen Restaurant an der Ecke gegenüber dem Kur-

haus. Auf der Terrasse saß van Steen — Rohlentkaufmann van Steen aus der Koepergasse — und winkte. „Sie werden doch nicht in die Drängelei —? Kommen Sie, trinken Sie lieber ein Groggen auf die Hitze. Ich halt' nuschelt von dem Zeug.“

„Fräulein, dann gehen Sie wenigstens mit Werner! Vom Nordpark aus ist es ja gut zu sehen.“

Die Terrasse war voll besetzt. Helle Kostüme schimmerten. Man hörte Russisch und Polnisch und das Französisch der Bonnen. Aus den Cafés klang Musik heraus. Einige sangen die Melodien mit. Man lachte und stieß mit den Gläsern an.

Fräulein ging vorüber . . . vorüber an dem Lachen und Klingeln. Sie war müde und hätte gerne geschlafen. Die Seelust griff sie an, und es war viel zu tun, denn die Damen des Hauses badeten vormittags. Da hatte sie mit dem Mädchen Haushalt und Küche zu besorgen. Denn man aß natürlich zu Hause.

„Ein nettes Marjellchen, Ihr Fräulein,“ sagte van Steen. „Bescheiden und gar nichts Flunkerriges in den Augen.“

Julius Görke saß stumm bei seinem Kaffee. Nur die blaue Rauchwolke, die er aus der Zigarre ausstieß, bewies, daß Leben in ihm war.

Er hatte eine unangenehme Entdeckung ge-

macht: ihm fehlte Geld. Von Zeit zu Zeit, in gewissen Abständen fehlte ihm in der Kassette Geld. Die Kassette, für die Ausgaben des Haushalts bestimmt, stand in seinem Schlafzimmer und war immer verschlossen. Spuren von Gewalt waren nicht erkennbar gewesen. Seiner Frau sagte er nichts. Er wußte, daß sie ach und weh schreien und so den Dieb, der im Hause sitzen mußte, warnen würde. Dem mußte er aber auf die Spur kommen.

Van Steen sprach von der Waldoper; sie hatten den Zigeunerbaron gespielt. „Ausgezeichnet!“ Er imitierte den Schweinebaron Czupan und lachte über seine eigene Kunstleistung, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Und beim Hunderennen hatte er seinen Terrier mitlaufen lassen. Der hatte einen Preis gewonnen und war auch beim Verführungsrennen, wo man Würste auf die Rennbahn gestreut hatte, als dritter durch das Ziel gekommen. „Kein Hundchen hat ein Würstchen genommen, was denken Sie wohl? Die Spielleiter sind ja dwatsch. Die Hundchen sind alle was Besseres gewohnt als so ne Dittchenwürst.“ Görke nickte nur und rauchte vorsichtig seine Havanna. Das war der einzige Luxus, den er sich gönnte. Seine Frau schauderte vor den schwindelnd hohen Preisen zurück, die er dafür zahlte.

Fräulein ging mit Werner die Nordstraße

entlang, dem Manzenplatz zu, wo das Feuerwerk sein sollte. Ein kleiner, untersehter Herr mit einem Kneifer kam ihnen entgegen. „Weißt du, wer das war?“ fragte Fräulein. „Max Halbe, der Dichter deiner Heimat.“

Werner sah dem Davongehenden nach. „Ein Dichter? So, so. In unserem Lesebuch ist er noch nicht drin.“ Für Werner war der Fall damit erledigt.

Fräulein ärgerte sich. Immer und immer wieder hatte sie sich um Werner bemüht, der ja denselben Vatersnamen trug wie der Mann, den sie liebte. Aber gegen die fest aus Autoritätsgefühl und Bequemlichkeit errichtete Mauer, die sein Inneres umgab, langte ihre Kraft nicht aus. Sie tröstete sich: ich verschwende meine ohnehin geringen pädagogischen Talente da an ein untaugliches Objekt.

Schließlich können nicht alle Eck- und Ziersteine werden. Er wird ein guter Baustein werden. Fräulein brauchte seit einiger Zeit gern Vergleiche aus dem Gebiet der Architektur ...

Als sie im Schein einer Laterne Werners Gesicht scharf beleuchtet sah, erkannte sie deutlicher als je die Görtsche Familienähnlichkeit. Nein, er hatte nichts von den Franzius. Er artete nach dem Großvater und würde wie er, nun ja, er würde ein guter Baustein werden. Und fast erleichtert ging sie mit ihm weiter.

Im Gedränge sahen sie nicht allzuviel von dem Feuerwerk, das da hinten abprasselte. Die Menge wogte durcheinander, und beide mußten sich an den Händen festhalten, um nicht voneinander abgedrängt zu werden.

Große feurige Sonnen zischten und prasselten in das Dunkel. Die Menge machte „ah“ — Sterne und Buchstaben flammten auf und erloschen jäh — Raketen knatterten in die Höhe, plakten oben und sandten einen Sprühregen bunter Kugeln über den Nachthimmel.

Fräulein fühlte sich von dreisten Händen umfaßt. Nein, man mußte fort. Und nun spürte sie einen Kuß auf ihrem Nacken. Sie fuhr herum. Im fahlen grünlichen Schein einer Rakete glaubte sie einen Augenblick Hermanns blaßes Gesicht zu sehen. Aber das Dunkel schlug wieder seine Welle in die Umgebung.

Sie hatte sich wohl doch geirrt. Hermann war ja heute in Danzig, um einem Studienfreund seine Vaterstadt zu zeigen. Er wollte in Danzig übernachten. Nein, er konnte gar nicht hier sein. Er würde sich auch niemals in dieses Gewühl begeben. Und er würde es auch nicht wagen — —

Sonderbar, daß sie aber doch gleich an Hermann gedacht hatte.

Sie nahm Werner fest am Arm und drängte sich energisch durch die Menschenmasse.

Sah Hermann sie auch nur als Bedienstete an,

gegen die er sich Dreistigkeiten erlauben konnte? Fräulein kniff die Lippen zusammen. In ihre Stirne gruben sich Falten. Die Last, die sie trug, war zu schwer, und sie wurde schwerer mit jedem Tag, mit jeder Stunde, mit jeder neuen Erfahrung. Und bald, das fühlte sie, würde sie unerträglich werden. Als sie wieder in der Allee der Nordstraße waren, mußte sie einen Augenblick stehen bleiben. Ihr war schwindelig, und sie fühlte es schwarz vor den Augen werden.

„Fühlen Sie sich nicht wohl, Fräulein?“
Werner faßte vorsichtig ihre Hand.

„Es ist schon wieder gut. Komm!“

Die Terrasse des großen Restaurants am Kurhaus war noch gedrängt voll.

„Gehen wir zu Großvater?“

„Nein, wir gehen nach Hause. Es ist für dich Zeit zum Schlafen.“ Etwas drängte Fräulein nach Hause, in die Ruhe des stillen Gartenhauses, in die Stille ihres kleinen Zimmerchens, das sie mit Eva teilte. Eine tiefe Unruhe saß in ihr und wühlte. „Es ist nur die Menschenmasse, die mich wirbelig und schwindelig gemacht hat,“ sagte sie sich. Aber sie glaubte selber nicht daran.

Nun lag Werner im Bett. Sollte sie noch aufbleiben, bis Görtes nach Hause kämen?

Sie ging auf die kleine Veranda und beugte sich über das Geländer. Alles war still. Das

Mädchen war wahrscheinlich ebenfalls auf den Manzenplatz gelaufen. Auch aus den vorderen Häusern kam kein Laut. Sie hörte das leise Rascheln der Blätter im Garten, das verlorene Zwitschern schlaftrunkener Vögel und von Ferne das ruhige Rauschen der See.

Plötzlich hörte sie unter sich — da, wo des alten Götzke Zimmer war — ein Geräusch. Wer war denn dort? Sie mußte sich getäuscht haben. Die Unruhe, die ihr im Blut steckte, verwirrte sie wohl nur. Aber nein, jetzt vernahm sie deutlich Schritte; sie gingen hastig hin und her. Sie sah einen kleinen Lichtschein aufflammen und wieder erlöschen.

Fräulein spürte ihr Blut sausen und rauschen. Sie hielt sich mit beiden Händen fest am Gerank des wilden Weins. „Wer ist da?“ fragte sie unnatürlich laut und fest. Augenblicklich war es still unten.

Sie lauschte eine lange, lange Zeit. Die Minuten waren wie Jahre . . . Jahrelang klang das Rascheln der Blätter, das Piepsen der Vögel, das monotone Brausen der See herüber . . . Jahrelang stand Fräulein am Geländer der Veranda, die Hände fest verkrampft . . .

Nun wieder das Geräusch von vorhin und gleich darauf Schritte im Garten. Schnelle, flüchtende Schritte.

Eine Rakete stieg aus einem der Nachbar-

gärten auf, wo man wohl das Feuerwerk im kleinen Stil nachahmte. Und in der Sekunde, die das Auffspringen des grellen Lichts dauerte, sah Fräulein die schlanke, leichtgebückte Gestalt Hermanns, der dort um den großen Kirschbaum bog und sich nun aus dem Garten entfernte. Beinahe hätte Fräulein aufgeschrien. Eine schmerzende Angst würgte und peinigte sie. Was tat er hier? Warum meldete er sich nicht?

Die Rakete zerplatzte, sprühte in hundert bunten Funken auf und ertrank in der Nacht. Wie ein Leben, das bunt aufschäumen möchte und zwecklos, ergebnislos im Dunkel versinkt.

Zwischen den Klassen

Fräulein war in der Stadt. In jeder Woche fuhr sie einmal hinein, um Besorgungen zu machen und in der Wohnung nach dem Rechten zu sehen.

Sie ging langsam, fast behaglich in den Zimmern umher, allein in dem großen Hause, das sie in dieser Stunde zu lieben begann. Aus keinem Winkel schrie es „Fräulein!“, kein ängstliches Gesicht prüfte die Ausgabenverschwendung in der Küche. Niemand rief zu Klavierübungen, zu französischen Stunden, zum Spinatpuken, zum Strümpfestopfen. Oh, dieses Strümpfestopfen! Er war das Symbol ihres Lebens geworden, dieser Strumpfberg, an dessen Beseitigung Tag für Tag gearbeitet wurde und der nie verschwand, der kaum abnahm. Aus geheimnisvollen Quellen fand er immer wieder Zufluß. Heinzelmännchen, umgekehrt wie einst, waren über Nacht tätig, ihn zu erhöhen. Wo kamen in aller Welt nur die vielen zerrissenen Strümpfe her?

Nur Oberlehrer Sanders war im Hause,

unten in seiner Wohnung, wo die schönen alten Möbel der Sanders standen. Görkes waren nicht für die alten Sachen gewesen. Görkes hatten moderne Nußbaumgarnituren mit Muschelzierat und allerlei Geschnörkel. Görke hatte bei der Hochzeit Wert darauf gelegt, daß alles vom Neuesten und Teuersten angeschafft wurde. Der Mittelpunkt der Familie mußte glänzen . . .

Die Fenster standen offen. Musik lag in der Luft. Allerlei dumme, schöne, piepsende, knarrende, brummende, kreischende Musik. Unten gingen zwei Kinder über den Fischmarkt; sie schwingen Hölzchen, die herrlich schnarrten. Ein drittes blies mit vollen Backen ein rotes Schweinchen auf, das köstliche Quietschtöne beim Zusammenfallen ausstieß.

Fräulein lächelte. Der große Jahrmarkt, der Dominik, erfüllte den August mit seinem hellen Trubel. Wenn man scharf hinhörchte, konnte man von weit her das Gedudel der Leierkästen, das Blasen der Anloctrompeten und das Schmettern der Orchestrions vernehmen. Wie lustig konnte doch die ernste Stadt sein!

Als Fräulein weggehen wollte, sah sie etwas Weißes im Briefkasten. Sie hatte es beim Kommen übersehen. Eine kleine, schmutzige Visitenkarte, die sich an den Seitenwänden des Kastens eingeklemmt hatte. „Cäsar Justiz“.

Nichts weiter. Die Karte trug deutliche Anzeichen eines Daumenabdrucks.

Wer konnte der seltsame Besucher sein? Und zu wem wollte er? Alle Geschäftsfreunde und Bekannte Görkes wußten ja, daß die Familie in Boppot war. Zu wem wollte dieser Cäsar Justiz?

Wiederum überkam Fräulein ein unerklärliches Angstgefühl, wie vorgestern, als sie Hermann in nächtlicher Stunde hatte aus dem Garten flüchten sehen. Und unwillkürlich mengte sie beide Erlebnisse ineinander: Hermann hatte mit dieser Sache irgend etwas zu tun.

Sie schloß die Türe wieder und trat in das Zimmer zurück. Was wollte sie tun? Sie mußte ihn sprechen. Aber Hermann war jetzt kaum zu den Mahlzeiten zu Hause. Sie fühlte, daß sich etwas in der Luft spann, ein fernes, unentwirrbares Gewebe, ein Netz, das über den Häuptern in der Familie schwebte und täglich tiefer sank. Ach, vielleicht sah sie auch nur so schwarz, weil sie jetzt immer so schwach war.

Vielleicht konnte der Oberlehrer helfen und raten. Aber er war jetzt nicht zu Hause. Sie hatte ihn gleich aufgesucht, als sie kam, um ein Viertelstündchen mit ihm zu plaudern, der ihr wie ein lieber, alter Freund war.

Es klingelte leise und vorsichtig.

Fräulein öffnete das kleine Schiebefenster.

Draußen stand ein kleiner, magerer, anscheinend verwachsener, älterer Mann. Mit übertriebener Demut zog er den Hut. „Ist Herr Hermann Görke zu sprechen?“

Fräulein wußte gleich, wer es war. „Sind Sie Herr Cäsar Justiz?“

„Du dienen, gnädiges Fräuleinchen.“

Sie öffnete und ließ ihn eintreten.

Er blieb schüchtern an der Türe stehen. Seine Augen suchten umher. „Ist Herr Hermann Görke zu sprechen?“ fragte er noch einmal.

„Nein.“

„Da kann ich ja ein andermal wiederkommen.“

Er setzte den Hut wieder auf. Fräulein sah deutlich: die Krempe war fettig und abgegriffen.

„Herr Hermann Görke ist jetzt gar nicht in Danzig. Er ist in Zoppot.“

Der Besucher lächelte schlau. „Das weiß ich besser. Wenn es sich um gewisse Papierchen handelt, sind die Herren nie zu Hause. Nun, ich kann ja in diesen Tagen nochmal wiederkommen.“

„Was ist denn das für ein Papier, wovon Sie reden?“

Er sah sie prüfend an. „Sind Sie das Fräulein Schwester von Herrn Görke junior?“

„Nein. Ich bin hier angestellt.“

„So, so. Nun, dann wird Sie das ja auch gar nicht interessieren.“

Fräulein zuckte verlegen die Achseln. „Sie kommen aber ganz umsonst wieder hierher.“

„Ich sehe ihn jeden Tag in der Stadt,“ sagte er mit seiner schleppenden, schleichenden Stimme. „Nun, er weiß jetzt ja, daß ich zweimal hier war. Und mehr wie dreimal kommt Cäsar Justiz nicht zu den Herren. Nein, mehr nicht.“ Und in diesem Augenblicke bekam sein demütiger Blick etwas Giftiges, Böses. Er war wie der Blick einer Schlange. Fräulein fuhr zusammen unter dem Blick.

Mit bescheidenem Gruß entfernte sich Herr Cäsar Justiz.

Wenige Minuten später folgte ihm Fräulein. Sie schalt sich, daß sie ihn nicht dabehalten und ausgefragt hatte. Sie mußte über diese Dinge Bescheid bekommen, die so fremd und drohend waren und so häßlich geheimnisvoll. Aber wie sie sich auch umblickte, der kleine alte Mann war ihr entschwunden. Wie konnte er mit seinem schweren schlürfenden Schritt ihr nur entgangen sein? Die Straße zur Linken war menschenleer; hier hätte sie ihn sehen müssen. So ging sie denn den Altstädtischen Graben entlang, über den Dominikanerplatz dem Jahrmartt zu, der mit laut gellender Stimme immer deutlicher herüberschrie.

Ja, man brauchte den Dominik nicht zu suchen, er brüllte so laut, daß man ihm nicht

entrinnen konnte. Rein Mensch aus der Stadt entrann ihm. Wellen von Lärm und Gelächter überschwemmten und betäubten Fräulein. Auf Minuten vergaß sie ganz, warum sie hier umherging. —

Vom Heumarkt her ließ sich Oberlehrer Sanders von dem Lärm und Strom mittragen. Kinder und Völker muß man beim Spiel beobachten, dachte er; ach, wie hat sich bei beiden doch das Spiel verändert!

Der Dominik war nicht mehr das, was er in früheren Jahren, in seinen Kinderjahren, gewesen. Er hatte seine Naivität und Rindlichkeit verloren. Man spannte keine Turnseile mehr und sang keine Bänkelsängerlieder. Die romantischen Gaukler, Zauberkünstler, Reiter, Akrobaten waren längst geschäftstüchtige Artisten geworden, die etwas auf sich hielten und in ihren Fachblättern inserierten. Ängstlich sah die Stadt auf Feuersgefahr und etwaige Störung der öffentlichen Ordnung. Die langen Buden — eine riesige überdachte Holzbude, in der sich die Käufer um die bunten Auslagen drängten — waren verschwunden. Die Schutzmannschaft stand geschwollen vor Autorität, nervös von dem Gedanken an die vielen Marktgesetze, die hier übertreten werden konnten. Nein, die Gemütlichkeit der alten Zeit war verschwunden.

Aber es war wohl noch mehr verschwunden: Das Publikum verlangte mehr, als was sich einst malerisch auf holperigem Pflaster hatte aufbauen und sehen lassen. Es war anspruchsvoller geworden. Die Buden mußten eine gewisse Eleganz aufweisen, und wenn es auch nur ein Vorhang aus Glasperlen war. Es verlangte elektrisches Licht und rümpfte die Nase über die bescheidenen, stinkenden Petroleumlämpchen der alten Aussteller.

Große Wachsfigurenkabinette hatten eigene Trompeter und Trommler, eine ganze Kapelle, die forsche Märsche oder sentimentale Schmalzlieder spielte. Die Artisten mußten gut angezogen sein. Die Riesendame, die Dame ohne Unterleib, das Meerweib und die Degen- und Feuerschlucker standen sonst einer skeptischen Zuhörerschaft gegenüber. Die Pudel und die Affchen mußten auf geschmücktem Podium auftreten, oder man schimpfte über den Dittchen, den der Besuch kostete. Und die Karussells hatten ihre Pferde mit faustgroßen „Edelsteinen“ geschmückt. Bunte große Bilder prangten am Mittelbau, und ein elektrisches Orchester spielte aus der neuesten Berliner Operette. Der alte, längst altmodisch gewordene Leierkasten, der einst von einbeinigen Invaliden gedreht ward, kam nicht dagegen auf. Auch die Karussells waren eigentlich nicht mehr recht

modern. Man lief lieber zu den Berg- und Talbahnen, zu der Luftschaukel, der russischen Schaukel, wo es sich angenehm gruseln und aufregen ließ. Alles mußte nach etwas aussehen und etwas kosten, wenn man sich amüsieren wollte. Die Anspruchslosigkeit der alten Zeit, die darin doch wohl die gute gewesen, war verschwunden.

Und Oberlehrer Sanders wandte sich dem bescheidenen Teil des Dominiks an seiner Peripherie zu. Da, wo die Sechser und Dittchen²genüsse blühten. —

An einer rot verhangenen Bude, wo man Thorner Honigtuchen, Katharinen und Steinpflaster verkaufte, sah Fräulein den alten Mann plötzlich wieder vor sich.

Er kaufte ein kleines Päckchen, und Fräulein hörte deutlich, wie er Pfennig um Pfennig abzuhandeln suchte, bis das dicke Verkaufsmädchen böse wurde und ihn fragte, ob er „dwatsch“ sei.

Mit schlauem Lächeln steckte er das Päckchen in seine Überziebertasche und ging weiter. Als Fräulein ihn anreden wollte, fehlte ihr doch der Mut. Unschlüssig ging sie eine Weile hinter ihm her.

Vor einem der kleinen, alten Karussells sah sie Oberlehrer Sanders. Eine lärmende Bande schmutziger Jungens balgte sich um Geldstücke, die er in die Luft warf. „Onkelchen, mir auch was! Ich bin noch gar nicht Karussell gefahren!“

bat ein Achtjähriger. „Ich bin auch immer artig gewesen.“

„Also da hast du; aber nichts vernaschen!“

Er brauchte keine Sorge zu haben. Alles Kleingeld wanderte in die schmutzigen Hände des Raruffellbesizers, der sich beim Herumdrehen der Pferde gewandt von Reiter zu Reiter schlängelte und das Geld einkassierte.

Ein Schutzmann sah mißmutig auf den Tumult um den alten Herrn mit den Brillengläsern. Er überlegte eine Weile, ob Veranlassung zu einer Arretierung vorliege, zuckte dann bedauernd die Achseln und wandte sich ab, als könne er den Greuel dieser Unordnung nicht länger ansehen, ohne einzugreifen.

Einen Augenblick dachte Fräulein daran, den Oberlehrer anzusprechen und ihn um Hilfe gegen diesen unheimlichen Alten anzurufen. Aber es kam ihr lächerlich vor, ihre Angst einzugestehen, die sie ja gar nicht begründen konnte. Und ein paar Minuten später stand sie hinter dem Alten und sprach ihn entschlossen an.

„Ach, Sie sind es, Fräuleinchen. Ich sah Sie schon.“

„Was wollen Sie von Hermann Görke?“ fragte Fräulein kurz. Ihre Stimme klang schärfer, als sie wollte.

„Cäsar Justiz ist diskret,“ sagte er. „Cäsar Justiz weiß, was er seinen Kunden schuldig ist.“

Nein, er sollte ihr nicht entchlüpfen. Fräulein nahm all ihren Mut zusammen. „Soll ich erst den Schutzmännchen herbeirufen?“

Der Alte zuckte etwas zusammen. Nur etwas. Aber Fräulein hatte es wohl bemerkt. „Also, was ist das für ein Papier, von dem Sie sprachen?“

„Wollen Sie es zahlen, Fräuleinchen? Dann ist es etwas anderes. Sind Sie vielleicht die Braut von dem jungen Herrn?“

Fräulein wurde rot. Sie fragte nur: „Was ist das für ein Papier?“

„Ein Wechselnchen,“ sagte er gedämpft, „ein ganz kleines, harmloses Wechselnchen. Aber ich bin ein armer, alter Mann und kann nicht noch länger auf Bezahlung warten. Das Wechselnchen ist schon vor vierzehn Tagen verfallen.“

„Wieviel ist es?“ Fräulein überschlug blitzschnell ihren Vermögensstand auf der Sparkasse, sie wußte selbst nicht, warum.

„Wieviel? Ach nur ein kleines Sümmechen —“

„Gott sei Dank,“ entfuhr es Fräulein.

„Nur tausend Taler —“ fuhr der Alte fort.

Fräulein stand das Herz einen Augenblick still. „Dreitausend Mark?“

„Ja. Wollen Fräuleinchen es für den jungen Herrn zahlen? Ich wohne ganz in der Nähe. Pfefferstadt. Wenn Fräulein mitkommen will.“

„Aber so viel konnten Sie doch dem jungen Menschen nicht borgen?“

„Warum nicht? Ist er nicht der Sohn vom reichen Görke? Ein Narr werde ich sein und das Geschäft einem anderen lassen!“

Hermann war also in die Hand dieses Wuchersers gefallen, dessen Gewissen ebenso schmierig sein mochte wie sein Anzug. Die erzwungene Sparsamkeit zu Hause mußte ihn zur Verschwendung getrieben haben. Was brauchte er sonst solch eine Summe?

„Wollen Sie also das Papierchen auslösen?“ fragte der Alte wieder mit lauern dem Blick.

„Heute nicht. Jetzt nicht,“ stammelte Fräulein.

„Ich werde morgen den Tag über auf das Fräuleinchen warten. Pfefferstadt 22.“ Und er schob langsam weiter, die Hände wieder tief in seine Manteltaschen vergrabend.



Briefe mit fremden Marken kamen ins Haus. Ingenieur Franzius schrieb, daß er für ein paar Wochen nach Hause komme. Er war schon unterwegs. Seine Briefe aus der Kolonie kamen gleichzeitig mit den Briefen aus dem Süden, wo er sich noch aufhielt, des Klimaübergangs wegen.

Abends bei der Lampe las Frau Dore Franzius die Briefe ihres Mannes vor. Mit ihrer kalten, eisigen Stimme las sie vom Buschland und dem mondbeschienenen Felsengebirge bei

Rarebib. Die Otavibahn durchschneidet das schwarze Eisensteingeröll der Berge, die in der prallen Sonne glühten. Marmorbrüche taten sich auf, Pfefferbäume schossen sichtbarlich empor. Im Palmengarten von Otahimbingi arbeiteten die Schwarzen. Ingenieur Franzius ritt durch grünes Buschland an Kameldornbäumen vorüber zu den Negerhütten, die wie hingeworfene Nester ausfahen. Er lag in dämpfiger Hitze unter dem Netz, das die wie eine einzige brodelnd kochende Masse summenden Moskitos umschwärmten.

„Werner, paß auf und merk dir die Städte, damit du dich vor deinem Vater nachher nicht blamierst.“

„Ja, Mama. Ich werde sie mir nachher auf dem Atlas auffuchen.“

„Gut. Fräulein soll dir helfen.“

Fräulein versprach es.

Ingenieur Franzius schrieb aus Tunis. Er fuhr durch das Medgertal. Riesenstele römischer Bauten dörrten in der Sonne. Dreieckige, zerfetzte Beduinenzelte verunzierten Blumenfelder. Chöre von Nachtigallen sangen aus dichten wuchernden Gärten. „Nach Constantine bin ich nicht gekommen. Die Brücke war überschwemmt.“

„Werner, du mußt Constantine auf dem Atlas finden. Nicht wahr, Fräulein, es steht drauf?“

Fräulein blickte von Evas Strümpfen auf und sagte: „Gewiß, gewiß.“

Fräuleins Gedanken waren ganz wo anders. Sie wandelte unter Palmen und Arabern. Was drunten im Garten rauschte, waren nicht die Obstbäume — es waren Sykomoren oder ähnliches. Und wenn es in den Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern raschelte, war es kein Junge aus dem Vorderhaus, der da auf Raub ausging, — Schlangen raschelten da, oder Jaguare setzten zum Sprung an.

Sie ging mit Ingenieur Franzius den langen Weg durch die Sonne hindurch und sprach mit ihm von seinem Bruder, von Lothar. Was war mit ihm? Wie ging es ihm? Dachte er noch an sie? So lange schon hatte er nicht geschrieben . . .

Ingenieur Franzius fuhr an den Marabuts, den Totenhäusern der Moslems, vorüber. Die Würfel mit den Kuppeln leuchteten weiß über den Sand wie Leuchttürme. Platanen, Dattelpalmen, Öl bäume, Araukarien, Magnolien. Araberinnen in Seidengewändern blickten scheu herüber . . .

Dore Franzius las weiter mit ihrer kalten, eisigen Stimme, bei jedem Komma innehaltend; die Punkte übersah sie bisweilen. Dann gab es Mißverständnisse.

Werner riß die Augen weit auf. Er begriff nicht recht, warum der Vater all dies schrieb.

Nun mußte er in dem alten langweiligen Atlas alles nachsehen. Und morgen fing so wie so die Schule an.

Frau Görke seufzte: „Solch eine Reise muß herrlich sein. Aber das Geld, das sie kostet! Das Geld! Und findest du nicht auch, daß er etwas lange braucht, ehe er nach Hause kommt?“

„Es ist doch wegen des Klimas, Mutter,“ sagte Thea. Und auch Henning fand, daß es des Klimas wegen sei.

Nur Julius Görke sprach aus, was sie alle dachten: „Es scheint ihm nicht sehr zu eilen. Man bangt sich doch am Ende nach Hause. Und sein Urlaub ist doch auch nicht ewig. Und das Geld braucht auch nicht gerade bei der Gesellschaft da unten zu bleiben.“

„Die letzte Karte ist schon aus Berlin. Übermorgen ist er hier,“ sagte Dore Franzius. Sie war im Grunde einer Meinung mit dem Vater. Aber hatte es einen Zweck, darüber zu reden? Ihr Mann wurde nicht anders. Und wenn man ihm Vorwürfe machte, kam er womöglich gar nicht. Das letztemal, vor zwei Jahren, wäre er fast noch in Köln wieder umgekehrt. „Er ist mit Lothar zusammen.“

Fräuleins Herz klopfte.

„Mit Lothar?“ sagte Thea möglichst gleichgültig. „Dann kommt Lothar wohl mit ihm?“

„Wahrscheinlich.“

Fräulein bemerkte wohl, wie Thea von Henning ein wenig abrückte. Einen Augenblick trafen sich die Blicke der beiden jungen Mädchen, und Fräulein erschrak über den Haß, der sie aus Theas Augen anblickte.

„Da wird sich Hermann freuen,“ sagte Frau Görte.

„Ach wo.“ Thea lachte. „Die Freundschaft ist schon abgekühlt.“

„Das wußte ich ja gar nicht?“

„Viele Freundschaften dauern nie lange,“ erklärte Görte.

„Das ist aber schade.“ Frau Görte seufzte. „Hermann hat guten Einfluß so nötig.“

„Vielleicht geschieht es aus Eifersucht,“ begann Thea wieder.

„Eifersucht? Aber Thea, du redest köstlich.“ Henning lachte lange und gründlich.

Thea fuhr ihn nervös an. „Lach nicht so laut! Es macht mich ganz kribbelig. Du weißt das ganz gut.“ Henning hörte sofort auf.

„Ja, auf wen ist er denn eifersüchtig?“

„Ich weiß nichts Genaues. Nur scheint Lothar in Berlin oder hier in Danzig — das weiß ich nicht genau — ein Liebchen zu haben.“

„Thea!“

Fräulein trat das Blut ins Gesicht, und es trat wieder zurück. Sie spürte ihr Erröten und Erblaffen. Sie wollte etwas sagen, aber sie

brachte kein Wort heraus. Was war nur mit Thea?

„Ein ganz gewöhnliches Mädchen,“ fuhr Thea fort, und ihre Worte hatten eine bissige Schärfe, die Fräulein nie an ihr wahrgenommen hatte. „Heiraten wird er sie natürlich nicht. Sie dient bei einer Familie als Gouvernante oder Fräulein oder so was.“

Einen Augenblick war es ganz still auf der Veranda.

Fräulein stand auf und schob mit einem Ruck die Arbeit von sich.

„Pfui,“ sagte sie und ging hinaus.

Thea biß sich auf die Lippen. Sie war dumm gewesen. Ihr Gefühl war mit ihr durchgegangen, und sie hatte sich vor Fräulein entblößt. Aber sie konnte nichts dafür. Warum hatten sie von Lothar gesprochen? Konnten sie verlangen, daß sie ruhig zusah, wie eine andere mit ihm glücklich wurde? . . . Fräulein war ohne Schuld, und sie konnte sie sonst gut leiden; aber hierauf durfte nicht die Rede kommen. Das ging über Menschliches hinaus. Sie sollten sie in Ruhe lassen. Mit Lothar und mit allem.

„Das ist nicht recht von dir, mein Kind,“ begann Frau Görke.

„Ja, es ist mir so entfahren,“ sagte Thea und lachte. „Na, ich mache es schon wieder gut.“

„Wenn man in Stellung ist, darf man auch nicht so empfindlich sein,“ sagte Julius Görte.

„Diese Damen sind aber so,“ klagte seine Frau. „Und du weißt selbst, Thea, wie zufrieden wir im ganzen mit diesem Fräulein sein können!“

„Ja, ja, ist ja schon gut, Mutter.“

Thea ging zur Veranda und nahm eine Rose aus der Vase. Sie war von Henning . . . Im nächsten Monat heiratete sie Henning. Im nächsten Monat . . . Und in den nächsten Tagen kam Lothar. Aber ich muß ihn sprechen, schwor sie sich zu — ich muß ihn sprechen. Und wenn er nicht kommt, rufe ich ihn.

Henning trat zu ihr. „Was ist dir, Kind?“

Sie war nicht imstande, ein Wort zu sagen. Sie zerknitterte die Rose in ihrer Hand und warf sie in den dunklen Garten. Und Tränen traten ihr in die Augen, als sie es tat. Thea war unzufrieden mit sich und allen.



In dieser Nacht schlief Fräulein wenig. Ich muß fort, dachte sie, ich muß fort. Aber wohin? Wohin?

Zwischen diesen beiden Polen schwebten alle Gedanken dieser Nacht.

Was bis heute nur in der dunklen Schale der Empfindungen geschlummert, hatte sich verdichtet und die Schale gesprengt in überwältigen-

dem Ausdehnungstrieb und glitzerte und blinkte sie kristallhell an: Sie gehörte nicht zu ihrer Umgebung; sie gehörte aber auch nicht zu den Dienstboten — sie stand zwischen den Klassen.

Und Fräulein sah nun deutlich das Tragische ihrer Lage.

Sie hatte die Nerven der einen Klasse, die schlechtgeschützten Nerven und eine hüllenlose Seele, die bei jeder Berührung schmerzte, — und sie hatte die Arbeit und die Leiden der anderen Klasse, die Stöße und Püffe des Schicksals mit ihrem täglichen Brot schlucken mußte. Sie war zwischen den Klassen.

Sie hatte Familienanschluß, ja: sie war an die Familie angeschlossen, angekettenet. Aber sie war nicht eingeschlossen. Oh, die Sprache war ein feinfühliges Instrument.

Wir sollen alle diese Dinge wissen — Sprachen und Haushalt und Tausenderlei. Wir sollen bis in die Fingerspitzen voller Takt sein. Unsere Seele soll in den Schwingungen der anderen mitschwingen. Und wenn plötzlich meine Nase sie ärgert, sagen sie es mir und jagen mich fort.

Ahnen sie eigentlich, was sie so inmitten des Schoßes der Familie sich heranziehen? Daß sie Feinde im eigenen Lager heranziehen? Was wissen sie von uns? Wenn sie es ahnten, würden sie aufschreien vor Schreck.

Sie wollte Hermann helfen mit eigenem

Geld, mit den kümmerlichen Ersparnissen schwerer Jahre. Sie hatte für ihn borgen wollen. Sie hatte den Oberlehrer bitten wollen, seinen Einfluß beim alten Görke einzusetzen. Vielleicht lachte Hermann zu dieser Stunde über sie und ihre Ängste. Ein anderer Wucherer half ihm schon aus der Hand des ersten. „Er ist ja der Sohn des reichen Görke,“ hatte der Wucherer gesagt.

Sie hatte Thea zurückgeführt ins Haus, in die ruhende Zukunft, und behütet vor dem Faustschlag des Geschicks, das sie draußen zusammenbauen mußte. Und Thea höhnte über die Gouvernante, das Fräulein, das man doch nicht heiratete, — und keinem fiel es ein, das sofort auszugleichen.

„Wer hinderte mich, ihre Tochter ins Verderben rennen zu lassen, kopfüber? Wer hinderte mich, ihren Sohn an mich zu ziehen und ihn nicht loszulassen? Herrgott, laß mich nicht schlecht werden!“

Tausend kleine Demütigungen, erlebte und in der Phantasie lebendig gewordene, zerrten nun an ihr und rissen sie hinab in eine Tiefe, von der sie sich früher kein Bild hätte machen können.

War sie nicht eine wehrlose Gefangene, die stündlich neue Gewalttat und Roheit erwarten mußte? Aber wie sollte sie heraus aus dem Kerker? War das ganze Leben nicht ihr Kerker?

Eine andere Stelle suchen, das war leicht.

Aber würde es da anders sein? Mit Grauen dachte sie an die prüfenden Blicke der Damen, die sie engagieren wollten. Sie war eine arme Sklavin, nur daß sie noch mehr verkaufte und schwerer trug.

„Aber wenn mich Lothar so sieht, so als arme, kleine, jämmerliche Sklavin, — kann er mich dann lieben? Und wenn ich fort bin und er mich hier nicht mehr findet — was dann?“

Sie war in ein Netz verstrickt. Sie hatte anderen helfen wollen, den Maschen zu entgehen, und saß selber darin, rettungslos und hilflos.

Wie haßerfüllt Thea gewesen war — wie besinnungslos! Und bei dieser Erinnerung überflutete es Fräulein: Thea war eifersüchtig. Sie wußte vielleicht von Lothar mehr als sie selber . . . Wäre sie sonst so maßlos gewesen?

Fräulein lächelte. Sie lächelte, wie nur eine Frau lächelt . . .

Und nun wußte sie, sie würde aushalten; bis — ja bis wann? Bis Lothar kam — bis er um sie warb — bis er fortgegangen? Ach, es war kein Ende von Schmerz und Qual abzusehen.

Als sie schon einschlafen wollte, klang Geigenpiel zu ihr herüber. Das war der junge Hilmer, der mit seiner Mutter im vorderen Haus wohnte. Er war blind, aber nicht von Kind an: er hatte sich, als er im Abituriatexamen durchfiel, zu

töten versucht; die Kugel hatte aber nur das Augenlicht vernichtet und ihm ein dunkles Leben gelassen. Nun griff er ab und zu zur Geige und sprach da Dinge, die er nicht mit den Lippen sprechen mochte. Er hatte schon lange nicht gespielt. Warum heute?

Die Klänge spannen eine Brücke zu ihr herüber, eine Brücke leicht und vielfarbig wie ein Regenbogen. Sie ging im Mondlicht durch verwilderte Gärten; aus den dunklen Hecken schimmerten marmorne Bilder herüber. Sie ging an verwunschenen Palästen und stillen Brunnen vorbei, aus denen sich ernste, fremde Geschöpfe mit klagenden, fragenden Augen neigten. Die Bäume wurden lebendig. Es waren am Ende gar keine Bäume mehr. Es waren dunkle Gestalten, die etwas in den Händen trugen: Gold, Weihrauch und Myrrhen. Und herbe, schlante Epheben kamen aus maurischen Hallen. In den Händen trugen sie Girlanden aus weißen, weißen Rosen. Und nun — schrill und hart sprach jetzt die Geige. Sie schrie in wildem Schmerz. Es war wie verzweifelt, aussichtsloses Aufbäumen gegen ein Schicksal, wie der Troß eines, den man den Sabbat seines Herzens nicht feiern lassen will und der lieber zugrunde geht, als daß er ihn läßt.

Sie hatte das Deckbett abgestreift und saß auf dem Lager, die Hände um die Kniee gefaltet. Es fror sie. Aber sie achtete dessen nicht. Sie

hörte dem Singen der Geige zu, und ihre Augen weiteten sich in Angst und Not.

Durch die verwilderten Gärten brauste der Sturm; er brach Äste von den Bäumen, Glieder und Köpfe von den Marmorbildern und zerriß die weißen Rosenranken. Am Brunnenrand hauchte ein unförmiges Wesen mit grünen Slogaugen und lächelte hämisch. — Und wiederum wie durch einen Spruch des Zauberers war alles wie vorher. Die weißen Rosen, der Brunnen, die Marmorbilder und das Mondlicht, das alles umglänzte. Und dies Letzte, die milde Verklärung, der lächelnde Ausklang war vielleicht das Weheste an dem Bild und an dem Lied des blinden Geigers drüben.

Fräulein brach — sie wußte nicht warum — in Tränen aus. Sie kauerte bewegungslos und schluchzte leise, um die kleine Eva nicht zu stören, vor sich hin. In dieser Stellung schlief sie endlich ein.



„Sind Sie mir sehr böse?“ fragte Thea am nächsten Morgen.

Fräulein schwieg.

„Ich war ein dummes Hundchen gestern. Ich weiß nicht, was mich plagte. Es kam so über mich. Ach Gott, ich weiß ganz gut, was mich plagte. Ich will nicht lügen, ich weiß es nur zu gut.“

Fräulein sah zu Thea hinüber. Thea stand am Fenster. Das helle Morgenlicht zeigte unerbittlich in ihrem Gesicht Fältchen, die Fräulein noch nie bemerkt hatte.

„Ich bin nicht glücklich, Fräulein,“ sagte Thea leise.

Fräulein nickte. Man sah es Thea wohl an, daß sie nicht glücklich war.

„Ich wollte, ich könnte irgend etwas tun, irgend etwas ergreifen, um frei zu sein.“

Um frei zu sein . . . „Und Doktor Henning?“ sagte Fräulein. Es war das erste, was sie zu Thea sagte.

„Er tut mir leid,“ sagte Thea. „Und auch wiederum nicht. Er hat ja den Menschen, den er liebt. Was will er noch? Meine Liebe? Er muß doch wissen, daß ich nicht gefragt wurde — damals. Er muß doch Vater kennengelernt haben.“

„Ist es nicht dennoch schön für Sie?“

„Ich weiß nicht, ob es schön ist. Es quält mich.“ Sie öffnete rasch das Fenster und rief in den Garten hinunter: „Gehst du schon zum Baden, Mutter? Warte einen Augenblick.“ Sie schlug das Fenster wieder zu und nahm Fräuleins Rechte. „Ich bin ein böses Luderchen. Ich wußte gar nicht, daß ich so böse sein kann. Aber Sie sind vernünftig, nicht wahr, und tragen's mir nicht nach?“

„Ja,“ sagte Fräulein.

„Ich mache es auch wieder gut. Soll ich Ihnen Kuchen von Hauseisen mitbringen?“

Da mußte Fräulein lachen.

Frau Görke kam; auch sie bemühte sich, den Mißklang des gestrigen Abends vergessen zu machen. Sie tat es so deutlich, daß Fräulein wieder ganz aufgewühlt wurde.

Nachmittags in der Dämmerung setzte sich Frau Görke zu ihr und stopfte mit ihr Strümpfe.

„Nächste Woche geht's wieder nach dem Fischmarkt. Es ist auf die Dauer doch zu teuer. Und zu Hause ist zu Hause.“

Fräulein schwieg.

„Heute abend ist im Rurgarten italienische Nacht. Sie können gut mein Billett nehmen; wir gehen doch nicht. Es soll ein herrliches Konzert geben, und der Steg wird illuminiert. Wollen Sie nicht hin?“

„Werners französischer Aufsatz ist noch nicht fertig.“

„Ja, dann —“

„Ich komme schon ein andermal hin,“ sagte Fräulein.

„Ja, Sie sind ja erst so kurze Zeit hier. Allmählich werden Sie das noch alles kennenlernen. Es wiederholt sich ja jedes Jahr.“

Jedes Jahr . . . Also sie rechnet, daß ich jahrelang hier bleibe und Aufsätze durchsehe und Strümpfe stopfe . . .

„Nicht wahr, Sie fühlen sich im Grunde doch wohl bei uns? Wir schätzen Sie ja alle sehr. Glauben Sie nur! Sie könnten bei uns Ihr Leben lang bleiben.“

Mein Leben lang, dachte Fräulein; also das ist das Ende? Ja, was sollte ich wohl auch sonst? Wo sollte ich hin? Mein Leben lang . . . Nein, das ist nicht wahr. Das ist nicht das Ende! Lieber alles andere. Lieber . . . alles . . . andere . . .

Das Dienstmädchen kam und brachte einen Brief für Fräulein.

Als Fräulein die Adresse las, stand sie auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, auf ihr Zimmer.

Frau Görke sah erstaunt von der grauwollenen Socke auf.

Lothar Franzius schrieb. Es war nicht der Brief, den Fräulein erwartet hatte. Aber er war doch von ihm und nur für sie.

„. . . Mein Bruder ist morgen da. Er wird Ihnen sagen, warum ich nicht komme. Ich habe eine Schlacht verloren. Wie könnte ich da kommen? Wie könnte ich da zu Ihnen kommen? Sie können mit meinem Bruder über alles sprechen. Über alles . . .“

Fräulein lehnte sich in die Sofaede zurück und lag nun ganz still, mit großen Augen zur Decke sehend. Sie dachte nur das eine: Er kommt nicht, aber er denkt an mich, und morgen

kann ich mit einem über ihn sprechen. Was fürchte ich nun?

Und ihre Augen wurden klar und hell.

Sie ging ans Fenster. Im Schein des Zwielichts las sie die Zeilen immer wieder und sah hinter jedem Satz, hinter jedem Wort zwei Arme, die sich ihr entgegenbreiteten. Sie küßte das Papier wieder und wieder und hielt plötzlich erschrocken inne; denn die Buchstaben verwischten sich schon.

Als sie aus dem Fenster blickte, sah sie den jungen Hilmer durch den Garten gehen; und sie dachte an sein Spiel heute nacht.

Der Blinde stand an dem großen Kirschbaum still und horchte, ob sich etwas bewegte. Dabei sahen seine erloschenen Augen starr zu ihr empor, eine ganze Weile. Dieselbe unerklärliche Angst ergriff sie, die sie in der Nacht empfunden hatte, und sie wurde erst ruhig, als der da unten sicher Schritt für Schritt seinen Weg weiterging, wie ein Sehender.

Der Blinde findet seinen Weg, dachte sie, — wie sollte ich ihn nicht finden?

„Fräulein!“ tönte auf dem Korridor Frau Görkes Stimme.

Sie lief schnell zur Türe und verschloß sie.

„Fräulein!“

Sie stand zitternd mitten in der Stube und antwortete nicht. Den Brief hielt sie ausgestreckt

vor sich. Wie eine Schutzwehr zwischen sich und der Frau draußen. Wie eine Schutzwehr zwischen sich und dem Alltag . . .



Am nächsten Tag kam Ingenieur Franzius. Reiner aus der Familie ahnte etwas. Fräulein ging zu den zwei Fernzügen an den kleinen Bahnhof. Nachmittags kam er mit einem der Lokalzüge von Danzig.

Fräulein ging mit Werner und Eva die Secstraße entlang zum Marktplatz, als, abseits vom Schwarm der Ausflügler, ein schlanker Herr den Platz umschritt.

Werner fragte: „Ist das nicht Vater?“

„Da lauf ihm doch entgegen,“ sagte Fräulein.

„Und wenn es dann doch ein anderer ist? Wie blamabel wäre das!“

Die kleine Eva sagte kein Wort. Sie riß sich los, stürzte davon, kam kurz vor dem Fremden ins Stolpern und umklammerte glücklich seine Beine. Er hob sie hoch empor und küßte sie. „Evchen, bist du es wirklich?“

Das Kind sprach noch immer kein Wort. Das kleine Herz war zu voll von Glück. Sie küßte den Vater auf Mund und Wange und Nase und Kneifer, bis er sie lachend herunterließ.

Jetzt kam auch Werner auf den Vater zu. Er machte eine rechtwinkelige Verbeugung und

zog den Hut: „Willkommen in der Heimat, Vater!“

„Aha, da haben wir auch Herrn Werner —“

Und es war Fräulein, als hätte er vollenden wollen: Werner Görke.

„Und das ist unser Fräulein,“ stellte Werner vor. Werner konnte sich mitunter wie ein Herr benehmen.

Er gab ihr die Hand. „Wir sind ja gute Bekannte, nicht wahr?“

Fräulein wurde rot bis an die Schläfen.

Werner sah den Vater verwundert an. „Mutter ist drüben im Handschuhgeschäft. Da kannst du sie gleich treffen.“

„Ja, dann wollen wir nur gleich hingehen,“ sagte Ingenieur Franzius nicht besonders freudig. Es klang wie: „Was man nicht gern tut, muß man schnell tun.“

Ingenieur Franzius hatte Ähnlichkeit mit Lothar; nur schienen seine Augen härter und kühler. Und dann war da auch dieser braune, lederfarbene Teint. —

Ingenieur Franzius stellte alles voll Blumen. Auch Fräuleins Zimmer stand voller bunter Dahlien.

„Natürlich, es kann gar nicht Geld genug kosten,“ brummte Görke.

„Es kostet ja nicht dein Geld, Schwieger-vater.“

Alle zuckten etwas zusammen. Rein anderer aus der Familie sprach so mit dem Familienhaupt. Julius Görke antwortete aber nicht. Er murmelte nur etwas undeutlich vor sich hin und vertiefte sich in die Zeitung.

Frau Görke hatte das Bedürfnis, zwischen den beiden harten Männern irgendwie zu vermitteln. „Nicht wahr, Vater hat sich gut erholt?“ fragte sie.

„Laß nur!“ Görke winkte energisch ab, und Ingenieur Franzius kam ihr nicht zu Hilfe. Frau Görke sah gekränkt und geknickt aus: Sie hatte entschieden eine unglückliche Hand beim Versöhnen . . .

Ingenieur Franzius lächelte. Es war genau die Familienszene, die er sich ausgemalt hatte.

Im übrigen schien er sich nur um die Kinder zu kümmern. Er sah Werners Zeugnisse durch und freute sich, daß er in den Sprachen „gut“ hatte. „Da ist euer Fräulein wohl die Hauptschuldige dran, wie?“

Werner prüfte Fräulein genau. Zum ersten Male vielleicht kam ihm der Gedanke, daß Fräulein Verdienste um ihn habe.

Als Ingenieur Franzius mit Werner Schwimmen gehen wollte, erklärte Werner, daß er es jetzt, wo ihn wieder die Schule beanspruchen werde, nicht tun könne.

„Ökonomie der Kraft!“ spottete sein Vater, und er ließ ihn.

Eva hing den ganzen Tag an ihm und erklärte ihm alles. Ihr Mund ging wie eine Wassermühle. „Der Ofen ist traurig und schwarz. Aber im Winter ist er fröhlich und lacht. Warum? Weil er dann Kohlen fressen darf.“ Um halb sechs, als die Zeiger der Uhr sich deckten, erklärte sie das Phänomen: „Die Zeiger spielen Verstecken.“

Sie schleppte die Bücher herbei, aus denen Fräulein ihr bisweilen vorlas. Keinetz Fuchs war nicht aufzufinden. „Eva, du wirst es in den Garten geschleppt haben.“ „Nein, es ist spazieren gegangen.“ Der Fuchs war ihr Liebling. Er war so herrlich frech und lustig; aber wehtun durfte er keinem seiner Opfer. Schnell mußte dann eine Fee kommen oder ein Fräulein und ein Pflästerchen auf die Wunde legen und trösten.

„Hast du Fräulein lieb?“

„Ja.“

„Lieber als mich?“

Sie sah unglücklich von einem zum anderen, und endlich nahm sie beider Hände und vereinigte sie, strahlend über den diplomatischen Ausweg aus dem furchtbaren Dilemma.

Ingenieur Franzius überschüttete sie mit Süßigkeiten. Als er mit Fräulein allein war, sagte er: „Was ist eigentlich mit Thea?“

„Finden Sie sie verändert?“

„Ja. Sie sollte Henning nicht heiraten. Es endet nicht gut.“

„Ach, das weiß man vorher nicht.“

„Doch, man weiß es. Wenn man lange einsam gelebt hat, wie ich, weiß man gut, welche Menschen auseinandermüssen und welche zusammengehören.“ Er neigte sich zu ihr, und es klang wie im Zusammenhang mit dem vorigen, als er sagte: „Mein Bruder läßt Sie herzlich grüßen.“

Fräulein neigte den Kopf. „Danke, wie geht es ihm?“

„Er macht sich das Leben unnütz schwer. Er will den Berg hinauf laufen. Und man kommt doch am schnellsten und sichersten empor, wenn man langsam steigt. Ist's nicht so?“

„Vielleicht stimmt das für alle, nur nicht für ihn,“ sagte Fräulein tapfer und sah ihm ins Gesicht.



Als Fräulein am nächsten Tage nach Danzig fuhr, begleitete sie Ingenieur Franzius. Er schützte einen Besuch bei der kolonialen Gesellschaft vor wegen eines Vortrags.

Auf dem Langen Markt vor dem Artushof spielte die Militärmusik, und der Neptunbrunnen stäubte sein Wasser in den Sonnenschein.

Langsam gingen sie die breite Freitreppe zur

Halle empor. Die goldenen Schwerter der Feldherrn an der Fassade blinkten. Der ganze alte Prunkbau war verjüngt von der Sonne des scheidenden Sommers.

Drinne war es still und kühl. Gedämpfter Klang die Musik und das Sprechen der vielen Menschen draußen herein. Das Sonnenlicht spielte um die alten riesigen Bilder, die die Wände deckten. Das Purpurrot eines Mantels flammte auf; weiße nackte Leiber schimmerten, warmen Lebens voll. Im Kronleuchter und in den Messingblättern verfang sich das Licht und blitzte zurück.

Fräulein hatte sich vorgenommen, mit Ingenieur Franzius über Lothar zu reden. Sie war fest entschlossen. Sie hatte es schon in der Bahn tun wollen. Aber Fremde hatten im letzten Augenblick im Abteil Platz genommen, und auf der Straße traf man fortwährend Bekannte, die einen anhielten. Wie konnte sie da von Lothar reden? Nun aber in der Stille mußte es gehen. Doch sie fand nicht das rechte Wort. Wie schwer ist doch die erste Stufe zu gehen, dachte sie.

Plötzlich sagte Ingenieur Franzius, als habe er ihre Gedanken erraten: „Schreiben Sie an Lothar! Er wird glücklich sein.“

Sie sah abgewandt zu dem Orpheusbild empor. „Wird er?“ fragte sie zitternd.

Er nickte nur.

Die Musik klang herüber und das Lachen der Menschen.

„Ich sollte viel mit Ihnen von ihm sprechen,“ begann er endlich. „Aber ich bin drüben ein bißchen mundfaul geworden. Schreiben kann ich besser. Und dann — Sie werden sich das ja einander einmal selber sagen.“

„Wann?“ sagte Fräulein, und sie gewann es immer noch nicht über sich, ihn anzusehen.

„Fahren Sie hinüber zu ihm!“

„Nein,“ sagte Fräulein kopfschüttelnd. „Er schrieb mir, er habe eine Schlacht verloren. Da will ich ihm das Herz nicht noch schwerer machen.“

„Eine Schlacht verloren? Schreibt er so was? Warum sagt er nicht auf gut deutsch: Ich bin beim Wettbewerb durchgefallen?“

„Ein Wettbewerb?“

„Ja. Um eine Kirche am Grunewald.“

„Warum haben sie ihm aber auch nicht den Preis gegeben?“ sagte Fräulein böse.

Ingenieur Franzius sah lachend in ihre blickenden Augen. „So ist es recht. Sie werden eine gute Kameradin sein.“

„Ja,“ sagte Fräulein, und sie hielt seinen Blick aus. „Denn ich habe ihn lieb.“

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Ich werde sehr stolz sein auf meine Schwägerin,“

sagte er. „Aber nun muß ich auch endlich wissen, wie Sie heißen.“

„Wie ich heiße?“

„Ja. Sie werden doch nicht bloß ‚Fräulein‘ heißen?“

Fräulein lachte verwirrt. Es war neu und fast demütigend, daß man sie nach dem Namen fragte. So lange Jahre — waren es nicht Jahrzehnte gewesen? — war sie „Fräulein“ gerufen worden, war sie ein neutrales, namenloses Etwas gewesen. Plötzlich war sie wer. Plötzlich hatte sie wieder einen Namen. „Annemarie Tefimer.“

„Ich glaube gar, Sie haben sich erst besinnen müssen.“ Er lachte.

„Es war wirklich so. Es ist ja schon so lange her —“

„Kommen Sie! Das müssen wir feiern. Unten im alten Ratskeller. Ich will es vor Lothar verantworten.“

„Ja, wir wollen fröhlich sein, fröhlich.“

Sie traten hinaus in den Sonnenschein. Die bunte Menge wogte durcheinander. Der Neptunbrunnen stäubte Diamanten in die Luft. Die Musik spielte. Der schlanke, schlanke Ratsturm stach mit goldenem Finger in das Blau des Himmels.

Zu Herrn Schopenhauer

Der Oberlehrer begann in diesen Tagen zu kränkeln. Anfangs glaubte niemand, daß es etwas Schlimmeres sei; er selber am wenigsten. Immer, wenn der Herbstwind die Kastanien von den Bäumen schlug und der kalte Seenebel stoßweise in die Stadt gejagt kam, begannen seine Bronchien schwerer zu arbeiten.

Aber diesmal sah es doch tiefer. Mit ein paar Glas Grog war diesmal nicht zu helfen.

„Wie geht's Ihnen, Herr Oberlehrer?“ Fräulein brachte Aspirin von Frau Görke, die selber nicht kam, nach ihrem Bruder zu sehen: sie hatte eine bebende Angst vor Kranken und Krankheit. Und dann: „Man hat sich für seine Kinder doch zu erhalten, nicht wahr?“

Fräulein sah traurig in des Oberlehrers zerfallenes Gesicht. Seine Augen waren trübe, und im Weiß des Augapfels saßen gelbe Streifen. Wie schwer er ging, und wie matt seine Stimme war!

„Wie es mir geht? Gott, ich lebe ja noch.“

„Im Ernst, fühlen Sie Schmerzen?“

„Ja, und Grog hilft auch nicht mehr. Ich

glaube, der Weinfriße hat nicht mehr den rechten Rum. Es muß Seewasser dabei sein.“

Fräulein gab ihm die Hand. „Es tut mir so leid —“

„— daß der Rum nichts taugt? Nun, man kann ja die Dosis verdoppeln. Und besser wie der Kamillentee meiner Frau Schwester ist er immer noch.“

„Sie wissen ganz gut, was ich sagen will; es tut mir leid, daß es Ihnen nicht gut geht.“

Er ließ sich schwer im Sessel nieder. „Ich wollte galant sein, aber ich muß vor Ihnen Platz nehmen. Meine Kniehelen erlauben mir nicht, wie jener tapfere Raufbold im Stehen zu sterben. War's nicht der tolle Christian?“

„Ich glaube: Graf Mansfeld.“

„Sie sind doch immer um einen Grad gescheiter als der Oberlehrer Doktor Sanders. Der Oberlehrer . . . schade! Ich stand dicht vor dem Professor.“

„Wie meinen Sie das?“

„Mein Herr Schwager tut mir leid. Nun hätte er fast in seine Feld-, Wald- und Wiesen-genealogie einschreiben können: Professor Sanders gestorben. Nun wird es nichts damit.“

„Aber Herr Oberlehrer!“

Er lächelte. „Sagen Sie ihm, daß ich nichts dafür kann. Und auch, daß ich ihm aus Höflichkeit gern den Vortritt gelassen hätte. Er

soll nicht denken, ich hätte das aus Lort be-
gangen.“

„So dürfen Sie nicht reden.“

Er drehte sich mühsam im Sessel herum zur Schopenhauerbüste. „Ja, liebes Fräulein, bald werde ich Herrn Schopenhauer begrüßen, der es auch nicht bis zum Professor gebracht hat, und werde ihn fragen, ob er trotz aller Theorien nicht doch noch einmal leben möchte.“

In Fräuleins Augen standen Tränen. Sie konnte nicht sprechen.

Er sah sie an. „Sie werden doch nicht etwa um mich weinen? Sie — Sie liebes dummes Kind Sie?“ Erschreckt griff er nach ihrer Hand. „Bin ich Ihnen denn etwas gewesen, in dieser Zeit?“

Sie nickte zwei-, dreimal, schwieg aber immer noch.

Er errötete wie ein Schulknabe. „Ja, aber — aber — das hätte ich nie gedacht.“

Fräulein wollte sagen, daß er ihr bester, ihr einziger Freund gewesen war, der einzige, zu dem sie immer hätte kommen können, und daß dies ihr Trost gewesen sei. Aber sie brachte nur hervor: „Es wird nicht so schlimm sein.“

„Doch,“ sagte er heiser. „Diesmal ist es schlimmer.“

„Was sagt der Arzt?“

„Der Arzt schätzt mich nicht. Er verordnet

mir die greulichsten Sachen. Ich bin doch kein Kind, daß ich glaube, immer nur das, was schlecht schmeckt, sei gesund.“

„Dann wird es auch nicht so schlimm sein,“ sagte sie wieder.

„Ich weiß es aus bester Quelle, wie unser Intelligenzblatt immer sagt. Ich sah nämlich — erschrecken Sie nicht — den Klabaftermann.“

„Herr Oberlehrer!“

„Und Sie wissen: dann geht das beste Schiff auf den Grund.“

Fräulein erhob sich. „Ich glaube, man hat mich gerufen. Ich komme bald wieder nach Ihnen sehen.“

„Nein, tun Sie es nicht!“

„Warum nicht?“

Der ernste, fast herrische Ton, den sie gar nicht am Oberlehrer kannte, hatte sie stutzig gemacht.

Er lächelte schon wieder. „Kommen Sie wieder, wenn ich ganz gesund bin . . . ganz gesund . . . Ich empfinde Kranksein immer als eine Demütigung, die mir ein Mächtigerer, Brutalerer zugefügt hat. Und ein Gedeemütigter läßt sich nicht gern von einer Dame betrachten, die er . . . die er . . . achtet.“

Fräulein fühlte deutlich, daß er etwas anderes hatte sagen wollen. Sie gab ihm aber nur die Hand — wie kraftlos er heute den Druck wiedergab! — und ging hinaus.

Er lehnte den Kopf zurück in den Stuhl und lauschte.

Schritt für Schritt hörte er Fräuleins leichte Füße die Treppe hinaufgehen; und er glaubte auch ihr Kleid an das Geländer streifen zu hören. „Liebe, liebe Kleine,“ sagte er. Und ein Lächeln wie aus einer anderen Welt lag um seine welken, eingefallenen Züge.



Man ging jetzt leise, wenn man an der Türe des Oberlehrers vorüberkam.

Seit einer Woche lag er zu Bett. Der Arzt war außer sich gewesen, daß er es nicht längst getan hatte. Der Oberlehrer hatte ein Kompro- miß schließen wollen: „Auf dem Sofa, Doktor, auf dem Sofa will ich gern liegen. Lang aus- gestreckt, wenn Sie wollen, und Stumpfsinn und Trübsal blasen. Aber Bett — das ist so un- appetitlich und blamabel. Bedenken Sie doch, wenn ich Damenbesuch bekomme!“

Aber der Arzt knurrte aus seinem buschigen Bart etwas Unverständliches hervor, das sicher keine Anerkennung war. Er half ihm selbst beim Auskleiden.

„Das ist die Vorstufe, Doktor. Es geschieht auf Ihre Verantwortung.“

„Vorstufe? Wozu denn?“

„Zum letzten Lager, dem auf Hobelspänen.“

„Unsinn. Sie tanzen noch. Passen Sie nur auf“!

„Tanzen? Rein übler Gedanke. Aber weiter als bis zur Polonaise habe ich's nie gebracht bei den Bällen. Und, wenn ich's recht bedenke, auch im Leben nicht.“

„Nun, nun.“

„Walzer tanzen, Doktor! Welche Herrlichkeit liegt in dem Gedanken, welche Jugend!“

„Ja, ja. Also die Umschläge alle zwei Stunden wechseln und —“

„Jugend ist doch das einzige, weshalb das Leben gelebt werden soll. Und gerade dies wird uns verpfuscht, oder wir verpfuschen es uns selber. Sehen Sie meinen Neffen Hermann. Wie froh könnte er sein, und er läuft umher, als wenn er die Welt auf seinen abfallenden Schultern tragen müßte. Für ihn ist die Jugend Zwangsarbeit.“

„Ja, arbeiten muß man beizeiten lernen.“

„Und Jugend sollte doch Tanzen sein, Fliegen, Schweben, Herumefeln.“

Der Arzt empfahl sich. Er werde abends wieder nach ihm sehen.

„Noch einen Augenblick, Doktor. Sie müssen mir noch etwas sagen. Sehen Sie mich mal an. Glauben Sie, daß ich ein Mann bin?“

„Pogtausend, ja!“

„Also sagen Sie es mir, ohne Umschweife,

ohne Hörner und Klauen, wie der streitbare Gottesmann sagte: Wie lange Zeit geben Sie mir noch?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Es gibt eine Menge Leute in meiner Praxis, die kränker als Sie waren und noch herumlaufen.“

„Also viel Chancen sind nicht mehr?“ fragte der Kranke hartnäckig.

„Ihre Natur ist kräftig. Sie hilft sich schon durch. Nur den Willen haben!“

„Ja, da hapert's. Das Wollen habe ich nicht mehr recht. Nur eins möchte ich noch: auf den Marienturm möchte ich noch mal klettern.“

„Donnerlüttchen!“

„Wird es das noch mal für mich geben?“

„Es ist möglich.“

„Schwören Sie es, daß es das noch einmal geben wird!“

„Nun, gerade schwören —“ Der Arzt wand sich etwas.

Der Oberlehrer sah ihn fast triumphierend an. „Sehen Sie wohl, Mediziner? Nun weiß ich Bescheid. Nun tun Sie mir aber den Gefallen und nennen Sie mir einen guten Notar.“

„Einen Notar?“

„Ja, ich möchte Sie zu meinem Universal-erben ernennen, Doktor.“

Der Arzt stimmte in sein Lachen ein. „Das

sollen Sie tun, wenn es Sie beruhigt, und abends bring' ich einen mit.“

„Schicken Sie ihn lieber nachmittags her!“

„Warum?“

„Sicher ist sicher. Und das Testament soll doch nett aussehen. Nicht so in der letzten Stunde vor den großen Ferien gemacht, wie es meine Sekundaner immer taten.“

Kopfschüttelnd ging der Arzt.

Nun lag der Oberlehrer allein. Er blinzelte zur Decke empor. Es war ein trüber Tag. Der Nebel, der tagsüber die Stadt wie in Watte gepackt hatte, war gegen Abend gelichtet, aber noch nicht gewichen.

„Ich hätte ein großer Gelehrter sein können,“ dachte der Oberlehrer, „ein Astronom wie der alte Hevelius, der mit bloßen Augen die Sterne kontrollierte. — Ach kaum, meine Augen sind immer schwach gewesen. Aber einen Stern habe ich zu guter Letzt doch noch entdeckt. Den Abendstern . . . den Stern meines Abends. Wie gut meint es doch das Leben im Grunde mit uns.“

Die hohe Standuhr rasselte, ächzte, stöhnte, klapperte und klingelte endlich mühsam die Stundenzahl heraus.

„Die letzte? Nein. Nun, gleichviel — in einer dieser Stunden wirst du sterben, wie es in dem alten Klosterspruch hieß. Aber gut mußte es doch sein, in solch einer Stunde eine

liebe Hand auf der Stirne zu fühlen ... eine Hand, die streichelt und küßt ...“

Die Tür ging leise auf.

Fräulein kam, nach ihm zu sehen.

Er schloß die Augen fest, als ob er schlief. Lautlos ging Fräulein zurück. Er hörte ihre leichten Schritte wieder auf der Stufe. Die Schritte zögerten. Ging sie so langsam heute? Oder empfand er alles nur schneller?

Von oben hörte er Stimmen, die ängstliche Stimme seiner Schwester und Fräuleins ruhige, merkwürdig tiefe Stimme. Die Stimme der Schwester fragte etwas. Fräuleins Antwort war kurz. Er hörte alles.

Die Sonne kam noch einmal durch.

Mit großer Anstrengung, trotz der schmerzenden Stiche an den Schulterblättern, drehte er sich herum.

In einem kleinen Glas welkte ein Büschelchen Reseda. Die bescheidenen graugrünen Blüten sandten einen feinen, leichten Duft herüber. „Wenn Fräulein einen Vornamen hat, muß sie Reseda heißen. Ich muß es ihr doch noch vorschlagen.“

Die alte blanke, geschweifte Kommode blinkte im Sonnenlicht. Im Bücherregal blitzten die Goldbuchstaben der Buchrücken. Im unteren Fach hinter dem geblühten Vorhang standen die Schulbücher. Er hatte sie stets verhüllt,

wenn er mit der Arbeit fertig gewesen war. Nun mochten andere die Aufsätze korrigieren: „Wie bringt Schiller uns Wallenstein menschlich näher?“ — — Haha, es war zu dumm. Es gab wirklich Gescheiteres zu denken. Und langsam, vorsichtig drehte er den schweißbedeckten Kopf herum, bis er Schopenhauer ansehen konnte.

Ein Sonnenstrahl glitt über die Nase des Philosophen. „Lacht er nicht? Niest er nicht? Ich habe immer niesen müssen, wenn die Sonne meine Nase kitzelte. Ach, das ist nun vorüber. Bald werden die Sonnenstrahlen auf meiner Nase tanzen, ohne daß ich niesen werde. Dann bin ich wie Sie, Herr Schopenhauer . . .“



An einem Sonntag starb Oberlehrer Sanders. Und am Mittwoch fuhr der Leichenzug durch die ganze Stadt, durch das Olivaertor, durch die große Allee an dem Stadtpark und den Cafés vorüber zum Marienkirchhof.

Der Sarg war voller Kränze. Ihm folgte eine stattliche Reihe Wagen. Im ersten saß das Ehepaar Görke mit dem Konsistorialrat, im zweiten Thea, Frau Franzius und Hermann, im letzten, dem achten, saß Fräulein mit den Kindern.

„Er hat ein Testament gemacht,“ sagte Julius Görke leise zu seiner Frau.

„Ein Testament?“

„Ja. Nun, wir haben es ja auch an nichts fehlen lassen.“ Und befriedigt betrachtete er beim Aussteigen die Reihe der Kränze und der Wagen.

Am Grabe standen schon die Schüler und warteten. Um die eine Seite der Gruft stellte sich die Familie, um die andere die Kollegen des Verstorbenen, alle in schwarzen Bratenröcken und Zylindern. Es war eine stattliche Ansammlung der Hutmoden aus den letzten Jahrzehnten.

Da waren sie alle: der kleine Direktor mit dem Napoleonskopf und den klugen, scharfen Augen, der baumlange Geographielehrer, der Religionslehrer mit der fröhlich funkelnden Nase, dann „Lämmergeier“, der zerstreut und maßlos verlegen auf seinen einwärts gestellten Füßen hin und her trampelte und den Zeigefinger um den Hals kreisen ließ; und Professor Maskow, der Mathematiker, der gedankenvoll vor sich hinsah, als dächte er noch immer über den Fermatschen Satz nach, und sich die Hände wusch. Gardner stand gerade. Er stand gewissermaßen stramm vor dem lieben Gott . . .

„Gehen wir nachher zu Rodenacker?“ fragte Maskow harmlos.

Gardner rünzelte die Stirn und verwies ihm das Unziemliche seiner Frage. Maskow ging

achselzuckend ein paar Schritte seitwärts. „Na also,“ sagte er.

„Und das Testament soll erst im Oktober geöffnet werden,“ flüsterte Julius Görke.

„Weißt du's genau?“

„Ja. Ich war schon beim Notar Dolldorf. Er wollte mich nicht Einblick nehmen lassen. Er sagt, es sei ungesetzlich.“

„Im Oktober?“ fragte Frau Görke noch einmal.

„Am zweiundzwanzigsten,“ sagte Görke leise.

Der Sarg schwankte heran. Der Konsistorialrat begann zu sprechen.

Die Tanten weinten laut und andauernd. Aber Tante Berta hatte das mit dem Testament doch gehört, und sie flüsterte es Einen zu. Die war schlecht auf den Verstorbenen zu sprechen. Im Grunde verzieh sie ihm auch heute noch nicht die Sache mit der Dame ohne Unterleib. „Ein Sonderling ist er immer gewesen,“ hauchte sie.

Und nach einer Viertelstunde wußte es fast die ganze Trauerversammlung, daß der Oberlehrer ein Testament gemacht und daß es am zweiundzwanzigsten Oktober eröffnet werden sollte.

Der Konsistorialrat war ein großer, stämmiger Mann. Er sprach kräftig und ernst von den „treuen Statthaltern“.

Die Schüler schielten zu ihren Lehrern hin-

über und konstatierten mit Befriedigung, daß die „Philister“ wieder unglaublich aussahen. Dann sprach der Direktor, und sie sangen das „Integer vitae“.

Ein feiner, kalter Regen setzte ein.

„Sieh nur, Fräulein weint auch,“ sagte Tante Tine.

„Ja, wahrhaftig. Wer hätte das gedacht?“ Dann lauschten sie wieder andächtig dem Gesang.

Nun wurde der Sarg in die Tiefe gesenkt, und die Erdschollen kollerten herunter. Die Feier war aus.

Die Herren spannten die Schirme auf, traten zu der Familie und sprachen einige Worte und gingen dann quer über die große Allee hinüber zur Elektrischen.

Julius Görke sagte: „Ich glaube, eine Tasse heißer Kaffee wird notwendig sein, wenn wir keine Erkältung bekommen wollen.“ Und er lud die Tanten ein, in die nahe Konditorei mitzukommen.

Frau Görke überblickte ängstlich die Zahl der Gäste. Plötzlich sagte sie mit einem Ruck: „Fräulein, Sie fahren wohl am besten nach Hause. Wir bringen die Kinder dann schon selber mit.“

„Gewiß, gewiß.“

Tante Tine hielt Fräulein noch einmal fest. Die war die einzige, die das mit dem Testa-

ment vielleicht noch nicht wußte. „Denken Sie, im Oktober soll es erst geöffnet werden.“

„Am wievielsten?“ fragte Fräulein gedankenlos.

„Am zweiundzwanzigsten.“ Und sie folgte eifrig Görtes, die schon in die Glasveranda der Konditorei traten.

Wie sonderbar dachte Fräulein; am zweiundzwanzigsten, wo mein Geburtstag ist . . .

Als alle ihren Blicken entschwunden waren, machte sie nochmals Kehrt und ging zu dem verlassenen Grabe zurück. Die Kränze lagen umher, die schwarzen Schleifen im nassen Sand. Die blanken Goldbuchstaben und die bunten Blumen starrten grell in das Grau des Regentags.

„Ade!“ sagte sie leise, als wolle sie den Schlafenden nicht stören. „Du bist immer gut gewesen. Gott wird auch gut zu dir sein . . .“

Der Regen rieselte dicht und kalt und prickelte auf dem Gesicht. Fräulein betete still.

Die Totengräber kamen wieder.

Fräulein ging. Sie ging langsam, trotz des Regens, der sie allmählich durchnäßte.

Von nun an war sie hier allein. Nun erst war sie allein . . .

Zerfetzte Fahnen

Tante Tine kochte Kaffee für sich, Fräulein und Eva. Einmal im Jahr lud Tante Tine Besuch zu sich ein. Und da die Verwandten unter allerlei Vorwänden absagten, hatte sie diesmal Fräulein und Eva geladen. Frau Görke hatte Fräulein sehr zugeredet. „Es ist doch eine nette Abwechslung für Sie . . .“

Aus dem Schlafzimmer hörte man eifriges Hacken und Hämmern, wie aus einem Bergwerk. Da hieb Tante Tine Stücke von ihrem heiligen Zuckerhut ab, den kein anderer berühren durfte. Fräulein hatte sich angeboten, ihr zu helfen, aber sie hatte nur einen entrüsteten Blick geerntet.

Fräulein lachte nicht über den Kaffee und den Zucker. Zum ersten Male lachte sie nicht darüber.

Sie lehnte sich in die Sofaecke zurück, in die sie gedrängt worden war, und sah Eva zu, die mit einer riesigen Puppe aus Tante Tines fernem Kinderjahren spielte. Sie war müde. Sie war jetzt immer müde.

Seit den wenigen Tagen, da Ingenieur Franzius dagewesen, war kein Licht mehr auf

sie gefallen. Und sie brauchte das so — sie brauchte das so. Wie hatte sie gelacht im dunklen Ratskeller! Der stille, einsame Mann war vergnügt wie ein Kind geworden. Nun war er fort, und von Lothar hörte sie nichts. Würde sie je wieder so lachen können?

Lothar kämpfte mit beiden Fäusten für sich und sie. Er arbeitete Tage und Nächte für sich und sie. Sie wußte es nun. Aber wie schlimm war es doch, daß sie nicht bei ihm sein konnte.

Das Leben lag mit jedem Tage schwerer auf ihr. Seit sie einmal aus dem wohlthätigen Gleichschritt herausgekommen war, kam sie nicht mehr hinein.

Wie schön war das Leben . . . Wie schmerzvoll war das Leben . . .

Nun lag der Oberlehrer unter der Erde, und rings um sich hörte sie kein Wort der Liebe für den einen alten Mann. Görkes zerbrachen sich nur die Köpfe, was mit seinen Möbeln geschehen solle. Julius Görke war dafür, sie Thea zu geben; aber Thea sah darin nur eine Tüde Vaters, der sich um neue Möbel für die Aussteuer drücken wolle. Die schönen alten Möbel standen frierend in den einsam gewordenen Zimmern, wie in Furcht vor dem Ausgestoßenwerden. Wäre nicht noch das Warten auf das Testament gewesen, man hätte sie schon längst hinausgetragen. Und ihr Herr lag draußen

auf dem Friedhof, verlassen, wie er in seinem ganzen Leben gewesen war.

Aus der unteren Etage klang eine Ziehharmonika herauf, jauchzend und schmerzlich in langgezogenen Tönen, die kein Ende hatten. Sie sangen: Wie schön ist das Leben . . . Wie voller Bitternisse ist das Leben . . .

Tante Lina kam mit dem Kaffee und dem Zucker. Sie hatte einen ganzen Berg Kuchen besorgt und nötigte Fräulein und Eva Stück für Stück auf, bis sie nicht mehr schnaufen konnten. Sie unterhielt sie dabei mit ihrem Hauptthema: von dem Spender des Kaffees und Zuckers. „Sagt' ich Ihnen schon, daß er singen konnte?“

„Nein, das sagten Sie noch nicht.“

„Er konnte singen wie ein junger Gott. Im Männergesangverein, im Kirchenchor und bei anderen Gelegenheiten hat er die stärkste Stimme gehabt. Und der Superintendent hat damals gesagt: ‚Sie sollten was für Ihre Stimme tun, mein Lieber, es ist ja ewig schade drum.‘“

„Hat er denn etwas dafür?“

„Nichts. So sind die Männer.“ Sie klagte lange über die mangelnde Ausbildung dieser Stimme, die ihr etwas Überirdisches gewesen. „Und dann mußte der Ärmste ja fort, und ich sitze nun hier als altes Tantchen.“

Fräulein lobte den Kuchen, um doch etwas zu sagen. Aber sie bereute es gleich. Denn sie mußte nun noch ein Stück probieren, wenn sie die Gastgeberin nicht schwer beleidigen wollte.

„Ist der Kaffee nicht köstlich? Sie haben noch gar nichts über den Kaffee gesagt, Fräuleinchen.“ Er schmeckte wie gekochtes Stroh. Er stand ja schon dreiviertel Jahre. Und der Zucker hatte merkwürdige Nebengerüche aus dem Schlafzimmer, so nach Toilettenessig und Pomade. Fräulein lobte schnell alles.

„Finden Sie, daß Thea ihren Bräutigam gut behandelt? Nein, sie sollte anders sein. Sie ist viel zu fidel. Eine Braut muß ein bißchen gerührt sein. Sonst ist sie gar keine richtige Braut.“

Sie hatte Recht. Thea war keine „richtige Braut“. Sie bummelte wieder mit ihren Freundinnen die Langgasse auf und ab und ließ Henning zu Hause warten. Und wenn sie von der Hochzeit sprach, die näher rückte und ja nun wegen des Todesfalls nur klein ausgerüstet werden konnte, sprach sie, als ginge es sie eigentlich gar nichts an. Den armen Henning kommandierte sie hin und her, fand aber, wenn auf ihn die Rede kam, allerlei gute Eigenschaften an ihm zu entdecken.

„Und Hermann? Was ist mit Hermann? Man sieht ihn ja gar nicht mehr. Die großen Ferien sind doch noch nicht zu Ende.“

„Er ist auch zu Hause nur bei den Mahlzeiten.“

„Vorige Woche sah ich ihn auf dem Langen Markt im Weinkelk siten, ganz vorn am Fenster mit seinem Freunde aus Berlin und zwei Damen. Sie sollen Schauspielerinnen sein.“ Den letzten Satz hauchte Tante Tine nur. Mit dem Begriff „Schauspielerinnen“ verband sie ein Bild von schwüler Verführung und entarteter Verderbnis.

„Das sieht Hermann eigentlich gar nicht ähnlich,“ sagte Fräulein.

„Und wo hat er nur das Geld dazu her, ich bitte Sie! Julius gibt ihm doch keins, weil er nicht mit ihm abrechnen wollte.“

Fräulein dachte an den Abend im Soppoter Garten und an Cäsar Justiz. „Das weiß ich auch nicht.“

„Und wir hatten schon immer Angst, er würde sich in Sie verlieben, denken Sie nur.“

„In mich?“ Fräulein wurde doch verlegen.

Tante Tine rückte näher. „Ja. Es wäre ja kein Wunder gewesen: Zwei junge Menschen so dicht beisammen —“

„Aber das ist doch noch kein Grund, sich zu verlieben.“

Tante Tine legte ihre breite, knochige Fuhrmannshand auf Fräuleins Rechte. „Er hat nach Ihnen geschickt und geblinkert. Das fühlt ja

ein Blinder mit dem Krückstock. Und ich habe schon solche Angst gehabt —“

„Angst? Aber das ging Sie doch nichts an.“
Fräulein lächelte. Ein bißchen Übermut blitzte in ihren Augenwinkeln.

„Es ging mich wohl an. Denn dann hätte meine Schwägerin Sie ja entlassen müssen.“

„Ach so!“

„Ja,“ fuhr Tante Tine gemächlich fort, „ein Fräulein, das dem Sohn vom Haus den Kopf verdreht, kann sie doch nicht im Hause behalten.“

Fräulein schob ihren Teller mit einem Ruck zurück. „Wenn er nun aber um mich angehalten und ich Ja gesagt hätte?“ fragte sie kampflustig.

„Ach Gottchen, daran war ja doch nicht zu denken. Ein junger Mann aus so guter Familie!“

„Wissen Sie, ob meine Familie schlechter war?“

„Ich will ja nichts gegen Ihre Familie sagen, behüte. Aber Sie sind nun doch mal in Stellung. Und Unterschiede müssen nun ja einmal sein.“
Sie hüstelte und versuchte zu lachen. Ihre gelben Pferde Zähne wurden in ihrer ganzen Größe sichtbar. „Sie haben doch auch so 'ne gute Stellung. Und wenn Sie mal alt werden wie ich, werden Görkes schon für Sie sorgen. Für mich wird ja auch gesorgt.“

„Also Sie meinen, ich werde einmal so leben wie Sie?“

„Hoffentlich, mein Rindchen —“ Sie sprach den Satz nicht zu Ende.

Fräulein lehnte sich im Sofa zurück und lachte . . . lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. „Fräulein bleiben, mein Leben lang?“

Sie sah Tante Tine an und dachte an dieses zwecklose, unfruchtbare, aussichtslose Leben. Aber war es denn nicht möglich, daß sie Recht behielt? Hatte Tante Tine nicht auch einmal von Liebe und Glück und einer bunten Zukunft geträumt, ehe der Aschenregen des Lebens all ihre Träume verschüttete und vergrub, daß sie unkenntlich, unförmig wurden? Und wieviel Jahre trennten sie denn von der da drüben? Ein paar Jahrzehnte, die so schnell vergehen. Und heute hatte Fräulein sich vor dem Spiegel das erste graue Haar ausgerissen. Als Fräulein daran dachte, wurde ihr Lachen stiller . . .

Vielleicht wanderte sie ihr Leben lang von Stellung zu Stellung, von einer Familie Görke zur anderen, von Demütigung zu Erniedrigung, einen ganzen langen Schmerzensweg entlang, um in Lächerlichkeit und Elend zu enden — wie diese da.

Wenn sie nicht vorher entgleiste, wie so viele . . . so viele. Nein, verlieren würde sie sich nicht. Dazu fehlten ihr das leichte Blut und die leichten Flatterflügel — leider, hätte sie fast

gedacht. Ein inneres Schwergewicht hielt sie. Sie würde ein braves Mädel bleiben. Bis zuletzt, ohn' ihr Verdienst und Würdigkeit. Und sie würde alt und häßlich, vielleicht auch verbittert, gallig und schrullig werden. Keiner würde glauben, daß sie auch ein Liebesleben gehabt, das ihre junge Seele ausgefüllt hatte. Keiner würde ohne Lachen daran denken, daß je ein Mann sie geliebt und still umworben habe.

Kleinlich und jämmerlich stand die Zukunft vor ihr. Keine Lawine, betäubend und überwältigend, würde sie mitreißen und im Gewittersturm zermalmen. Ihr Leben würde von einem ewigen plätschernden, fressenden Rinnsal zernagt und zermürbt werden. Bis nichts mehr da war. Bis selbst die Spur ihres Daseins und die Erinnerung an sie verloren war.

Wer würde später noch an „Fräulein“ denken? Längst würde ein anderes Fräulein da sein und wieder ein anderes. Lauter arme, unpersönliche Wesen, die eigentlich gar nicht wissen, warum sie leben und wohin sie leben. Weil sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute . . .

Eva trat zu Fräulein und legte die Arme um sie. „Du mußt nicht traurig sein,“ sagte sie leise.

Fräulein küßte Eva auf das Haar. „Mein liebes Mädelchen.“

Aber die Zärtlichkeit des Kindes gab ihr heute

keinen Trost. Wenn ich heute fortgehe, dachte sie, — wieviel Tage wird es wohl dauern, bis auch du mich ganz und gar vergessen hast?

⊕ ⊕ ⊕

„Was sagen Sie dazu? Lothar Franzius ist da!“

Fräulein zitterte, daß ihr das Palet aus den Händen zu fallen drohte. Frau Görke griff eilig danach. Gläser waren darin. Es wurde ihr schwarz vor den Augen bei dem Gedanken, daß sie hätten zerbrechen können. „Ist Ihnen schlecht, Fräulein?“

„Nein, nein,“ stammelte Fräulein. „Aber das ist so überraschend. Haben Sie es vorher gewußt?“ Sie zwang sich zur Ruhe.

„Nein. Thea hat ihn heute früh zufällig am Bahnhof getroffen.“

„Heute früh?“

„Ja, sie wollte doch schon so früh zum Bahnarzt. Und nun hat sie telephoniert, daß sie alle drei Henning vom Gymnasium abholen wollen.“

„Welche drei?“

„Hermann ist auch dabei.“

„Ach so.“ Es war Fräulein eine Beruhigung, daß Hermann dabei war. Sie schalt sich deswegen, aber sie vermochte das Gefühl nicht zu unterdrücken.

„Und vor dem Essen wollen sie noch die

Marienkirche besuchen oder auf den Turm steigen. Das habe ich nicht genau verstanden. Nun, es kostet ja nicht viel. Zu Mittag sind sie jedenfalls alle da.“

Fräulein war noch immer ganz verwirrt. „Was macht Herr Franzius denn hier?“ Alles war so überraschend, fast überwältigend gekommen. Kam das Glück immer so? Das Glück ...

„Ach, Sie denken an die dumme Geschichte von neulich abends. Nein, nein, Thea irrt sich sicher. Er ist viel zu ernst für solche Sachen. — Waren Sie noch beim Fleischer wegen des Lachs räucherns?“

„Ja.“ Fräulein war da gewesen. Und wollte den halben Lachs gleich selber hinüberbringen. Sogar Frau Görke fiel der ungewöhnliche Eifer auf. Sie seufzte, ohne einen eigentlichen Grund dafür zu wissen. Frau Görke tat das öfter. Diese Seufzer galten späteren Schicksalsschlägen. Ihr Bruder hatte das Vorschußseufzer genannt.



Hermann Görke hatte Lothar und Thea am Stodturm getroffen. Es war eine große Überraschung für beide Teile und keine ganz freudige. Das merkten sie alle. Hermann hatte ein schlechtes Gewissen, weil er nie mehr an Lothar geschrieben, und Lothar glaubte ihn längst

wieder von Danzig fort und war schlecht auf ihn zu sprechen.

„Was machst du hier?“ fragte Hermann. „Willst du die Marienkirche freilegen oder dem Turm eine Spitze aufsetzen?“

Ehe er noch antworten konnte, kam Thea dazwischen. „Eine glänzende Idee! Wir klettern auf den Turm.“ Sie klatschte in die Hände. Thea liebte noch immer solche Kleinmädchenbewegungen.

„Ich denke,“ warf Lothar schnell ein, „wir holen deinen Bräutigam vom Gymnasium ab.“

„Ist er nicht zu bequem zu solchen Bergtouren?“ fragte Hermann.

Thea lachte nur. Und Hermann ärgerte sich eigentlich über dies Lachen. Er schätzte Henning nicht sehr. Aber er verdiente doch Besseres, als von seiner Braut ausgelacht zu werden.

Sie gingen langsam weiter. Alle schweigsam, alle — wie es ihnen schien — etwas unruhig und mißtrauisch. Hermann fand, daß etwas wie ein Gewitter in der Luft lag, und da er genug mit eigenen Sorgen belastet war, war er froh, als Thea ihm abriet, mitzukommen: „Hermann, du gehst doch sonst um dein altes Pennal im großen Bogen herum?“ Er blieb gleich stehen. „Ja, wir können uns auch nachher treffen.“

„Vor dem Turmeingang,“ entschied Thea schnell, „in einer halben Stunde.“

Hermann wollte sagen: Du hast es ja anscheinend eilig, mich los zu werden; und ihm war, als empfinde Lothar etwas Ähnliches. Aber er sah in Theas Auge eine Bitte, und er hatte ja keinen Grund, ihr nicht auch einmal einen Gefallen zu tun. „Also auf Wiedersehen!“ Und er machte Kehrt. Sie waren schon auf Langgarten gewesen.

Die Brücke war offen. Ein dicker, schwarzer Dampfer mit einem roten Band um den Schornstein zwängte sich durch. Er berührte beinahe mit seinen Wänden die beiden Brückenufer. Warum war Lothar eigentlich so gegen die Trennung gewesen? Was fand er denn dabei, mit der Braut den Bräutigam abzuholen? Er war ein wenig lächerlich in seiner Gewissenhaftigkeit.

Die Brücke schloß sich. Der angestaute Verkehr strömte rechts und links von dem alten Milchkanalenturm, dem man die Brücke gerade vorgebaut hatte, herüber.

Hermann war froh, allein zu sein. Über seinen Kopf wirbelten in diesen Tagen eine Menge Sorgen. Und alle kreisten um das Zentrum: Geld.

Er hatte in Berlin Ehrenschnlden gemacht; er lachte, als er das Wort dachte. Du lieber Gott, die Schnlden waren gewichtiger als die Ehre, die dabei verpfändet war. Er hatte die Zahlung versprochen, sobald er zu Hause sein

werde. Aber mit Vater darüber reden? Lieber sich das Blut abzapsen und es verkaufen. Da war er auf Cäsar Justiz gestoßen. Der hatte zunächst geholfen. Gegen phantastische Zinsen. Aber das war gleich. Jrgendwoher kam schon eine Hilfe. Jrgendwoher — — In Hermann kämpfte ständig ein kettenloser Leichtsinn mit einem dumpfen, schweren Angstgefühl um die Oberhand. Jrgendwo gab es schon einen Ausweg.

Dann hatte Hermann zu verzweifelten Mitteln gegriffen, an die er nicht denken konnte, ohne daß ihn der Schweiß überrann. Ein Glas Wein half dann: abschütteln — durchtauchen durch die Welle — man kam schon wieder ans Licht!

Er ging durch das Grüne Tor über den Langen Markt. Er kannte jedes Haus. Das da drüben hatte Schlüter in seiner Jugend gebaut. Dort hatte der Reformator Pankratius Klemme gestanden, umjauchzt vom Volk. Überall war etwas geschehen, das weiterwirkte. Das alles recht schreiben zu können, Nebel und Licht recht zu verteilen, bis alles körperlich, statuenhaft dastand! Konnte er das? Hatte er überhaupt dichterisches Talent? Die Freunde in Berlin sagten Ja. Über ein gut empfundenes Gedicht, über eine hingehauchte Skizze hatte er es nie hinausgebracht. Reichte das aus — mein Gott — ein Leben darauf zu gründen? Ein Leben

ist so lang. Ein Leben will so viel. Und draußen drängten sie Ellenbogen an Ellenbogen.

Wenn er durch die alten Gassen ging, sah er die Schatten, die in den Winkeln kauerten und nach Erlösung schrieten. Er hörte fremde Kommandorufe und sah seidene Standarten und vernahm Fanfarenklang. Er sah sie ringen mit deutscher Zähigkeit. Paläste und Kirchen wuchsen auf. Neben der Kelle und dem Kelch lag das Schwert. Er hörte den Jubel, das Lachen und Singen bei den wenigen Festen, die man sich gönnte. Er sah die alten Kraweels und Galeiden hinausfahren in die neuentdeckte Welt. Alles lebte, atmete, blühte um ihn. Aber sobald er sich zum Schreiben hinsetzte, zerflog es. Was auf dem Papier blieb, war konventionell — Dinge, die schon tausendmal geschrieben waren. Die Prosa war ein hartes Metall. Man mußte Feueratem haben, sie zu schmelzen, — und den hatte er nicht. Oder man mußte ein feiner, vorsichtiger Filigranarbeiter sein, unermüdlich feilend und die Schatten berechnend, die jede Erhöhung warf, — und die Geduld hatte er nicht.

Am Rathaus bog er ein, überquerte die Straße und ging um die Marienkirche herum. Gewaltig, fast gewaltsam stürmten die Steinmassen zum Himmel empor. Die hohen, spitzen Fenster, die nach innen das bunte Licht hinein-

warfen, waren hier düster und vergittert. Gras wuchs zwischen dem holperigen Pflaster.

In der Frauengasse spielten die Kinder auf dem Fahrdamm und auf den Beischlägen. Sie hockten auf den Steinbalustraden, auf den Schmiedegittern und den Steinkugeln. Die Kinder waren das einzige, was dieser eingeschlafenen Gasse Leben gab. Ernst und schwer reckten sich die schlanken Häuser empor, in feierlicher, gravitätischer Würde. So hatte es hier ausgesehen, als Chodowiecki seine lange Reise von Berlin hierher gemacht hatte . . . als Martin Opiz hier umherstolzte . . . als Paul Benecke das frischgemalte Bild Memlings einbrachte. — Die Kinder sangen ein helles, lustiges Lied. Leben und Traum vereinte sich wunderbar, verwunderlich. Was war echt? Was malte die Phantasie? Alles floß ineinander, ohne Grenzen, ohne Anfang und Ende.

Vor dem altersschwarzen Kirchtur blieb er stehen. Die Figuren vor der Tür hatten abgebrochene Nasen. Ihre Gesichter waren vom Regen abgeplattet. Drüber stand: „Gott gebe denen dat ewige Leben, De eer Almosen tor Kirchen geben.“

Eine Gruppe Ausflügler kam; die Frau des Rüstlers schlüsseltrasselnd voran. Sie gingen hinein. Die Tür blieb offen.

Hermann folgte ihnen und hörte eine Weile

ruhig mit an, wie die Frau ihr Sprüchlein herleierte. Dann ging er fort und bog um die Pfeiler. Wie gut kannte er alles: Jedes Epitaph, jede Grabplatte des Fußbodens. Dort drüben lag Martin Opitz von Boberfeld, der ein Dichter gewesen war oder eigentlich nur ein literarischer Theoretiker. Aber immerhin einer, der der deutschen Sprache etwas zutraute, als ihr keiner etwas zutraute. Die Pest hatte ihn erwürgt, als er vor dem Krieg hierher geflohen war. Die Dichter hatten Pech hierzulande . . .

Hermann setzte sich in einen Stuhl mitten in die Reihe im Hauptschiff. Von droben glänzte matt die Orgel. Hermann fühlte sich müde und elend. Hier im feierlichen Kircheninnern fiel der trügerische bunte Schleier, den er sonst zwischen sich und das Leben zu legen vermochte. Alles wurde ernst und schwer.

Das Leben schlug seine dunkeln, kalten Wellen über ihn zusammen. Er wußte nicht aus noch ein. Es gab keinen Ausweg. Er sah das alles plötzlich klar und deutlich vor sich.

Heute war ein Wechsel fällig, in vierzehn Tagen ein anderer. Wenn er den nicht zahlte, ging der Schein an den Vater. Und was dann? Hermann sah alles voraus. Der Vater würde ihn prüfen, und er würde kalt und ruhig wie ein Römer sagen: „Die Unterschrift ist falsch.“ Und wenn er sich ihm zu Füßen werfen würde und

Abbitte tun und Besserung geloben, — er würde dennoch sagen: „Der Wechsel ist falsch, er ist von einem Betrüger.“ Oh, Vater hatte es leicht, kalt und ruhig wie ein alter Römer zu sein. Nie war das Leben ihm genaut. Nie hatte es ihn gelockt. Er war Kaufmann schon in der Wiege und kannte keinen anderen Ehrgeiz und keine anderen Träume, als sein Geschäft zu halten und wenn möglich hoch zu bringen.

Hermann stand auf. Er ging in das Seitenschiff, da, wo die alten zerfetzten Fahnen wehten. Dunkel und schwer hingen sie herab. Sie träumten von Siegen, denen sie nicht mehr vorangerauscht wie ihre glücklicheren Brüder. Vielleicht träumten sie auch von der Stunde, da sie zum letzten Male über der Gruft des gefallenen Führers gehangen hatten. Fanfarenstöße hatten sie gebläht, Kugeln hatten sie verwundet, der Jubel der Soldateska, der Fluch des leidenden Volkes hatte sie getroffen. Sie waren in fester Mannesfaust über fremde Länder und Meere getragen worden. Sie waren das Symbol und der Halt erregter, fiebernder Menschen gewesen. Sie hatten gelebt und konnten nun gut hier ruhig verwittern und zugrunde gehen.

Aber wo waren seine Fahnen? Welche Siege hatte er denn erfochten? Hatte er denn überhaupt gelebt? Wie viel war das Leben ihm doch schuldig geblieben! Er lehnte sich an das

Geländer der Treppe, die zur Kanzel emporführte.

Es war nutzlos, darüber nachzudenken. Die Romantik dieser Stadt hatte ihn betäubt und verwirrt. Sie hatte das Leben in bunten, trunkenen Farben gemalt, das Leben, das doch grau in grau war und das aus Zahlen und Additionen bestand. Es hatte ihn in die Höhe gerissen, in Zeiten, wo er sich auf der Erde hätte im Gleichschritt üben müssen. Die Stadt hatte Schuld . . .

Hermann setzte sich auf eine Stufe der Kanzeltreppe. Alles war dumm und grenzenlos widerspruchsvoll und ohne Hoffnung. Ohne Hoffnung? Wenn ihn eine liebte, so ganz aus aller Seele, mit aller Hingebung liebte, würde alles gut werden. Und plötzlich sah er ganz deutlich Fräulein vor sich, ihre schlanke Gestalt, ihren leichten und doch sicheren Schritt, ihr junges, ernstes Gesicht.

Ein tiefer Groll gegen sie überkam ihn. Auch sie glaubte nicht an ihn. Warum wich sie ihm aus, wenn er zu ihr kam? Warum erschrak sie, wenn er zu ihr sprach? Er meinte es doch nicht böse mit ihr. Warum liebte . . . sie . . . ihn . . . nicht?

Heute wollte er sie fragen und in ihre Hände die Wagschale legen. Vielleicht würde noch alles gut. Sein Leben lag in Trümmern, ja,

aber ihr Dasein war das Mondlicht, das darüber schien. Wehe, wenn es dunkel wurde!

Er schlug die Hände vor das Gesicht.

Plötzlich hörte er Stimmen neben sich. Er hatte sie eigentlich schon längere Zeit gehört; erst jetzt war er sich ihrer bewußt geworden. Es waren bekannte Stimmen. Sprach da nicht Lothar und nun Thea? Warum sprachen sie nur so erregt? Verwirrt blickte er um sich.

Die Schwester und der Freund standen dicht an dem verschnörkelten Pfeiler, der die Kanzel trug. Er wollte sich erheben und sie begrüßen, aber etwas hielt ihn zurück und gab ihm nicht die Kraft zum Aufstehen.

Und nun sagte Lothar: „Es wäre doch besser gewesen, dein Verlobter wäre mitgekommen.“

„Nein, nein,“ sagte Thea leidenschaftlich. „So ist es besser. Was sollte er hier? Siehst du das nicht ein? Siehst du nicht, daß es so sein mußte, daß er nicht abkam?“

„Ruhig, Thea, ruhig!“

„Nein, ich kann nicht ruhig sein. Das ist mehr, als man von einem Menschen verlangen kann.“

Hermann hörte erregt zu. Was war seiner Schwester? Litt sie auch — sie auch? Waren sie alle zum Leiden und nur zum Leiden verurteilt? Er hatte sich so lange nicht um Thea gekümmert. Jetzt tat es ihm leid. Wie fremd gingen sie doch alle nebeneinander her . . .

„Ich liebe dich doch, Lothar,“ sagte Thea schluchzend, „du weißt es doch. Wie kannst du mich nur so leiden lassen!“

„Ich hätte es dir gern erspart. Aber —“

Sie bettelte: „Ich will ja nicht viel: ich will ihn ja auch heiraten, ich will ihn nicht auch noch unglücklich machen. Ich bin auch viel zu schwach dazu, um mich loszureißen.“

„Was willst du dann, Thea?“

„Lothar! Gib mir eine Stunde, daß ich froh sein kann mein Leben lang. Du hast mich doch einmal geküßt vor Jahren. Also mußt du mich doch einmal geliebt haben.“

„Das ist lange her, Thea. Es ist viel dazwischen gekommen.“

„Ja, ich weiß, ich weiß. Ich bin ja schuld. Ich weiß auch nicht, wo ich die Zeit über gewesen bin. Mir ist alles so unbegreiflich, daß ich nach dir . . . nach dir . . .“ Nun weinte sie, daß man ihre Worte nicht mehr hörte.

„Still, Thea, nicht weinen! Ich bitte dich.“

„Ach, es ist ja alles gleich . . . Weißt du, daß ich zu dir flüchten wollte, kurz nach dieser Verlobung?“

„Thea!“

„Ich war schon auf dem Bahnhof und war fertig mit allem. So liebe ich dich. Was hättest du getan, Lothar, wenn ich gekommen wäre?“

„Ich hätte dich wieder zurückbringen müssen, Thea.“

„Du liebst mich also nicht? Gar nicht? . . .
Laß mich doch nicht betteln, Lothar!“

Hermann schämte sich für seine Schwester und empörte sich über sie. Warum demütigte sie sich so? Und war sie denn toll, daß sie sich hier so bloßstellte? Jeden Augenblick konnten die Besucher näherkommen, und ein Fremder konnte von der Straße eintreten. Die Tür war ja offen. Wollte sie sich bloßstellen?

Er mußte dazwischentreten.

„Ich kann nicht anders, Thea,“ sagte Lothar. Seine Stimme klang ernst und verhalten, aber nicht hart.

„Du liebst?“

„Ja.“

„Wen?“

Er zögerte.

„Ich weiß.“ Ihre Stimme steigerte sich fast bis zum Schreien. „Fräulein liebst du. Ihr sah ich es längst an. Aber du — kannst du sie wirklich lieben? Ich glaube es nicht.“

„Ich schwöre es dir. Du siehst nun —“

Sie antwortete nicht mehr, sondern lief von ihm weg bis zu der kleinen dunklen Kapelle, die zwischen den Strebepfeilern eingebaut war. Hermann sah, wie sie ihren Kopf an das Holzgitter preßte.

Er stand auf. Aber er ging nicht zu ihr. Er blieb an dem Tisch stehen, der auf samtener

Decke die Bibel trug. Lothar — Fräulein — — mit einem Male sah er alles ganz deutlich. Alles war klar und so natürlich. Der Brief damals, der ihn bei Lothar so erregt hatte, war von ihr. Schon damals hatten sie einander geschrieben, schon damals. Und er hatte geträumt und gehofft und gewartet.

Nun mußte etwas geschehen, etwas Unerhörtes, Unbegreifliches. Die Pfeiler mußten sich biegen und das Gewölbe herabziehen und alles begraben, alles. Der Sturmwind mußte durch die Orgel brausen, daß sie ihren letzten Choral sang. Die Grabladen mußten sich öffnen und die Toten hervorstiegen lassen — Tod und Auferstehung — — Aber nichts geschah, nichts. Die Gewölbe standen fest und warfen hin und wieder den Ton von Menschenstimmen zurück. Auf den steinernen Grabplatten klang der rasche Schritt eines Menschen.

Drüben an der kleinen Kapelle stand Lothar noch immer bei Thea und sprach auf sie ein, tröstend, beruhigend.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf Hermanns Schulter. Er fuhr herum.

Fräulein stand vor ihm. Sie strahlte und lachte. „Hier treffe ich Sie also doch?“ Sie sah in sein durchwühltes Gesicht. „Was ist Ihnen?“

Sie folgte seinen Blicken und erblaßte. Lothar

war da, und Thea war bei ihm. Und nun . . . nun . . . streichelte er sie zärtlich, und sie sah seinen Kopf sich zu ihr neigen. „Was ist das? träume ich?“ Der Spuk der alten Kirche, die Träume und Phantasien, die in den alten Hallen Heimat hatten, verwirrten sie wohl. Sie faßte Hermanns Hand. Dort — dort!

„Kommen Sie,“ sagte sie endlich. Mechanisch folgte er ihr.

Lothar drehte sich um und sah die beiden. Sofort ließ er Thea und ging auf sie zu.

Fräulein zerrte an Hermanns Hand und zog ihn mit sich. „Kommen Sie,“ sagte sie leise und eindringlich.

Nun stand Lothar hinter ihr. „Wollen Sie fort, Fräulein?“ Wie glücklich sein Gesicht ist — durchfuhr es Hermann — wie glücklicher.

Fräulein drehte sich um. „Ja. Ich will,“ sagte sie hart. „Ich will Sie nicht mehr sehen. Nein, ich will nicht.“

Zwei Besucher, die sich von dem großen Trupp getrennt und die alte, verfallene astronomische Uhr betrachteten hatten, blieben stehen.

Fräulein hastete zur Türe. Noch einmal hielt Lothar sie an. „Verstehe ich Sie recht? Sie wollen nicht —“

„Nein,“ sagte sie, „bleiben Sie nur —“ Sie hatte vollenden wollen „— bei Thea“. Aber sie hatte es nicht herausbringen können. Und als

sie Tränen in den Augen spürte, lief sie hinaus. Hermann folgte ihr . . .

Einen Augenblick blieb Lothar Franzius allein stehen. Er blickte zu Thea hinüber, die noch an der Kapelle stand.

Er sah nach der Uhr. In einer halben Stunde fuhr der Mittagszug zurück, mit dem er morgen hatte fahren wollen. Nun fuhr er heute. Es war gut so. Er hatte hier nichts mehr zu tun. Er ging um die Kirche herum bis zur Brodbänkengasse und rief eine vorüberfahrende Droschke an.

Annemarie

„Hören Sie mich an,“ sagte draußen Hermann. „So hören Sie mich doch an.“

Fräulein drückte die Hand aufs Herz. Es klopfte so stark. „Sie dürfen von allem reden, nur nicht von ihm.“

Hermann sah sie gequält an. Es war ja schon so schwer zu sagen. Warum erschwerte sie es ihm noch mehr?

Fräulein gab ihm die Hand. „Sehen Sie nicht so traurig aus. Sie sind doch immer besser daran wie ich.“

„Nein, nein,“ sagte er leise, „Sie irren.“

„Ich weiß, Sie haben es nicht leicht, und ich möchte Ihnen helfen. So gerne, ach so gerne.“

Hermann lächelte traurig: Sie wollte ihm helfen. Sie ... ihm! „Mir kann niemand helfen. Am wenigsten aber Sie.“

Sie gingen langsam in der kleinen Gasse auf und ab.

„Ich habe so viele Sorgen um Ihretwegen gehabt,“ sagte sie plötzlich.

„Sie?“

„Ja.“ Sie sah ihn groß an. „Sind Sie auch auf rechten Wegen?“

Er lächelte. „Das kann man mit Bestimmtheit erst sagen, wenn man am Ziel ist.“

„Manchmal sieht man es auch schon während des Sehens.“

„Ja, aber dann muß man seiner Sache sehr sicher sein.“

„Sind Sie das nicht?“

„Sind Sie es?“

„Aber ich komme hier doch nicht in Betracht,“ sagte Fräulein ärgerlich und verharrete eine Weile in Schweigen.

Plötzlich fragte Hermann: „Wieviel bekommen Sie eigentlich von meiner Mutter?“

„Genug. Wenn auch nicht zu viel,“

„Sie haben Recht. Es ist eine undelicate Frage —“

„— und eine überflüssige.“

„Warum?“

„Weil Sie ja Ihre Frau Mutter fragen können.“

„Das täte ich nie. Sie würde dann seufzen und Ihnen am nächsten Ersten wenn möglich noch abhandeln.“

Fräulein lachte. „Ich würde mich zur Wehr setzen. Glauben Sie nur!“

„Wenn Sie es nur täten! Ich glaube aber,

Sie bluten für ein Sündengeld, und ich muß mich für meine Mutter schämen.“

„Ihre Mutter meint es sicher gut mit Ihnen.“

„Sicher. Sie ist ja eine Mutter. Aber ich habe den Fehler begangen, größer und älter zu werden, mit jedem Jahre älter, — da kann meine Mutter nicht mehr mit. Wenn ich ein kleines Kind wäre, würde sie mich ausgezeichnet verstehen und mir ihre Liebe zeigen können. Zwischen mir und den Meinen steht eben doch mehr als Geld.“

Das Geld . . . das Geld . . . Fräulein durchfuhr es. Wie von Blitzlicht übergossen stand die Szene im nächtlichen Garten da. Und dicht daneben sah sie den alten Wucherer vor sich. „Und wie ist es mit Cäsar Justiz?“ fragte sie vorsichtig.

Einen Moment sah er sie betroffen an. „Wissen Sie auch? Ach, das ist schon erledigt,“ sagte er dann leicht hin.

„Gott sei Dank.“

Sie standen vor der kleinen Schusterwerkstatt. „Schlüssel zur Turmbesteigung“ stand auf weißem Plakat.

„Wissen Sie,“ sagte Fräulein plötzlich, „wir wollen auf den Turm. Ja? Ich wollte es schon so oft und hatte nie Zeit. Heute habe ich Zeit. Heute nehme ich mir Zeit.“

„So ist's recht.“

„Ja, denn ich weiß nicht mehr, wie ich jetzt in das Haus am Fischmarkt zurückkehren soll.“

„Das weiß ich auch nicht,“ sagte er leise. Aber sie hörte es nicht mehr.

Die schwere, eisenbeschlagene Turmtüre öffnete sich.

„Behn Treppen sind es mit dreihundertfünf- undsechzig Stufen,“ sagte der Pförtner, „so viel wie Tage im Jahre. Und wenn Sie wieder 'rauswollen, klingeln Sie oben, am ersten Treppenabsatz. Ich schließe ab.“

Nun standen sie in tiefer Dunkelheit und kletterten die schmale, gewundene Steintreppe empor, die als Geländer nur einen herabhängenden Strick hatte. Die Seitenmauer war stark zerbröckelt. Ab und zu kam eine Luke, klein, schmal, kaum einen Fuß hoch.

„Kommen Sie!“ sagte Fräulein, und sie jagte die Stufen empor.

„Nicht so schnell! Nicht so schnell!“ Aber nun konnte sie auch nicht mehr. Sie blieb im Dunkeln stehen, bis Hermann bei ihr war.

Wenn ich sie jetzt umfasse, ist sie mein, dachte Hermann. Wie sollte sie je erfahren, daß alles nur ein Irrtum war? Wie spielt doch das Leben mit uns! Immer wird Wahrheit von uns verlangt, und dennoch würde das Leben diese Lüge segnen . . .

Langsamer schritten sie nach oben. Es wurde

heller. Eine mächtige hölzerne Halle tat sich auf. Von jetzt ab kamen nur noch Holztreppen, die sich eng an die Wände andrückten.

Das Gebälk im Turm war ein einziges gewaltiges, dunkles Spinnwebgewebe, unentwirrbar und unheimlich.

„Ich habe das Gefühl, daß sich die Mauern jeden Augenblick zusammenschließen und mich erdrücken wollen.“

„Ja,“ sagte Hermann, „der böse Geist der vertrauhten Jahrhunderte ist geflohen, aber nur, um sich in den unzähligen Ecken und Winkeln des Gebälks zu verstecken und auf seine Stunde zu warten. Hier träumt er von den schönen Zeiten der Geißelwut und Hexenbrände. Wenn ein Windstoß durch eine Luke fährt — hören Sie? — gibt es diesen schauerlichen, kläglich stöhnenden Ton. Das ist der Geist der Finsternis, den ein Lichtpfeil getroffen hat und der unsäglich leidet. Hören Sie?“

„Ja.“

Im Gerüste raschelte, krazte, fauchte, quiette, flatterte es. Vielleicht waren es Fledermäuse. Vielleicht . . .

Fräuleins Gesicht war trotz des raschen Steigens blaß. Hermann sah sie ernst an. Wie schön sie war!

„Das sind die Gebete und Seufzer gequälter Seelen, die im Laufe der Jahrhunderte das

Kirchenschiff da unten durchzittert haben," fuhr er fort. „Sie flattern noch hier umher und schreien nach der versprochenen Erlösung und Erfüllung; wie wir alle schreien.“

Als sie im Wächterzimmer etwas geögert hatten, fanden sie im gespenstischen Halbdunkel die nächste Treppe nicht mehr. Sie irrten fast eine Viertelstunde in dem Raum umher, über Balken stolpernd und in der Furcht, durchzubrechen und in das Turminnere zu stürzen. Endlich sahen sie den schräge aufgehängten Spiegel, der das Licht von oben auffing und etwas davon auf die Treppe träufelte.

Ohne zu sprechen, schwerer atmend, gingen sie die steilen Stiegen empor. Raum daß sie sich noch Zeit ließen, durch die Lutten auf das Bild zu blicken, das sich da ausbreitete, immer klarer, immer schöner, immer weiter.

Und nun kamen die Glocken, die großen Glocken von St. Marien: Gratia, die große Ave-Mariaglocke, Osanna, die Sturmglocke —

In diesem Augenblick setzten die Glocken sich in Bewegung und begannen feierlich, machtvoll mit dröhnendem Pathos zu reden. Die Töne erfüllten den ganzen Raum, ergossen sich durch die Lutten und über die Treppen und strömten auf Stadt und Land in ununterbrochenem Fluß. Es war keine Melodie, kein Rhythmus, kein einzelner Takt zu erkennen. Es war eine brausende

Heerschar von Atkorden, die unaufhaltsam, unaufhörlich heranstürmte und zurückwellte, wie das Meer.

Eine Holzlade war zurückgeschoben. Im Licht der Vormittagssonne sahen sie nun auch die Leute, die auf den Tretbälgen standen und die Glocken hin und her schwingen, daß sie an die riesigen, ehernen Klöppel schlugen.

Es war Leben in dem alten Turm, der bei dem Brüllen und Schluchzen und Jauchzen der Glocken zu zittern und zu schwanken schien.

Fräulein hielt sich beide Ohren zu und sah Hermann an, der sich lächelnd am Geländer hielt.

Er fühlte, daß sie auf ihn wartete, und hielt sich ferner von ihr als je. Er nahm sich vor, ihr oben alles zu sagen. Die Minuten bis dahin gehörten aber noch ihm. Diese Minuten waren zu schön. Wie lange würde er davon zehren müssen! Und er segnete das Sturmgebräus der Glocken, die ein Reden jetzt unmöglich machten. Langsam ging er an ihr vorbei und stieg empor. Sie folgte ihm durch diese Sturmflut der Töne, die alle Dämme zerrissen hatte.

Endlich wurde es lichter. Der Turm öffnete sich. Auf einer breiten Holzstiege, die schon fast freilag, kletterten sie zur letzten Plattform hinauf. Sonne war um sie und Unendlichkeit. Die Glockentöne klangen hier oben gedämpft, wie durch einen Samtvorhang hindurch. Sie schienen

die Tauben zu tragen, deren weiße Leiber über dem bordeaux-roten Ziegeldach und der grünen Patina der Dachreiter und Seitentürmchen schwebten. Die Sonne ließ all die Goldzierate an den Patrizierhäusern da unten, am Zeughaus, an dem dicht vor ihnen aufwachsenden palmenschlanken Ratsturm aufflimmern. Alle Farben wurden reicher, tiefer, satter.

Die Stadt sah ganz klein und zusammengedrängt aus, als hätten Riesenhände im Übermut all diese Häuser und Häuschen zusammengescharrt. Eins preßte sich ans andere, gedrückt und eingeschüchtert, und wollte nicht gesehen werden.

Wie Engpässe schnitten die schnurgeraden Straßen durch das Häusergewirr. Als überragende Wegweiser die vielen, vielen Türme.

Er lehnte sich auf das Geländer, in das Buchstaben und ganze Namen eingeschnitten waren. Eine Wetterfahne mit zwei Kreuzen und der Zahl 1609 bewegte sich knarrend und quietschend. Rings um die Stadt ein grüner Gürtel von Bergen, Wällen und Feldern. Dort hinter der Speicherinsel lag das Werder mit seinen fetten Äckern, seinen Kanälen und Gräben, in denen an den Abenden die Frösche quakten, und seinen Weidenbäumen, die so bizarr und melancholisch waren.

Fräulein war seinen Blicken gefolgt und deutete nun hinüber.

„Sie sagten mir einmal Verse. ‚Vor den Wällen‘ hießen sie. Wissen Sie sie noch?“

„Ja,“ sagte er und sprach langsam seine Verse:

Ich sehe sie noch im Abendschein,
Die struppigen Weiden am schmalen Rain,
Da bin ich als Knabe gegangen,
Gesentken Hauptes querselbein . . .
Und die Lerchen fangen.

Und des Ratsturms güldner Glanz,
Der über der Wälle grünen Kranz
Herüberschaute . . .
Und Froschgequak und Müdentanz — —
Und der nordische Himmel blaute.

Von schwarzen Krähen ein kreisender Strich —
Und Glocken klangen so feierlich
Über die Lande.
Des Knaben Augen weiteten sich,
Und das Herz war voll bis zum Rande . . .

Ich sehe sie noch . . . Und die Seele simt:
All mein Leiden würde im Wind
Restlos verwehen,
Könnt' ich noch einmal, wie damals als Kind,
Unter den Weiden gehen . . .

Fräulein schwieg. Dann gab sie ihm die Hand. „Von wem sind die Verse?“

Er lächelte. „Von meinem besten Freunde. Er heißt Hermann Görke.“

„Sie sind doch ein Dichter.“

„Ich glaubte es auch einmal,“ sagte er leise.

„Aber nun bin ich von diesem und anderem Glauben geheilt.“ Er trat an die Brustwehr. Sie stand jetzt neben ihm.

Durch das Stadtbild und die Felder nach der See zu ringelten sich wie graue Schlangen die Flüsse. Über der See lag milchiger Dunst und kämpfte gegen die Sonne.

Von unten erscholl langsame, getragene Musik und verwehte gleich wieder. Dies Aufklingen und Verebben der Töne geschah ohne Übergang, so daß sie nicht eher ihren Ursprung zu erkennen vermochten, als bis sie auf dem Holzmarkt nach der Promenade zu den Trauerzug entdeckten.

Das lenkte den Blick wieder auf das Stadtbild zu ihren Füßen, und sie versuchten, einzelne Häuser zu erkennen; es glückte aber nicht. Im Gewühl der Giebel verschwand das Einzelne.

„Ist es nicht sonderbar? In jedem Haus und Häuschen da unten sind Menschen, die sich so ungeheuer wichtig sind wie sonst nichts. Jeder hat seine eigenen Sorgen und seine eigenen Träume, jeder erstickt an der Qual des Heute und tröstet sich mit dem Morgen. Und einer weiß vom anderen so wenig, wie wir von ihnen wissen und sie von uns wissen. Wir sind eben einander alle nur Nebenmenschen.“

Er dachte für sich weiter: Was wißt ihr da unten, was ich dafür gäbe, hier — jetzt — in Licht

und Sonne zu stehen mit einem Menschenkinde, das ich liebe, Arm in Arm! Für wieviel Jahre, für wieviel Ewigkeiten und Kampf und Not das entschädigen würde . . . Aber stand dort nicht eine im lichtblauen Kleide mit brennenden braunen Augen in dem blassen Gesicht, das ein junger Schmerz durchfurcht hatte?

„Warum sehen Sie mich so an?“ Fräulein neigte sich zu ihm. „Haben Sie mir nichts zu sagen, Hermann?“

„Nein — nein,“ stammelte er.

„Machen Sie es mir doch nicht so schwer, Hermann.“

„Ich möchte Ihnen alles leicht machen, glauben Sie nur.“

In dieser Stunde kämpfte Hermann den schwersten Kampf seines Lebens. Er wußte jetzt: er brauchte nur die Hand zu ergreifen, die da auf dem blauen Kleid seltsam demütig und traurig lag. Aber zwischen ihm und dem Glück würde diese Lüge stehen. Sie würde ewig dazwischenstehen. Er verwünschte den Augenblick, der ihn zum Zeugen der Aussprache Theas und Lothars gemacht. Hätte er sonst nicht jubelnd zugegriffen?

Fräulein sank auf die Holzbank. Ihr Kopf hatte sich geneigt. Sie sah nichts mehr von dem weiten, weiten Bild ringsum. Er sah, wie ihr Tränen über die Wangen liefen. Sie litt. Aber

im wehen Schmerz fühlte er, wie sie um den anderen litt . . . und wie sie den anderen lieben mußte . . . Nun wußte er, was er zu tun hatte.

„Er liebt Sie ja,“ sagte er und dämpfte seine Stimme zum Flüstern. „Er liebt Sie ja über alles. Ich weiß es.“

Sie schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich habe ja alles angehört.“ Und hastig erzählte er alles, was er unten erlebt.

Langsam begriff sie.

Sie stand auf und ging ein paar Schritte. Ganz mechanisch. Nur weil sie etwas tun mußte.

Dann blieb sie stehen, und über ihr Gesicht flog ein glückseliges Lächeln. Es war wie von einer Sonne überstrahlt.

Hermann sah sie unverwandt an. Und nun lachte sie. Sie lachte laut und übermütig.

Jegendeine Fessel löste sich in ihr. Sie war so stark und frei und stolz, und sie war jung. Sie war ja noch so jung . . . Ich und du, und du und ich, dachte sie, — wie wir glücklich sein werden, du und ich . . .

Und immerfort lachte sie ihr leises, tiefes Lachen.

Die Gassen lagen im Sonnenlicht. Die Flüsse waren silbern geworden, und die See dort in der Ferne blaute tief und klar herüber. Wie schön war das Leben!

„Wie konnte ich nur! Wie konnte ich nur —“

Fräulein zitterte vor Seligkeit. „Wie konnte ich nur — —“ Und plötzlich trat sie auf Hermann zu, nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn. Ihre Augen lachten vor Glück.

„Dank,“ sagte er und sah sie noch immer an.

„Nun muß ich gehen. Ich muß ihn doch suchen. Kommen Sie mit?“

„Nein,“ sagte er kopfschüttelnd. „Den Weg finden Sie schon besser allein, Fräulein.“

„Ich heiße jetzt nicht mehr Fräulein. Ich heiße jetzt Annemarie.“ Sie lachte und stürmte die Stiege hinunter.

Hermann sah ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Kleides entschwand.

„Nun hat sie mich geküßt im selben Augenblick, als ich die letzte Wunde empfang. Nun will ich auch fort. Da unten werde ich den Schimmer ihres Kleides noch einmal sehen. Dann will ich fort.“

Er wußte nicht, wohin. Er wußte nicht, wie er fort konnte. Er fühlte nur einen gewaltigen Druck im Innern, der ihn aus allem heraus schleudern würde. Er mochte wollen oder nicht.

Während er, über die Brüstung gebeugt, hinterstarrte, empfand er: Wenn ich jetzt abstürzen würde über das Kirchendach hinweg auf die Gasse — würde sich wohl einer, eine die Augen rot weinen?

Und ein böser, wilder Zug zerriß sein Gesicht.

⊕ ⊕ ⊕

Frau Görte rang die Hände. „Denken Sie: Herr Franzius hat abtelephoniert. Er kommt nicht zu Mittag. Er muß wieder nach Berlin zurück.“

„Das ist nicht möglich,“ sagte Annemarie und blieb stehen.

„Und nun habe ich das Pfirsichtompott ganz zwecklos angegriffen.“

„Nach Berlin ist er zurück?“

„Ja, was sagen Sie dazu, Fräulein?“

„Nennen Sie mich doch lieber mit meinem Namen,“ sagte Annemarie plötzlich lächelnd. „Fräulein Tessmer oder meinetwegen Fräulein Annemarie.“

Frau Görte sah sie erstaunt an. Der Mund blieb ihr offen vor Verblüffung.

Annemarie ging in ihr Zimmer und begann zu packen, ohne Hut und Mantel abzulegen.

All ihre Dienstoffertigkeit, ihre gefällige Unterwürfigkeit war von ihr abgefallen: Sie war ja nicht mehr Fräulein — sie war Fräulein Annemarie Tessmer. Und es war, als hätte ihr der Name, den sie wiedergefunden, Kraft gegeben, die sie sich noch gestern, als sie nur Fräulein war, nicht erträumt hätte. Sie ging nicht mehr nach den Wünschen der anderen; sie war plötzlich imstande, selber einen Entschluß zu fassen.

Sie überlegte. Heute nacht kam Lothar wieder in Berlin an. Morgen würde er schreiben.

Übermorgen konnte der Brief frühestens hier sein. Nein, sie würde den Brief nicht abwarten. Sie würde Lothar überrumpeln und ihn in die Arme schließen, ehe er noch den Mund auf tun konnte.

Es klopfte. Frau Görke steckte ihren sorgenvollen Kopf herein. „Die Strümpfe für meinen Mann müssen noch gestopft werden. Er wechselt morgen doch wieder.“

„Ich muß leider fort,“ sagte Annemarie.

Frau Görke verstand nicht. Annemarie wiederholte es.

„Sie auch?“ brachte Frau Görke endlich hervor.

„Ja, ich auch. Für ein paar Tage müssen Sie mich entschuldigen. Und es kann auch länger werden.“

„Ja, wo wollen Sie denn hin?“

„Ich muß nach Berlin.“

„Wollen Sie sich verändern?“

Annemarie lachte. „Verändern? So sagt man hier, wenn die Dienstboten eine andere Stelle suchen, nicht wahr? Darauf kann ich Ihnen nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Aber mein Leben möchte ich wohl verändern.“

Frau Görke setzte sich. Sie sah so sorgenvoll aus, daß man ihr hätte einen Groschen geben mögen. „So fängt es immer an,“ sagte sie düster. „Erst geht es nach Hause und dann auf eine andere Stelle.“

Nach Hause. Das war das rechte Wort. „Nach Hause geht es. Ach, wenn Sie wüßten, was das Wort für mich bedeutet!“ Annemarie faltete die Hände.

„Und dann eine andere Stelle,“ vollendete Frau Görke hartnäckig.

„Nein, eine andere Stelle suche ich nicht. Das schwöre ich Ihnen.“

„Soll ich Ihnen glauben?“ Frau Görke erhob sich wieder und trocknete ihre rechte Hand an der Schürze, ehe sie sie Annemarie gab.

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Also Sie kommen dann wieder zu uns zurück?“

„Nein, das glaube ich nicht.“

„Sie kommen nicht zu uns zurück — und eine andere Stelle suchen Sie auch nicht? Wie soll ich das nur verstehen? Wollen Sie privatifizieren?“

„Vielleicht.“ Annemarie lachte übermütig.

Frau Görke begriff weniger und weniger. Es war ja eine Menge Geld, was Fräulein hier bekommen hatte, und schwer genug war es sie angekommen, es jeden Ersten zu zahlen. Aber daß sie soviel zurücklegen konnte, um davon leben zu können, schien ihr dennoch rätselhaft. Sollte sie auf schlechte Wege geraten sein? Tante Berta hatte ja oft genug gewarnt.

Kopfschüttelnd ging sie hinaus. Draußen traf sie Thea. „Sprich doch mal mit Fräulein.“

Sie will fort, und ich werde nicht klug aus ihr, ob sie wiederkommt oder nicht.“

„Sie kommt nicht wieder,“ sagte Thea kurz.

„Du weißt schon?“

„Ja, Mama, ich weiß schon.“

Frau Görke rang die Hände. „Alle wissen Bescheid. Nur die Hausfrau weiß nichts. Ach, Thea, tu mir doch den Gefallen und sprich mit ihr!“

Thea schüttelte schweigend den Kopf.

„Den kleinen Gefallen könntest du mir schon tun, Kind. Was ist denn eigentlich mit Lothar, daß er schon wieder abgefahren ist?“

„Er ist abgereist?“

„Ja. Er hat abtelephoniert. Er muß mit dem Mittagszug wieder zurück nach Berlin. Und das gute Pfirsichkompott habe ich nun ganz umsonst —“

Aber sie kam mit der Klage über das Pfirsichkompott nicht zu Ende. Thea schnitt ihr die Rede ab. „Schadet nichts, Mutter. Dafür will ich dir auch den Gefallen tun und mit Fräulein reden.“

„Du siehst so blaß aus, Thea. Willst du nicht doch mal zum Doktor gehen?“

„Nein,“ sagte sie ernst und bestimmt, „der kann mir nicht helfen.“

Sie ging zu Annemaries Zimmer. Als sie den Finger zum Klopfen ansetzte, zögerte sie

noch einmal, aber dann klopfte sie laut und stärker, als nötig war, und trat ein, noch ehe man drinnen „H herein!“ gerufen hatte.



Julius Görke und Dore Franzius warteten im Wohnzimmer. „Nun, Lothar ist da?“

„Er ist schon wieder zurück nach Berlin —“ klagte Frau Görke.

„Er ist genau ein so unruhiger Geist wie sein Bruder,“ entschied Görke.

Dore Franzius überhörte die Taktlosigkeit ihres Vaters.

„— und Fräulein will auch auf einige Zeit verreisen,“ vollendete Frau Görke ihre Hiobspost.

„Fräulein? Ja, wohin verreist sie denn? Sie kann ja ihre Stellung zum nächsten Ersten kündigen. Aber so mir nichts dir nichts kann sie doch nicht verreisen!“

„Und ich weiß nicht einmal, ob sie wiederkommt. Sie sagt, sie wolle privatistieren.“

Julius Görke fuhr herum. „Privatistieren? Wo hat sie denn das Geld dazu her?“

„Sie wird Ersparnisse gemacht haben,“ meinte Frau Görke.

„Von deinen vierzig Mark im Monat? Laß dich doch nicht auslachen, Minna.“

„Was meinst du dann, Julius?“

„Ich meine nichts. Ich werde mich hüten, eine bestimmte Meinung zu äußern, ehe ich bestimmte Beweise habe. Aber einen Verdacht habe ich, der mir manches erklärt.“ Wieder und wieder war in gewissen Abständen Geld aus der Kasse im Schrank des Schlafzimmers genommen worden. Wer konnte es anders sein als diese fremde Person, da es doch nur ein Hausdieb sein konnte und da das Dienstmädchen viel zu dumm und tolpatschig dazu war. „Übrigens kann sie erst übermorgen fahren. Der Notar teilt mir mit, daß ihre Anwesenheit bei der Testamentseröffnung nötig ist. Sie heißt doch Annemarie Tessmer?“

Beide Frauen starrten ihn entsetzt an, ohne zu antworten. „Hat Onkel Otto ihr denn etwas vermacht?“

„Es scheint so,“ sagte Görke kurz und ging im Zimmer auf und ab.

Dore Franzius tröstete die Eltern. „Gott, es kann ja höchstens was von den Möbeln sein. Denn sein Geld steckt doch im Geschäft.“

Frau Görke winkte der Tochter entsetzt ab.

Der Vater tat, als hätte er nichts gehört. „Übrigens wird das Testament ja wohl nicht unanfechtbar sein,“ sagte er nach einer Weile zweifelnd.



Annemarie sah erstaunt auf, als Thea ein-

trat. Sie hätte jeden anderen Besuch eher erwartet.

Thea ging direkt auf sie zu und reichte ihr die Hand. „Ich gratuliere,“ sagte sie.

Annemarie wurde rot und nickte.

„Sind Sie mir nicht mehr böse?“ fragte Thea.

„Nein,“ sagte Annemarie, „es waren ja alles nur Mißverständnisse.“

Thea setzte sich. „Es waren nicht nur Mißverständnisse. Ich will nichts vertuschen. Unterbrechen Sie mich nicht, — ich will heute reinen Tisch machen. Ich will nicht länger so feige sein. Ich bin bössartig und abscheulich gewesen. Aber ich glaubte — ich glaubte, er könne mich vielleicht doch lieben.“

„Lassen Sie doch —“ bat Annemarie und hielt ihr Gesicht gesenkt.

„Nein. Ich muß alles sagen. Er liebt Sie. Wissen Sie das nun?“

„Ja.“

Eine Weile schwiegen beide. Annemarie blätterte mechanisch in einem Buch, das sie in den Koffer hatte packen wollen. Sie hätte um alles in der Welt jetzt nicht Thea ansehen können.

„Sie wissen nicht alles,“ begann Thea wieder. „Daß ich damals weglaufen wollte zu ihm, wissen Sie ja. Und ich hätte Ihnen so dankbar sein müssen, daß Sie geschwiegen haben.“

„Aber das war doch selbstverständlich.“

„Statt dessen bin ich undankbar und abscheulich gewesen. Haben Sie sich nicht gewundert, daß Lothar jetzt kam?“

„Ich habe nicht darüber nachgedacht.“

„Ich habe ihn andepeschiert.“

Annemarie sah sie erschreckt an. „Sie?“

„Ja, ich.“ Thea gab den Blick fest zurück. „Denken Sie, zu solchen Mitteln griff ich. Ich habe ihn gebeten, zu kommen, und ihm sogar den Zug angegeben.“

„Und daraufhin ist er gekommen?“ fragte Annemarie erblaffend.

„Ich hatte ‚Fräulein‘ unterschrieben.“

„Aber Thea!“

„Nicht wahr, jetzt geben Sie mir nicht mehr die Hand?“

„Warum taten Sie das?“ fragte Annemarie traurig.

„Ich mußte es tun. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, daß ich ihn noch einmal sprechen mußte. Ich habe ihn ja auch gesprochen — — Ach Gott, sehen Sie mich doch nicht immer so entsetzt an!“

Annemarie erhob sich. „Und warum sagen Sie mir das alles?“

„Damit Sie es ihm wiedersagen. Er soll von Ihnen nicht schlecht denken.“

„Nur darum?“

„Ja.“ Nun stand auch Thea auf. „Ich möchte, daß Sie gut von mir denken, jetzt, wo Sie ja fortgehen von hier. Darum mußte ich die Wahrheit sagen. Das ist ja das Einzige, wodurch ich alles wieder etwas gutmachen kann.“

Wieder schwiegen beide. Nach einer Weile fragte Annemarie: „Weiß Herr Henning von dem allen?“

„Nein. Bis jetzt nicht.“

„Aber jetzt wollen Sie es ihm sagen?“

Thea senkte die Augen. „Ich werde es wohl müssen.“

Annemarie nahm ihre Hand. „Finden Sie das nicht selbst?“

Thea nickte als Zeichen der Zustimmung. Sie konnte plötzlich nicht weiter sprechen. Sie fühlte sich so müde, wie damals auf dem Bahnhof, als sie fortgewollt.

Annemarie nahm sie sachte in den Arm. „Ich verstehe Sie so gut und wünsche Ihnen so viel Glück. Aber ohne Wahrheit gibt es das nicht, Thea.“

Thea schwieg. Zwei Tränen saßen in ihren Augen.

„Noch eine Bitte,“ sagte Annemarie. „Wir wollen uns du nennen, ja?“

„Ja, Annemarie.“

„Meinen Namen kennst du also doch?“

Thea schlug beide Arme um Annemarie und

küßte sie. Annemarie spürte, wie Theas Tränen auf sie glitten, und sie wischte sie mit ihrem Taschentuch ab.

Thea lachte. „Ich glaube wahrhaftig, ich habe geflennt. Ich bin doch ein verdrehtes Hundchen, nicht wahr?“



Als Henning nachmittags kam, ließ ihn Thea in ihr Zimmer bitten.

Er war noch nie darin gewesen. Er war glücklich, daß er das heute durfte. „Liebe Thea, ein größeres Geschenk konntest du mir nicht geben.“

Sie lächelte müde. „Setz dich, bitte. Ich muß etwas mit dir sprechen.“

„So streng?“ Aber als er sie ansah, erstarrte ihm der Scherz. Sie sah so ernst aus, so fremd und eigentlich auch überlegen. Ihn überströmte eine kalte Welle der Angst.

Stets hatte er den Abstand zwischen sich und ihr gespürt. Nie war sie ihm trotz gelegentlicher Zärtlichkeiten so nahe gekommen, wie eine Braut dem Bräutigam kommen sollte oder wie er sich das doch ausgemalt hatte. Aber er war ja am Ende nur ein unbeholfener, ungewandter, schüchterner Mensch, unbewandert in den Gewohnheiten ihrer Welt. So hatte er gewartet und gehofft, von einem Tag zum anderen, immer von dem dunkeln Gefühl überschattet, daß das

alles eines Tages ein Ende haben werde. Seit Oberlehrer Sanders tot war, hatte er auch die letzte Möglichkeit verloren, sich zu einem Menschen über sie auszusprechen. Nein, gemütlich war seine Verlobungszeit nicht gewesen.

Und nun saß sie da drüben, ohne ihm die Hand zu geben, und blickte drein, als ob sie ihn zum ersten Male sähe. Oder als ob sie ihm den Abschied geben wollte. Henning war unruhig und aufgereggt. Wenn sie nur sprechen wollte! Dieses Schweigen war unerträglich. Mit jeder Minute Schweigens schien sie weiter von ihm fort zu gleiten.

Er sprang auf. „Sprich doch, Thea. Nur ein Wort!“ Und er griff nach ihrer Hand.

Sie zog beide Hände auf den Rücken.

„Was soll das, Thea?“

Sie sah ihn fragend an, verwundert, wie einen Fremden. Und schwieg immer noch.

„Du wolltest mir doch etwas sagen, Thea, so sag es doch. Spann mich doch nicht auf die Folter.“ Und er zerblätterte das Resedasträußchen, das er noch immer hielt, in seinen Händen.

Thea blickte nachdenklich auf diese dicken Hände und die mattgrünen Blüten, die zur Erde fielen.

„Du siehst doch, daß ich leide,“ fuhr er fort.

„Leidest du?“ sagte sie endlich und sah ihn

wieder mit jenem seltsam prüfenden Ausdruck an, der ihn immer mehr beunruhigte.

„Ja, ich leide,“ sagte er erregt. Er schrie es fast. „Das mußt du doch wissen. Du weißt doch, daß ich dich liebe!“

„Das weiß ich,“ sagte sie langsam, unnatürlich ruhig. „Aber ob du mich noch lieben wirst, wenn ich dir alles gesagt habe, — das ist eben die Frage.“

„Thea!“

„Ja, das ist eben die Frage,“ wiederholte sie in demselben müden Tonfall.

„Ich schwöre dir, daß ich dich immer lieben werde.“

„Ja, aber ob du mich dann noch zur Frau haben willst?“

Sie sprach immer ganz langsam, als müsse sie sich mühsam überlegen, was sie zu sagen habe und ob sie es überhaupt sagen solle.

Er trat dicht vor sie. „Liebst du einen anderen?“ fragte er heiser.

„Wie kommst du darauf?“

„Ich weiß, daß etwas zwischen uns steht, die ganze Zeit — die ganze Zeit. Aber ich wollte nicht in dich dringen. Ich dachte, das würde nun, wo wir Brautleute sind, wieder verschwinden.“

„Setz dich wieder hin. Nein, dorthin. An den Tisch. Dann will ich alles sagen.“

Henning setzte sich gehorsam an den angewiesenen Platz. Die ganze Stube lag zwischen ihnen. „Nun,“ sagte er, ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden klopfend.

Langsam begann sie zu erzählen, immer vor sich her auf den Boden sehend, wo die kleinen zertupften Resedablüten lagen. Sie sprach von ihrer Liebe zu Lothar. Sie erzählte von ihrem Fluchtversuch, und wie Annemarie sie zurückgebracht.

„Annemarie, wer ist das?“ Es war das erste Wort, das er bisher eingeworfen.

„Ach so, du weißt auch nicht ihren Namen. Es ist Fräulein. Aber jetzt heißt sie Annemarie.“

Sie erzählte, wie die Flut der Sehnsucht höher, immer höher gestiegen sei, bis sie zu ertrinken drohte, bis sie ihn — den anderen — herrief. Sie verschwieg nichts, verschönte nichts und ließ nichts aus.

Und als sie fertig war mit ihrem Geständnis, sprang sie auf, blieb aber am Stuhl stehen und fragte leise, fast gleichgültig: „Willst du mich trotzdem noch?“

Er war bleich geworden und hielt wie in übernatürlicher Anstrengung die Augen geschlossen. Die Hände hatte er fest um den Stuhl gekrampft. „Ja,“ sagte er nach einer langen Pause. Und wie um sich zu kräftigen, wiederholte er laut: „Ja.“ Und nun blickte

er sie an, und als er sie so scheu und fluchtbereit dastehen sah — er hatte sie nie so gesehen und fand sie hübscher als jemals —, sprang er auf und eilte zu ihr.

„Ich bin schwach,“ flüsterte sie, sich an ihn lehrend. „Halte mich, daß ich wieder stark werde.“

Er zog sie an sich.

„Du kannst mich ruhig küssen,“ sagte sie. „Das andere ist vorbei. Ja, es ist vorbei.“

Er ließ sie los und trat zurück. Ein bitterer Zug überflog sein Gesicht. „Weil er dich nicht wollte!“

„Ja,“ sagte sie ruhig. „Aber so ist das Leben. So sind wir Frauen. Du liebst mich ja aber. So denke doch wie — ist es nicht Mignon? — denke: Wenn ich dich liebe — was geht's dich an?“

Er sah sie verblüfft an. „Das sagt nicht die holde Mignon, sondern die dreiste Philine.“

„Nun ja —“

„Das ist ein großer Unterschied, liebes Kind.“ Der Philologe in ihm war erwacht. Sie merkte: er fühlte sich ihr plötzlich überlegen. In belehrendem Ton, als stünde er auf dem Ratheder, fuhr er fort: „Es ist ein gänzlich unmoralischer Spruch und hat einen ganz anderen Sinn, als den du ihm jetzt beilegst. Er ist das Resultat einer egoistischen Weltanschauung.“

„Bist du nicht auch ein Egoist?“

„Ich?“

„Ja. Willst du mich nicht mitsamt meiner Vergangenheit? Du verlangst ein bißchen viel. Begnüge dich doch mit der Zukunft.“

„Mit der Zukunft —“ sagte er und sah sie fast lauernd an. „Ja, ja, das ist alles schön und gut. Aber —“

Thea begriff, was er meinte. Der gute Henning war nicht so schwer zu begreifen. In ihm kämpfte ein jäh erwachtes Mißtrauen mit der Verlegenheit, wie er es äußern könne. Und als Thea ihn ganz und gar begriff, ging sie von ihm fort zum Fenster und sagte: „Also lebe wohl!“

Er fuhr auf. „Thea, was soll das?“

Sie schwieg und sah zum Fenster hinaus.

Er trat zu ihr. „Thea, du bist mir Rechenschaft schuldig.“

Langsam drehte sie sich um. „Nein, mein Lieber, du irrst. Ich bin dir nichts mehr schuldig. Jetzt nicht mehr . . . Aber nun geh und bleibe nicht, bis ein böses Wort fällt, das uns beiden leid tut. Wir wollen in Freundschaft auseinandergehen, nicht wahr?“

„So war das nicht gemeint,“ stammelte er verwirrt.

„Doch. So ist es gemeint,“ beharrte sie. „Ich sah es dir an: Du gingst in Gedanken von

mir fort, da du mir nicht traust. Geh nun auch in Wirklichkeit.“ Als er noch zögerte, setzte sie lächelnd hinzu: „Nicht wahr? Es wäre dir lieber gewesen, wenn ich dies alles nicht gesagt hätte?“

„Ja,“ sagte er schnell, wie aufatmend bei dem Gedanken an diese Möglichkeit.

„Siehst du? Und das ist es gerade, was uns nun trennt. Begreifst du das nicht?“

Nach einer Weile nickte er. „Ich konnte nicht anders. Verzeih!“ Er ging langsam zur Türe.

Als er schon die Hand auf der Klinke hatte, wandte er sich noch einmal um: „Ich glaube, ich hätte dich dennoch immer lieb gehabt.“

Und der Blick, mit dem er sie streifte, hatte wieder das Demütige und Schüchterne des früheren Henning.

Thea ging schnell zu ihm und gab ihm die Hand. „Du hast es gut mit mir gemeint, ja, und es tut mir von Herzen leid, daß ich nun so viel Unruhe in dein Leben gebracht habe.“

„Nein, nein,“ stotterte er.

„Hab Dank!“ Aber als sie merkte, daß er sich niederbeugte, um ihre Hand zu küssen, ging sie schnell von ihm fort zum Fenster und sah hinaus. Sie wandte sich auch nicht um, als sie die Türe zufallen hörte.

Nach einer langen, langen Zeit sah sie ihn unten aus dem Hause treten und den Platz

überqueren. Zwei junge Leute, die ihm begegneten, grüßten ihn. Wahrscheinlich waren es Schüler. Er erwiderte den Gruß nicht. Sie sah, wie die beiden sich nach ihm umdrehten.

Er tat ihr leid. Fast empfand sie zum ersten Male etwas wie Liebe für den stillen, bescheidenen Mann.

„Armer Kerl,“ sagte sie leise. Wie damals am Verlobungstag.

Das letzte Mal

Der Mondschein glitt durch die hohen schmalen Fenster. Er füllte das ganze Zimmer mit seinem frommen Glanz. Ein blausilberner Schleier lag auf den Wänden, dem Boden, den Möbeln und über Hermann Görke, der in einem alten Polsterstuhl hockte. Sein junges Gesicht sah fahl und eingefallen aus.

Er saß leblos, wie abgestorben, den Kopf tief auf die Brust gesenkt.

Im ganzen Hause war kein Laut zu hören. Alle schliefen. Vater und Mutter waren fort, auf einem Geburtstagsfest bei Konsuls. Er war der einzige Wachende in dem alten Hause.

Auch die Straße draußen und der Fluß schliefen. Kein Dampf meldete sich. Keine Menschenstimme klang herüber. Alles war eingeschlafen oder tot.

Schlafen können — das müßte herrlich sein. Es war schon so lange her, daß Hermann eine Nacht ruhig geschlafen hatte. Schlafen, bis alles vorüber war, — welch köstlicher Gedanke. Hermann erhob sich. Nein nicht schlafen — wachen, leben, leben!

Er ging zur Türe. Leise drückte er auf die Klinke; leise, mit unendlicher Vorsicht öffnete er sie. Alles war still.

Hermann streifte die Hausschuhe von den Füßen und ging langsam auf den Flur. Als er den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, zögerte er und blieb eine Weile stehen. Ihn fröstelte, und er wußte wohl, daß das kalte Nieseln vom Nacken her über den Rücken nicht nur von der Kälte der Octobernacht kam. Er nahm sich zusammen: Bah, es war ja das letzte Mal! Schnell eilte er die Stufen hinunter.

Auf dem Treppenabsatz hielt er wieder inne. Das dort war Fräuleins Zimmer. Er schlich an die Türe und lauschte. Er lächelte. Er glaubte ihre tiefen, ruhigen Atemzüge zu vernehmen. Was für ein bequemes Liebchen hätte er da gehabt, wenn er heute auf dem Turm nicht so dumm gewesen wäre.

Er richtete sich wieder auf. Was für ein verrückter Gedanke war das? Er liebte sie doch und lief doch eigentlich ihretwegen fort, weil er nicht mehr die Stube ansehen mochte, durch die sie gegangen, und nicht die Menschen, die sie ausgenutzt hatten.

Wenn ihn einer hier entdeckte!

Schnell huschte er die zweite Treppe hinunter.

Sein Herz schlug laut, daß er es zu hören

meinte. Sein Blut brauste im Kopf, daß es ihn zu sprengen drohte.

Die Thür zum Wohnzimmer knarrte und quietschte. Er hatte sie immer schon einölen wollen, aber er war nie dazu gekommen. Und nun — er mußte lachen — nun würde nichts mehr daraus werden.

So leise wie möglich schloß er sie wieder hinter sich. Es konnte doch sein, daß jemand die offene Thür sah und mißtrauisch wurde. Dabei fiel ihm ein, daß er sein Zimmer oben nicht geschlossen hatte, und er begann unruhig zu werden.

Sollte er noch einmal hinaufgehen? Unsinn. Das kostete zuviel Zeit — und wer weiß, ob er dann nochmal hinunter konnte!

Schnell ging er in das Schlafzimmer der Eltern. Die Türe stand halb offen.

Das Mondlicht, gedämpft durch die Stores, ließ immerhin die beiden breiten, weißen Betten nebeneinander erkennen. Auf einem Nachttisch blinkte etwas. Das mußte Vaters Uhrständer sein. Er faßte ihn an und stieß dabei an den Porzellanleuchter. Es klirrte laut und vernehmlich durch die Stille.

Er fuhr zusammen. Und wieder lachte er leise über seine Schreckhaftigkeit. Nein, es war wirklich kein Grund zum Entsetzen da.

Hermann ging um die Betten herum nach

der Ecke. Er kannte hier jeden Gegenstand und hätte auch mit verbundenen Augen den Weg gefunden. Dennoch ging er unsicher und tastete rechts und links mit den Händen.

Hier in der Ecke stand Vaters Schrank. In der oberen Schublade war Geld — das Geld, das Vater von der Bank abgeholt und für die Aussteuer und häusliche Ausgaben bereithielt. Die größeren Summen lagen in dem eisernen Schrank im Neufahrwasser Kontor. Ein großes Vermögen war hier nicht zu finden, aber genug, um einen nicht zu anspruchsvollen Menschen eine Weile über Wasser zu halten.

Nervös suchte er in den Taschen nach den Wachsstreichhölzern. Hatte er sie oben liegen lassen? Endlich fand er sie.

Er probierte eins an. Es brannte nicht. Vielleicht hatte er in der Hast auch zu kräftig angerieben, daß der Kopf abgebrochen war. Das Wachsstückchen fiel auf den Boden. Er erschrak. Wenn man es fände, — zum Teufel, das gäbe eine Geschichte! Er kniete nieder und tastete den Boden ab, bis er es auf dem Bettvorleger entdeckte. Beruhigt steckte er es in die Tasche.

Ein Wagen fuhr draußen über den Platz. Es mußte ein schwer beladener Wagen sein. Vielleicht ein Lastfuhrwerk, das vom Werder kam und zur Markthalle fuhr. Das ganze Haus schien zu zittern. Die Leuchter und der Uhr-

ständer klirren auf der Marmorplatte. Hermann schien es ein donnernder, ohrenbetäubender Lärm, der alle Schlafenden wecken und schrecken mußte.

In knieender Stellung, halb aufgerichtet, verharrte er, bis der Wagen weggerollt war und das Klirren — dies verdammte Klirren — aufhörte. Die Hände auf das Herz gepreßt, wartete er, was nun geschehen werde.

Als alles wieder still war, erhob er sich. Schnell entzündete er das Licht und öffnete die Schublade mit dem Schlüssel. Es war der Schlüssel seines eigenen Kleiderschranks. Beim Spiel als Schüler hatte er einmal zufällig entdeckt, daß er auch hierzu paßte. In diesen letzten Wochen war es ihm wieder eingefallen . . .

Langsam, mit unnatürlicher Ruhe öffnete er das Drahtkästchen und entnahm ihm die Scheine. Es war mehr, als er erwartet hatte. Das eine Bündel wollte er liegen lassen. Dann riß er es aber doch mit schnellem Ruck an sich und steckte es ein. Es war ja das letzte Mal.

Dann klappte er die Drahtkassette wieder zu, drückte die Schublade zurück und verschloß sie wieder.

Leise ging er hinaus.

Als er die Stubentür hinter sich geschlossen hatte, atmete er tief auf. Dann lief er, unbekümmert um das Krachen und Knarren der

Stufen, die Treppen empor in sein Zimmer, das von dem frommen, blauen Mondlicht erfüllt war.



Es war kalt, und Schnee lag in der Luft. Annemarie hatte schon die Winterfachen an und rieb sich die Ohren. Von der See blies ein steifer Nordwest in die Gassen.

Annemarie nahm Abschied von der Stadt, die sie zögernd betreten hatte und nun zögernd verließ. Heute nachmittag mußte sie noch beim Notar sein; mit dem Sechsuhrzug konnte sie dann wohl fort nach Berlin.

Sie ging in Ruhe durch die alten Gassen. Zum ersten Male ging sie gemächlich, ohne das schlechte Gewissen wie eine Kette hinter sich klirren zu hören. Sie hatte keinen Auftrag, und keinem würde es einfallen, sie zu fragen, wo sie wieder so schrecklich lange geblieben sei. — — Ach, was war sie doch für ein armes, abgebehtes Tier gewesen.

Herr van Steen — Rohlentkaufmann van Steen aus der Roepergasse — grüßte.

Sie blinzelte ihn vergnügt an. Er lächelte geschmeichelt und blieb stehen. „Nun, Fräuleinchen, auf dem Bummel?“

„Ja,“ sagte sie, „und heut geht's fort.“

„Also darum so fidel? Das sollte man aber doch feiern!“

„Warum nicht?“ Sie war doch neugierig, wie weit der dicke Herr gehen würde.

Er sah nach der Uhr. „Jetzt muß ich auf die Börse. Aber in einer Stunde, he? Wie wäre es?“

Sie schnitt ein unglückliches Gesicht. „Das ist aber furchtbar schade. Da kann ich nicht mehr.“

„Ja, Fräuleinchen, versuchen Sie man. Ich lasse den Sekt inzwischen kaltstellen. Es ist zwar sehr die Frage, ob er angesichts von so viel Reizen nicht warm wird.“ Er lachte dröhnend über seinen altbewährten Witz.

„Wie schade, Herr van Steen. In einer Stunde erwarte ich schon meinen Bräutigam.“

„Den Bräutigam? Ach so? Wer ist denn der Glückliche?“

„Das ist noch tiefes Geheimnis, Herr van Steen. Er weiß es selbst noch nicht genau.“ Annemarie lachte ihm ins Gesicht und lief davon, übermütig wie ein Füllen.

Herr van Steen blickte ihr kopfschüttelnd nach.

Annemarie blieb in jedem Tor stehen und hielt vor jedem alten Haus und vor jeder Kirche. Je länger sie wanderte, desto vertrauter und lieber wurde ihr alles.

Sie entdeckte steife, düstere Türme von der Farbe geronnenen Blutes. Sie entdeckte Giebelbetrönungen, die wie Spitzengewebe waren, kleine grasbewachsene Plätze und alte Häuser geschmückt mit goldenen Cäsarentöpfen, und

auf der obersten Spitze der Giebel saß hier und da allerlei Getier als Windzeichen: Schildkröten oder Vögel mit ausgespreizten Flügeln. Sie entdeckte kleine blanke Häuschen mit schmalen schnurgeraden Grachten. Sie studierte die Steinreliefs an den Balustraden der Vorbauten: Jakob stieg auf der Himmelsleiter empor . . . eine dicke, nackte Venus spiegelte sich in einem runden Spiegel . . . Sie fuhr mit der Hand über die Löwenköpfe der Wasserspeier und schlich sich, wo eines der alten Häuser offen stand, in den Flur. Und einmal kletterte sie eine gewundene Holzstiege empor zu einer Galerie, auf der mächtige, tiefgeschnitzte Schränke und eisenbeschlagene Truhen standen. Am Ende verirrte sie sich sogar zwischen die Speicher. Die trugen wunderliche Namen: es gab einen Goldenen Pelikan, einen Adebar, einen Patriarchen Jakob, eine Graue Gans, einen Walfisch, eine Milchmagd, eine Vesta. Dann stand sie an der Fähre, die über den Fluß zum Krantor hinüberschwamm. Und fuhr hinüber inmitten hochender Lastträger und ängstlicher Hausfrauen. Der Fährmann warf eine kurze eiserne Kette um den Strick und zog vornübergebeugt. Ein kleiner froschgrüner Dampfer mußte warten und vertrieb sich die Zeit mit Pfeifen.

Als sie ausstieg, zögerte sie, ob sie geradeaus in die Breitgasse gehen oder rechts zum Görke-

schen Hause abbiegen sollte. Eigentlich hatte sie direkt zum Notar auf den Kohlenmarkt gehen wollen, wohin sie um drei Uhr bestellt war. Es war noch fast eine Stunde Zeit, und sie hätte gut noch herumbummeln können, eine der Kirchen besichtigen oder im „Danziger Lachs“ ein echtes Schnäpschen trinken, — der Oktoberwind blies tüchtig, und es hätte gut getan.

Da dachte sie wieder an Herrn van Steen. Jetzt war er auf der Börse, der biedere Bürger, und brauchte keinen Sekt kaltstellen zu lassen für Görkes Fräulein. Dabei fiel ihr ein, daß er sie ja mal eingeladen hatte, seinem Fräulein Gesellschaft zu leisten.

Sie machte sich auf den Weg zur Roepergasse. An einem dunkeln Haus der dunklen Gasse stand der Name „van Steen“ auf einem großen Porzellan Schild.

Auf ihr Klingeln wurde ihr nicht geöffnet. Da die Haustüre offen stand, trat sie ein. Eine Treppe führte aus dem weiten Flur nach oben.

Annemarie ging zögernd empor. Als sie auf der halben Treppe war, kam jemand aus der Türe und lief die Treppe herunter ihr entgegen. Annemarie erkannte das brünette Mädchen, das einmal bei Görkes eine Bestellung von van Steens ausgerichtet hatte.

„Ist Fräulein oben?“ fragte Annemarie.

„Fräulein?“ Das Mädchen blieb stehen und lachte. „Nein, Fräulein ist nicht mehr da.“

„Warum lachen Sie?“ sagte Annemarie.

„Ich lach' nur über unsern Herrn. Sein Gesicht hätten Sie sehen sollen, als Fräulein sich bei der Gnädigen über ihn beschwerte.“ Und im Flüsterton setzte sie, nach oben schielend, hinzu: „Ihnen kann ich's ja sagen. Sie sind doch selbst Fräuleinchen. Sie wissen ja, wie das ist. Er ist zudringlich geworden.“

Annemarie trat etwas zurück. „Und nun ist sie fort?“

„Natürlich hat die Gnädige sie 'rausgeschmissen. Den Alten kann sie doch nicht gut 'rauschmeißen.“

„Natürlich,“ sagte Annemarie und ging ohne ein Wort des Abschieds fort. Mit äußerster Vorsicht faßte sie das Geländer der Treppe und die Klinke der Haustüre an. Alles kam ihr schmutzig, klebrig und widerlich vor. Also so was gab es auch... So was gab es auch...

Schade, daß sie van Steen nicht noch sah! Sie hätte dem lebenswürdigen alten Herrn gern noch eine Liebenswürdigkeit geschenkt.

Es fröstelte sie. Sie wollte ihre Sachen zum Bahnhof bringen, um vom Notar aus frei zu sein und dann nicht mehr ins Görtesche Haus zurückzumüssen. Und jetzt, wo sie an das Görtesche Haus dachte, kam wieder die alte

Unruhe über sie. Ohne daß sie es wußte, war Annemarie wieder für eine Weile „Fräulein“.

Sie ging schnell, wie sie sonst auf ihren Bestelgängen ging, schalt sich deswegen und mäßigte ihren Schritt dennoch nicht. Stak ihr das Gefühl, angestellt zu sein und keine eigene Zeit zu haben, doch noch so im Blut? Warum war sie nicht frei davon? Würde sie nie davon frei werden können, wie man sich nicht von einer Tätowierung befreien kann?

Als sie im Görteschen Hause ankam, merkte sie gleich, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Das ruhige Gleichmaß aller Handlungen, die alle nach der Uhr geregelt waren, schien plötzlich einem Durcheinander gewichen. Sie hörte hastiges Hin- und Herlaufen, Türenzuschlagen, des alten Görte harte, ein wenig knarrende Stimme — wütende Worte, das Kreischen des Mädchens und dazwischen das Jammern von Frau Görte.

Was war geschehen? Die Stubentüre stand sperrweit auf, obwohl man schon geheizt hatte.

Als sie die Treppe nach oben ging, begegnete ihr das Dienstmädchen. „Jetzt sind sie bei Ihnen, Fräuleinchen,“ sagte sie mit schlecht verhehlter Schadenfreude.

„Wer?“ fragte Annemarie, ohne die Antwort abzuwarten.

Auch die Türe zu ihrem Zimmer stand auf,

und sie sah eine Anzahl Menschen, darunter einen Uniformierten dort stehen; nun erkannte sie: es war ein Schuzmann.

„Was geschieht hier?“ fragte sie erregt.

„Ach Gott, nun ist sie doch da,“ sagte Frau Görke und rang die Hände.

„Das ist abscheulich, Vater,“ sagte Thea.

„Ruhe!“ donnerte Julius Görke.

Der Schuzmann wühlte in Annemaries Koffer, der offen stand. All ihre mühsam gepackten Sachen lagen zerstreut auf dem Fußboden: die Kleider, die Wäschestücke, die Schachteln, die Bücher.

„Was fällt Ihnen ein?“ fragte Annemarie.

Der Schuzmann sah sie finster und durchbohrend an. „Sind Sie das Fräulein hier?“

„Ich heiße Annemarie Tessmer,“ antwortete sie. „Wie kommen Sie dazu?“

Der Schuzmann war auf den Boden des Koffers gelangt. „Es ist nichts mehr drinnen,“ sagte er zu Julius Görke. „Soll ich nachsehen, ob der Koffer doppelten Boden hat?“

Annemarie trat dazwischen und nahm ihm den Koffer weg. „Wer hat Ihnen das Recht hierzu gegeben?“

„Das Recht?“ echote der Schuzmann. „Hoho, das Recht? Das ist doch augenscheinlich, hoho.“

Minna Görke schluchzte. „Es ist doch, weil das Geld fehlt, das Geld aus der Schublade —“

„— und weil es nur einer aus dem Hause genommen haben kann,“ vollendete der Hausherr. „Und weil es zum mindesten auffällig ist, daß Sie gerade jetzt fort wollen.“

Annemarie war erblaßt. „Ach so,“ sagte sie langsam. „Also kann nur ich es genommen haben. Natürlich. Da müssen Sie ja bei mir nachsehen.“

Ihre Ruhe verblüffte alle.

Der Schutzmann schrieb etwas in sein Notizbuch. Julius Görke strich nervös und verlegen über sein Gesicht. Frau Görke schluchzte in ihr Taschentuch: „Aber es wird ja wohl nicht sein, und dann ist es ja gut, Fräulein.“

„Ja, dann ist es gut,“ sagte Annemarie. Sie wollte lachen, aber sie brachte nichts heraus.

Plötzlich sank sie in die Kniee und weinte, und da sie ihr Taschentuch nicht fand, wischte sie mit einem Wäschestück, das neben ihr lag, die Tränen fort.

Der Schutzmann sah Julius Görke an, als warte er nur auf einen Wink, um auf die Verbrecherin zuzustürzen und sie zu verhaften. Denn es war doch augenscheinlich, hoch, augenscheinlich!

Aber Julius Görke winkte ihm ärgerlich ab und verließ das Zimmer.

„Das war abscheulich, Vater,“ sagte Thea.

Als Annemarie aufblickte, waren alle fort. Nur Thea kniete neben ihr und hielt sie umfaßt. „Er muß alles wieder gut machen,“ sagte sie.

„Glaube es mir, Annemarie, er muß alles wieder gut machen.“

Einen Augenblick hatten die beiden Mädchen mitten im Wirrwarr der Wäschestücke, der Bücher und Kleider stumm nebeneinander. Plötzlich fragte Annemarie: „Warum weinst du auch, Thea?“

„Ich weine ja gar nicht, Annemarie.“

„Doch, du weinst,“ — und sie mußten durch ihre Tränen hindurch über die seltsame Situation lachen.

Thea hob sie empor. „Ich hätte mir den Abschied so schön gedacht. Und nun kam dies.“

„Aber dies war ja noch gar nicht der Abschied,“ tröstete Annemarie, und sie kniete kopfschüttelnd nieder und begann die auseinandergeworfenen Sachen wieder einzupacken.

Plötzlich fuhr sie auf. „Wo ist dein Bruder?“ fragte sie voll Angst.

„Hermann? Ich weiß nicht.“

„Oh, paß auf ihn auf! Ich habe Angst um ihn.“

„Aber warum?“

„Ich habe Angst um ihn.“ Annemarie sah die Szene im nächtlichen Garten in Zoppot und sah Casar Justiz wieder vor sich.



Eine Stunde später traf Annemarie Hermann vor der Wohnung des Notars.

„Ich gratuliere,“ sagte Hermann. „Nicht wahr, Sie haben doch heute Geburtstag?“

„Haben Sie es behalten?“

„Freilich.“

„Es ist gut, daß wir uns treffen —“

„Ja, Sie wollen ja heute fort von uns.“

„Nicht deswegen.“ Sie sah ihn scharf an. „Wissen Sie schon, was mir heute passiert ist?“

„Ich komme eben aus Langfuhr. Ich weiß nichts.“

Annemarie erzählte. Hermann kratzte mit dem Spazierstock auf dem Steinpflaster herum und sah zu Boden. „Vater sieht Gespenster,“ sagte er undeutlich. Es kostete ihm sichtlich Anstrengung, auch nur diese wenigen Worte zu sagen.

Es schlug drei.

„Ich glaube, es ist Zeit.“

Sie gingen nach oben und traten einzeln ein. Das Ehepaar Görte stand schon an einem Fenster mit Liedemanns, Brandstätters und den Tanten. Thea trat zu Annemarie. Alle blickten forschend auf sie. Liedemann rauchte eine große Zigarre und stieß große Wolken hervor. Seine Frau patzte ihm von Zeit zu Zeit auf den Rücken. „Sei nur ruhig, Männe.“ Er räusperte sich dann jedesmal energisch und blickte auf Julius Görte, als wolle er ihn zu einer entscheidenden Äußerung veranlassen.

Dore Franzius knöpfte nervös ihre Handschuhe auf und zu und fragte Hermann irgend etwas Gleichgültiges. Frau Görke stand unglücklich wie ein verregnetes Huhn.

Tante Berta blickte boshaft von Görkes zu Annemarie, als wolle sie sagen: „Das habe ich kommen sehen. Warum habt ihr nicht auf mich gehört?“ Tante Eine rang ihre großen Fuhrmannshände und sah gänzlich hilflos im Raum umher; wenn sie Annemarie streifte, bekam ihr Blick etwas Vorwurfsvolles.

Baurat Brandstätter sah streng zu Annemarie herüber. Offenbar hatte er einen Verweis auf der Zunge, den er nicht hervorbrachte.

Julius Görke ging von Zeit zu Zeit zum Bureauvorsteher und fragte ihn flüsternd, aber so, daß es jeder verstehen konnte: „Ist's endlich so weit?“ Annemarie existierte für ihn anscheinend nicht.

Annemarie dachte daran, daß er sich noch nicht entschuldigt habe. Sie drückte Theas Hand fest. Thea tat ihr wohl; sie war das einzige Freundschaftliche in diesem ganzen Raum, der von einer Atmosphäre der Feindseligkeit und des Argwohns erfüllt war.

Der Notar kam und las aus der leztwilligen Verfügung des Oberlehrers Otto Sanders vor. Der Notar war ein eleganter, noch recht jugendlicher Herr. Sein Taschentuch war parfümiert,

und sein Atem noch beim Sprechen nach ägyptischen Zigaretten.

Reiner hörte recht zu, bis er an die entscheidende Stelle kam: „So vermache ich denn mein gesamtes Vermögen und meine Möbel je zur Hälfte meinem Neffen Hermann Görke und Fräulein Annemarie Tessler. Beide gehören zu denen, denen man helfen muß.

„Fräulein Annemarie Tessler soll sich freimachen, so gut man sich mit Geld freimachen kann. Sich und andere. Sie ist die einzige, die hier ihres geraden Weges wohl bewußt ist.

„Ich danke ihr für den Segen der Güte und Lieblichkeit, mit der sie mich alten Mann begnadet hat: So ist doch zu guter Letzt noch ein Streifen Sonne auf meinen Weg gefallen. Wie sollte ich ihr dafür nicht dankbar sein?

„Ich hoffe, daß sie vernünftig genug ist, das Geld von ihrem alten Freunde anzunehmen, der ihr für ihre Güte gerne anders gedankt hätte und nicht mehr anders danken kann als mit Geld.

„Der Notar ist angewiesen, für die sofortige Ründigung meines im Geschäft meines Schwagers Julius Görke stehenden Anteils zu sorgen.“

Es folgten noch einige Worte für Hermann und Anweisungen über kleine Nebenlegate. Aber keiner hörte mehr zu. Thea drückte Annemaries Hand. Die übrige Familie steckte erregt die Köpfe zusammen und drehte dem Notar den Rücken.

Der Notar las, ohne sich zu unterbrechen, mit einem ganz leichten Lächeln zu Ende: er war Ähnliches aus seiner Praxis schon gewohnt, so jung er auch noch war.

Als alles vorüber war, trat Julius Görke auf Annemarie zu: „Nehmen Sie das an?“ fragte er. Und seine kalten Fuchsaugen bohrten sich fest in ihre.

„Das Geld?“ fragte Annemarie, noch ganz überwältigt. „Was soll ich mit Geld anfangen? Mit so viel Geld?“

„Also Sie verzichten?“ sagte Görke lauernd.

Wie aus weiter Ferne hörte Annemarie die Stimme des Notars: „Bitte, unterschreiben.“ Der Notar gab seine Feder zuerst Annemarie. Sie unterschrieb.

„Nun gestatten Sie mir, zu gratulieren,“ sagte der Notar vergnügt. „Es ist doch ein hübsches Vermögen.“

Jetzt erst begriff Annemarie alles. Und ihr erster Gedanke war: Lothar! und wie sie ihm jetzt helfen konnte, sie, die jetzt nicht mit leeren Händen zu ihm kam. Sie sah nach der Uhr. „Nun ist es aber höchste Zeit.“

„Wir nehmen einen Wagen nach Hause,“ sagte Thea. „Er kann ja gleich auf dich warten. Du bist ja jetzt reich. Und ich begleite dich natürlich zum Bahnhof.“ Sie gingen schnell hinaus — an Hermann vorbei, ohne ihn zu sehen.

Hermann stand draußen im Schatten des Vorflurs. Verzweifelt starrte er vor sich hin. Er spürte, wie ihm Schweiß die Schläfe herabrann in den Kragen hinein. Es war alles unnötig gewesen heute nacht . . .

Die Familie ging vorbei, heftig diskutierend. Hermann hörte immer nur den einen Satz: „Man muß es doch anfechten können, die Familie muß es doch anfechten können, wir müssen es Julius sagen.“

Nun waren sie hinaus, Gott sei Dank. Und wieder zeichnete Hermann mit dem Spazierstock Linien auf den Boden, wie vorhin, als Annemarie ihn gefragt hatte . . .

Was tue ich nun? Was tue ich nun?

Ein schneller Schritt klang von innen. Die Glastür flog auf. Der Vater kam. Er war schon halb vorbei, als er ihn erkannte.

„Ah, der Erbe,“ sagte er höhniisch. „Nun, fühlst du dich dementsprechend?“

Hermann raffte sich zusammen und schwang das Stöckchen. „Das kannst du dir wohl denken, Vater, haha.“ Er konnte wirklich lachen . . .

„Ich will nach Neufahrwasser hinaus. Kommst du mit?“

Hermann nickte. Er mochte ihm jetzt nichts abschlagen. Er war auch gar nicht fähig dazu. Er fühlte nur zu deutlich, daß er ohne Willen war. Er dachte immer nur das eine: Es war alles unnötig gewesen heute nacht . . .

„Du siehst aber nicht besonders aus, Junge. Der freudige Schreck sitzt dir wohl in den Gliedern, haha.“

„Haha, ja, wahrhaftig, Vater. Der freudige Schreck.“ Hermann sah totenblaß aus.

Vater schien guter Laune. Er sprach von allem, nur nicht vom Testament und dem Geld. Er bot Hermann sogar eine seiner guten Zigarren an.

Allmählich wurde Hermann ruhiger. Dies war ja auch sein Abschiedstag. Morgen ging es fort in die Welt: er hatte schon einen Platz auf der „Marie Lübbek“ gemietet, die morgen nach Christiania fuhr. Erst würde er sich die Welt ansehen, die Welt. Nun war er ja reich. Nun konnte er es mit gutem Gewissen tun. — — Mit gutem Gewissen? Er lachte plötzlich laut heraus.

Der Vater sah ihn verwundert an, sagte aber nichts.

Nun stiegen sie in Neufahrwasser aus und gingen ins Kontor.

„Geh nur ins Privatkontor voraus und gieß dir einen Kurfürsten ein.“

„Dank, Vater.“

Die Angestellten grüßten ihn, als er die Reihen durchschritt. Er nickte ruhig.

Als er aber im Privatkontor des Vaters war, überfiel ihn plötzlich eine wilde Angst. Warum war Vater so freundlich? Nie hatte er ihn hier hereingelassen. Er wagte nicht, an das

Spindchen zu gehen, wo die Schnäpse standen. Er zitterte am ganzen Körper, als er auf der Milchglascheibe einen Schatten sah, der vom Vater sein konnte.

Die Tür ging auf. Der alte Buchhalter trat ein. „Ach, Sie sind es, junger Herr? Gratuliere. Habe schon gehört.“

„Danke, Herr Krüger.“

Der Buchhalter legte einen Stoß Papiere auf das Schreibpult.

„Ich werde nun gehen müssen,“ sagte Hermann, und er spürte, wie seine Zunge seltsam zitterte.

Er setzte den Hut wieder auf und nahm den Stod. Er mußte hinaus — in die frische Seeluft, die draußen wehte, vielleicht auf die Mole. Hier in dem engen Gemach erstickte man ja.

In diesem Augenblick aber kam der Vater zurück. „Du wolltest doch nicht schon wieder gehen?“ fragte er — übertrieben freundlich, wie es Hermann schien. „Haha, und du hast dir noch nicht einmal getraut, an das Schnapsspindchen zu gehen, an das Allerheiligste. Ist Ihr Sohn auch so schüchtern, Krüger?“

Krüger lachte etwas und ging.

Nun waren sie allein. Hermann setzte sich. Julius Görke ging an den Kassenschrank und öffnete ihn. „Gut, daß er fester verschließbar ist als meine Schublade zu Hause, nicht wahr?“

Hermann ertrug es nicht länger. „Willst du etwas von mir, Vater?“

Der Vater tat, als ob er nichts gehört hätte. „Fühlst du dich nicht wohl?“ fragte er nach einer Weile. „Du solltest mehr spazieren gehen.“

„Ja, Vater,“ sagte Hermann glücklich und stand auf.

Julius Görke las in den Papieren. Man hörte: „1750 Mark“. Er blätterte in seiner Briefftasche. „Kannst du mir vielleicht einen Fünfundzwanzigmarkschein leihen? Dann will ich dich nicht länger aufhalten.“

Hermann hörte nur, daß er gleich gehen konnte, und riß sein Portemonnaie aus der Tasche. „Hier, Vater.“

Julius Görke nahm den Schein und trug ihn zum Kassenschrant. Aber mitten auf dem Weg hielt er inne: Der Schein hatte an der unteren linken Ecke das winzige Kreuz, mit dem er seine Papiere zu Hause gezeichnet . . .

Hermann sah, wie der Vater zur Glastüre ging und sie verschloß.

Er hatte das Portemonnaie noch in der Hand und versuchte es zu schließen. Es war so merkwürdig schwer zu schließen . . . Er konnte es nicht verhindern, daß ein paar Geldstücke herausrollten.

Der Vater stand vor ihm und startete ihn an. Den Schein hatte er noch in der Hand.

Hermann stand, durch den Tisch getrennt,

ihm gegenüber. Was Vater nur für ein sonderbares Gesicht machte! Hermann versuchte höhnisch zu lächeln. Aber es kam nur eine Grimasse zustande.

„Wo hast du den Schein her?“ fragte Vater leise. Er zischte fast.

„Den Schein?“ sagte Hermann. „Ach so, den Schein, habaha —“

„Lach nicht!“ brüllte Julius Görke jäh auf.

Hermann fühlte sich plötzlich ganz ruhig. Sein Gehirn arbeitete mit unerhörter Konzentration. Er weiß, daß ich das Geld genommen habe, dachte er, — ich muß hinaus. Und er dachte nichts anderes. Er maß den Abstand bis zur Türe. Der Schlüssel stat noch drin.

„Du bist ein Dieb!“ brüllte Görke. „Du wirst ins Gefängnis dafür kommen.“

Nein, dachte Hermann. Dahin komme ich nicht; es gibt noch einen anderen Ausweg — noch einen anderen. „Sprich nicht so laut,“ sagte er nur.

„Ich werde noch viel lauter reden. Ich werde es allen Herren im Kontor sagen, daß du ein Dieb bist, und morgen wird es ganz Danzig wissen, daß mein Sohn ein Dieb ist.“

„Es ist wohl besser, Vater, daß du die Familie nicht kompromittierst,“ sagte Hermann mit der gleichen unnatürlichen Ruhe. „Ich kann dir ja jetzt alles ersetzen und reise fort. Ich ver-

spreche dir, daß ihr mich nicht mehr zu sehen bekommen werdet.“

„Das könnte dir so passen,“ höhnte der Vater. „Nein, erst muß der Dieb seine Strafe haben, nach Recht und Gesetz. Dann kann er gehen, wohin er will.“

„Hast du mich nicht dazu gebracht?“ Hermann sah dem Vater in die Augen.

„Ich? Ich?“ Julius Görke griff nach dem großen Hauptbuch auf dem Tisch, als wolle er damit auf den Sohn einschlagen.

In diesem Augenblick stürzte Hermann zur Türe. Er schloß sie auf und stürmte hinaus.

Hinter sich hörte er die gellende Stimme des Vaters. „Haltet ihn! Laßt ihn nicht los!“

Hermann lief dem Flusse zu. Die Fähre kam gerade an. Er steckte dem Fährmann Geld in die Hand und kam bald auf die andere Seite.

Ohne sich umzusehen, lief er auf die Mole zu.

Es wehte ein scharfer, eisiger Wind, der die ersten Schneekörnchen mit sich trug und ihm ins Gesicht schlug. Hermann spürte es nicht. Er war wie von Glut überströmt.

Einen Augenblick mußte er stehen bleiben, da sein Herz zu stark schlug. Als er sich umblickte, sah er, daß der Vater und ein paar Herren auf seinem Ufer waren und andere anriefen und heftig winkten. Er sah, daß sie ihn verfolgten, und bemerkte einen Matrosen unter ihnen. Das

Wehen des blauen Mühenbandes war deutlich zu sehen.

Hermann drückte fest auf sein Herz und lief über die großen Quadersteine, in deren Fugen und Rissen Wasser stand. Einmal wäre er fast an dem runden Rand abgerutscht in das seichte Wasser hinein.

Er erschrak und lief nun in der Mitte. Schnurgerade in der Mitte. Er lief wie auf festen, geraden Bohlen. Sein Hut war längst herabgefallen. Er spürte, wie seine Haare durchnäßt waren.

„Halt! Halt!“ hörte er hinter sich die heisere Stimme des Matrosen.

Nun war er am Leuchtturm, an den Granitstufen sich haltend bog er um die Spitze der Mole. Einen Augenblick dachte er, daß er hier einmal mit Fräulein gefessen hatte . . . die nun Fräulein Annemarie Tessmer hieß und bald Lothars Frau würde . . .

Das Häuflein der Verfolger kam näher. Voran der Matrose. Sie gestikulierten heftig mit den Armen und schriegen etwas, das er nicht verstand.

Ohne zu zögern, lief Hermann in die heranstürmenden eisigen Wellen, die ihn über und über bespritzten, und sprang dann mit einem Satz in die Flut.

In raschen Stößen schwamm er hinaus. Er

spürte eine ungeahnte Kraft in sich und ward ihrer fast froh bewußt. Aber als sich Mantel und Kleider mehr und mehr mit Wasser vollsogen, erlahmten seine Arme.

Als er merkte, daß die Kräfte ihn verließen, warf er sich hintenüber und schloß die Augen. „Sibylle,“ sagte er noch einmal.

Eine hohe schwarze Welle packte ihn, riß ihn hoch empor und wirbelte ihn hinab.

Mitten auf der Mole stand Julius Görke. „Er ist krank,“ sagte er immer wieder. „Er ist krank. Man kann ihn doch nicht dahineinlaufen lassen. Ich zahle, was ihr wollt, was ihr wollt!“

Der alte Krüger stützte den Chef, der plötzlich merkwürdig schwach und schwer wurde und der die Augen unnatürlich aufgerissen hielt.

Als Julius Görke seinen Sohn einen Augenblick auf der Welle treiben sah, schrie er auf und sank vornüber auf die Steinmole. An allen Gliedern zitternd, versuchte Krüger den Chef emporzuzerren. Es glückte ihm nicht.

Eine Möwe schoß jubelnd und schreiend in den Wind hinaus, der zum Sturm anwuchs. Eine Weile stand sie über den schäumenden Wellen still, und es schien, als ob sie über Hermanns Grab klagend kreischte. Dann flatterte sie fort in das Schneegestöber hinein.

Ausklang

Annemarie saß am Fenster — Annemarie, die einmal „Fräulein“ gewesen war und nun Frau Franzius hieß.

Die Elektrischen donnerten drunten vorüber. In der schmalen Allee mit den kleinen, kümmerlichen Bäumchen, deren Kronen jetzt mitten im Sommer schon braune Spitzen zeigten, spielten Kinder um einen Sandhaufen. Drüben standen himmelhohe Häuser mit angeklebten Balkons und Erkern und dicken Stuckverzierungen.

Es war kein schöner Blick von diesem Platz; aber wenn sie das Fenster öffnete und sich hinausbeugte, sah sie zur Rechten das Rathaus, wo ihr Mann arbeitete und Pläne für das Volksbad eines Arbeitervorortes von Berlin zeichnete.

Und als die Uhr vom Rathaus schlug, nüchtern, klar, sachlich, ohne musikalisches Rankenwerk und ohne den Patinaglanz alter, ehrwürdiger Choräle, war es für Annemarie dennoch ein Klang, der das Herz schneller schlagen ließ, daß ihr die Arbeit aus den Händen glitt: Jetzt kam Lothar heim!

Sie öffnete das Fenster und sah hinaus. Die Kinder verliefen sich nach Hause. Die Elektrischen kamen vollgestopft und verschwanden. Wenige Minuten lang war die Straße von Menschen überschwemmt; dann verlief die Flut in die vielen Kanäle der inneren Stadt. Die Straße war wieder leer, kahl, nüchtern, wie der Strand bei Ebbe.

Annemarie zog ein Taschentuch und winkte hinaus. Da um die Ecke bog ihr Mann. Sie sah, daß er dem Briefträger begegnete und etwas abnahm. Und nun klingelte es, und er kam.

„Ich bringe was mit. Nate.“

Aber Annemarie ließ sich nicht darauf ein: Sie untersuchte seine Tasche. Es war ein Brief mit dem Poststempel Danzig. „Thea schreibt!“

Und noch im Stehen las Annemarie Theas Brief, der in dem krausen Durcheinander der Buchstaben so gut Theas Seele widerspiegelte:

„Liebe Annemarie!

Jetzt ist unser Umzug beendet, und ich kann wieder schreiben. Wir wohnen in dem kleinen Haus an der Promenade, nicht weit vom Hauptbahnhof. Wir hörten, wenigstens zu Anfang, alle Züge antommen und abfahren und kriegen oft eine Portion Rauch ins Zimmer. Aber es ist ein kleiner Garten dabei, und Vater mußte ja eine andere Umgebung haben, jetzt, wo er

das Geschäft abgegeben hat und nicht an die Vergangenheit erinnert werden darf.

Seit seinem Schlaganfall bei Hermanns Tod hat sich Vater nicht wieder erholt. Er geht nur an Krücken und lallt mehr, als er spricht. Gott sei Dank hat ihn das Gedächtnis für vieles verlassen. Er glaubt Hermann noch immer lebend und sieht ihn nur als kleinen Jungen vor sich. ‚Auf mir doch Hermannchen,‘ bittet er dann. ‚Ich will ihm doch w.ä. schenken,‘ und er sucht in allen Taschen herum. Ach, Annemarie, wie schlimm ist es doch, schenken wollen und nicht können.

Neulich abends, als er die Rosen im Garten beschnitt, die kümmerlichen drei Rosenstöcke, die jetzt sein ganzer Stolz sind, scheint ihm plötzlich sein Gedächtnis für einen Augenblick wiedergekehrt zu sein. Er ließ die Schere fallen und sagte zu Mutter, die neben ihm stand: ‚Ich weiß jetzt, was sich an uns rächt: Wir haben nicht genug geliebt, Minna. Wir haben unseren Kindern nicht genug Liebe gegeben.‘ Mutter ist ganz blaß geworden vor Schreck; denn sie fürchtete einen Ausbruch. Aber er ist gleich wieder in seinen alten Zustand zurückverfallen, hat wieder nach der Schere gegriffen und hat gesagt: ‚Ich muß mich beeilen. Wenn Hermann kommt, muß ich fertig sein.‘

Mutter ist das Wort Vaters von der Liebe

durch und durch gegangen. Sie hat mich in die Arme genommen und mir alles Mögliche abgebeten, wie sehr ich mich auch gesträubt habe. Und sie hat zum ersten Male seit langer Zeit wieder geweint. Ich schrieb es Dir ja schon: Mutter hat bis heute keine Träne vergossen. Sie hatte so viel in ihrem Leben über Kleinigkeiten geweint, daß nun, wo es um Großes ging, keine Träne mehr übrig war.

Manchmal gehe ich heimlich zum Fischmarkt vor unser altes Haus. Ein Luchsfriße hat es mit Beschlag belegt und alle Stagen voll Rattuns und Schirting gestopft. Es ist ein gräßlicher Gedanke. Aber es ist wohl gut so. In dem alten Haus wehte keine rechte Luft für Menschen: Die Luft war wohl verbraucht in den vielen, vielen Jahren, wo es gestanden hat.

Aber schön ist es immer noch da. Die Dampfer fahren und tuten und heulen, und die Marktweiber sind immer noch so grob, und die Fische immer noch so blank — ‚silbern‘ sagtest Du immer. — Und die Bowkes spucken immer noch ins Wasser.

Hermann liegt nicht weit von Onkel Otto. Das Grab von Onkel Otto habe ich geschmückt, wie Du es angegeben. Es ist eine kleine Blumeninsel. Ach ja, das muß ich Dir noch erzählen: Tante Linchen schwört darauf, daß Onkel Dich hatte heiraten wollen. Und sie wundert sich

mörderlich, daß Du nicht an die schöne Witwenpension gedacht hast — —. Im übrigen ist sie sehr traurig. Denn ihr Stettiner Amoroso hat letzten Weihnachten keinen Kaffee und Zucker geschickt. Sie ist in ihrem Menschheitsglauben ein bißchen erschüttert. Man kriegt bei ihr also nicht mehr den scheußlichen Kaffee. — Pfui Pudel, mich schüttelt's, wenn ich daran denke.

Nun weiß ich nichts Neues mehr und grüße Dich in alter Liebe und bitte, Deinem Mann einen freundschaftlichen Gruß zu bestellen. Und er soll einmal mit Dir herkommen, dann wollen wir hier gründlich bummeln und fidel sein und lachen. Ach, Annemarie, ich bin schon so lange nicht fidel gewesen.

Ich küsse Dich, Kleines. Deine Thea.

P. S. Henning hat sich nach Thorn versetzen lassen. An seinem Abfahrtstage bekam ich einen Blumenstrauß ohne Namen. Findest Du das nicht doch eigentlich nett von ihm?"

Annemarie ging ins Zimmer und gab Lothar den Brief.

„Darf ich?“

„Ja, Liebster.“

Annemarie stand am offenen Fenster, während er las.

Als er fertig war, trat er zu ihr. Sie wandte sich halb um und legte den Finger auf den Mund. „Leise, leise! Hörst du nicht?“

„Was hörst du?“

„Ich höre die Glocken,“ sagte sie leise. „Die Glocken der alten Stadt am Meer. Hörst du sie nicht auch?“

Er nickte lächelnd. „Was läuten sie nur?“

„Ich kann die Melodie nicht verstehen,“ sagte Annemarie und horchte noch immer in die Weite. „Jetzt höre ich dunkle Akkorde wie eine Totenklage — — oh Liebster!“

Beide dachten an das zerbrochene Leben Hermanns, und beide griffen nach ihren Händen. Mitten in ihrem ersten Liebesglück war die dunkle Kunde von seinem Untergang zu ihnen gekommen: zuerst in der grellen Beleuchtung der Sensationsnotiz eines Allerweltsblattes, dann in einem verzweifelten Brief Theas . . .

„Und nun?“ fragte Lothar nach einer Weile. Denn er hatte wohl bemerkt, wie Annemaries Augen ihren trüben Schimmer verloren hatten und wieder hell und froh waren. „Was hörst du nun?“

„Eine lichte, sonnige Melodie ringt sich los und schwebt sieghaft über all den wirren Klängen. Sie ist so einfach und doch so rührend . . . Lothar, ich glaube: sie ist wie ein Kinderlied . . .“

Lothar nahm sie fest in seine Arme und küßte sie.

14.

Anzeigen des
Cotta'schen Verlages

Paul Enderling:
Zwischen Tat und Traum

Roman
Gebunden M. 8.—

Der Hungerhaufen
und andere Novellen
Gebunden M. 6.—

Inhalt:

Der Hungerhaufen — Die Hunde des Pandolfaccio — Messer
Doria — Das Jüngste Gericht — Heimkehr — Die weißen
Tauben — Der Bittsteller — Umsonst — Der Tod im Baum

Fräulein

Roman
Gebunden M. 14.—

Ostpreußen
Schauspiel in drei Akten
Gebunden M. 5.—

Die dunkle Stadt

Drama in drei Akten
Gebunden M. 5.—

Die feurige Wolke

Roman

von

Heinrich Lilienfein

6.—10. Auflage

Gebunden M. 12.—

Das Verhalten der Geistlichen, die zu Schwertpredigern und Streikrusern der Gewalt geworden waren, der unüberbrückliche Abgrund zwischen dem offiziellen Kriegskristentum und der ewig gültigen Wahrheit und Güte der Lehre Jesu, die schmerzlich brennenden Zweifel, die bohrenden Gewissensnöte, die sich für eine ehrliche, mitten in den Zwiespalt hineingestellte Seele ergeben mußten, — all das wird in diesem Werke durch die große Kraft und meisterhafte Seelenkunde des Verfassers packend gestaltet und aufs geistvollste beleuchtet. Mit oft apokalyptischer Wucht zeigt es den schweren, die seelische Vernichtung streifenden Kampf eines jungen Landgeistlichen, der aus seinem milden, vom Geiste des Johannes-evangeliums geleiteten Leben und Wirken ins Feld gerissen wird, sich nun draußen als Soldatenpfarrer unter den erschütterndsten Erlebnissen vom Reiche der Gewalt zum Reiche der allgemeinen Menschenliebe zurückfindet und, wie sein Meister sein Kreuz auf sich nehmend, ein offenes und kühnes Bekenntnis vom wahren Christentum ablegt.

In einem klaren Stile geschrieben, immer vom Geiste echter Poesie erfüllt, wird dieses Buch allen wahren Menschen eine Quelle reichster sittlicher wie künstlerischer Erquickung werden.

Die Beichte des Herrn Moriz von Cleven

Roman von Karl Kosner

1.—10. Auflage

Gebunden Mark 11.—

Der Roman ist in bewußt altertümelnder Sprache geschrieben, und man könnte ihn wirklich für eine jener Bekenntnisschriften halten, wie sie die Zeit des Spätklassizismus hervorbrachte, da Kosner auch das äußerliche Hilfsmittel hundertjähriger Orthographie anwendet. Sein Roman aus der napoleonischen Sphäre ist voll von Kriegshändeln und doch kein Kriegsroman, denn er ist eine Liebes- und Schicksalsgeschichte, ist die seltsame Aventure des Rittmeisters von Cleven und seiner trauten Gattin Elsabe, der die Schönheit und Opferwilligkeit Schwerthilde v. Schmettaus eignet. Es liegt über dem verjährkelten, aber nicht gekünstelten Stil ein eigener Zauber, ein heimlicher Lavendelduft, aber auch der leichte Modergeruch, der von jedem Vergangenen ausgeht. Karl Kosner, der den leisen, leidenden Menschen sein Mitleid geschenkt hat, war nie feinführender als in der ergreifenden Gestaltung der Frau Elsabe. Der Sonnenwirbel, welcher ihre Gestalt umflutet, vergoldet auch ihre Umgebung und überstrahlt sogar die Duodezfürstchen von Napoleons Gnaden, die im Leben des Herrn v. Cleven das Schicksal spielen.

Berliner Tageblatt

... Karl Kosner erweist sich in diesem Roman als der seine Schilderer von Menschen und Empfindungen, und von jener zarten Poesie, die frei ist von jener stürmischen Leidenschaft, die seinen historischen Roman „Der deutsche Traum“ so hinreißend durchweht, denn auch „Die Beichte des Herrn Moriz von Cleven“ hat einen historischen Hintergrund. — Die russischen Feldzüge Napoleons, sie sind in so eindringlicher Weise geschildert, daß die Absicht des Dichters, zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, in der die deutsche Welt wieder unter den unseligen Folgen des Krieges, wieder unter fremdem Joche leidet, eine Parallele zu ziehen, deutlich erkennbar ist, ebenso die Hoffnung, daß wie damals, auch das Deutschland von heute wieder erstarke und frei wird.

Berliner Lokalanzeiger



Cotta'sche Gelbe Bibliothek

Romane und Novellen

	Gebunden
Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare Brücke und andere Geschichten	W. 7.—
— „ — Das verlorene Wort. Roman	„ 7.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung Zwei Erzählungen	„ 6.50
— „ — Ma. Ein Porträt. 4. Aufl.	„ 6.50
— „ — Menschenkinder. Novellenammlung. 2. Aufl.	„ 7.50
— „ — Ruth. Erzählung. 7. u. 8. Aufl.	„ 11.—
— „ — Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. 3. Aufl.	„ 6.50
— „ — Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl.	„ 8.—
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfänge. 2. Aufl.	„ 7.50
— „ — Wolken und Sonn'schein 6. Aufl.	„ 6.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman	„ 7.—
— „ — Yorks Offiziere. Roman von 1812/13. 5. u. 6. Aufl.	„ 9.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben. 2. u. 3. Aufl.	„ 7.—
— „ — Bob, der Sonderling. Seine Geschichte. 4. Aufl.	„ 6.50
— „ — Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 12. Aufl.	„ 6.50
Birt, Th., Menedem. Die Geschichte eines Ungläubigen	„ 8.—
Böhlau, Helene, Salin Kalfke. Novellen. 2. Aufl.	„ 7.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 5. Aufl.	„ 8.50
— „ — Stille Felder. Roman. 10. u. 11. Aufl.	„ 9.—
— „ — Um Helena. Roman. 3. Aufl.	„ 8.50
— „ — Ein königlicher Kaufmann. Danseatischer Roman. 23.—27. Aufl.	„ 9.—
— „ — Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl.	„ 8.50
— „ — Nur wer die Sehnsucht kennt ... Roman. 9. u. 10. Aufl.	„ 8.50
— „ — Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl.	„ 6.50
Bälow, Frieda, v., Kara. Roman	„ 8.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl.	„ 7.—
Dove, A., Caracosa. Historischer Roman. 2 Bände. 2. Aufl.	„ 15.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung. 13. u. 14. Aufl.	„ 9.—
— „ — Erzählungen. 7. u. 8. Aufl.	„ 9.—
— „ — Margarete. 8. Aufl.	„ 6.50
Ebner-Eschenbach, Moritz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten	„ 6.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 9. Aufl.	„ 9.—
El-Correí, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl.	„ 8.—
Enderling, Paul, Fräulein. Roman. 1.—3. Aufl.	„ 11.—
— „ — Der Hungerhaufen und andere Novellen	„ 6.—
— „ — Zwischen Tat und Traum. Roman	„ 8.—
Engel, Eduard, Paraskewila und andere Novellen	„ 7.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 5. u. 6. Aufl.	„ 8.—
— „ — Orete Minde. 8. Aufl.	„ 7.50
— „ — Quitt. Roman. 7.—9. Aufl.	„ 8.—
— „ — Vor dem Sturm. Roman. 21.—24. Aufl.	„ 16.—
— „ — Unwiederbringlich. Roman. 8. Aufl.	„ 9.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. Erzählung. 2. Aufl.	„ 6.50
— „ — Die Juden von Barnow. Geschichten. 10. Aufl.	„ 7.50
— „ — Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände. 7. Aufl.	„ 11.—

Cotta'sche Gelbe Bibliothek (Romane u. Novellen)

	Gebunden
Franzos, K. E., Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl.	M. 7.—
—, Dofchko von Parma. Erzählung. 5. Aufl.	„ 7.—
—, Neue Novellen. 2. Aufl.	„ 6.50
—, Der Polaz. Eine Geschichte aus dem Osten. 11. u. 12. Aufl.	„ 9.50
—, Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl.	„ 6.50
—, Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. 3. Aufl.	„ 7.50
—, Judith Trachtenberg. Erzählung. 7. Aufl.	„ 7.50
—, Der Wahrheitfucher. Roman. 3. Aufl. 2 Bände in 1 Band	„ 11.—
—, Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. Erzählung. 3. Aufl.	„ 7.—
Frei, Leonore, Das leuchtende Reich. Roman	„ 8.—
Frey, Adolf, Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Schweizerroman. 6.—8. Aufl.	„ 12.50
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl.	„ 6.50
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman	„ 7.50
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 2 Bde. 3. Aufl.	„ 16.—
Gruhn, Erwin, Friedrich Lohse. Roman. 2.—6. Aufl.	„ 8.—
Harbou, Thea v., Der unsterbliche Acher. Ein Kriegroman 7. u. 8. Aufl.	„ 7.—
—, Die nach uns kommen. Roman. 6. u. 7. Aufl.	„ 7.50
—, Die Flucht der Beate Foyer mann. Roman. 31.—35. Aufl.	„ 7.50
—, Die Masken des Todes. Sieben Geschichten in einer. 2.—8. Aufl	„ 7.—
Hartmann, Alfred Georg, Die Fahrt ins Himmelreich. Ein Künstlerroman aus Holland	„ 6.50
Kaushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits Ein moderner Totentanz. 2. Aufl.	„ 7.50
—, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman	„ 7.50
Keer, J. C., Der lange Balthasar. Dorfroman. 31.—35. Aufl.	„ 8.—
—, Da träumen sie von Lieb' und Glück! Drei Schweizer Novellen. 28.—30. Aufl.	„ 9.—
—, Joggeli. Geschichte einer Jugend. 26. und 27. Aufl.	„ 9.—
—, Der König der Bernina. Roman. 121.—140. Aufl.	„ 19.50
—, Laubgewind. Roman. 66—75. Aufl.	„ 9.—
—, Felix Notvest. Roman. 29. u. 30. Aufl.	„ 9.—
—, Was die Schwalbe sang. Geschichten f. Jung u. Alt. 21.—25. Aufl.	„ 7.50
—, An heiligen Wassern. Roman. 106.—115. Aufl.	„ 9.—
—, Der Wetterwart. Roman. 106.—115. Aufl.	„ 9.—
Keilborn, Ernst, Kleefeld. Roman	„ 6.—
Kerzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman. 51.—55. Aufl.	„ 9.50
—, Der Adjutant. Roman. 15.—17. Aufl.	„ 7.50
—, Die Burgkinder. Roman. 131.—140. Aufl.	„ 9.50
—, Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartroman. 42.—46. Aufl.	„ 9.50
—, Es gibt ein Glück ... Novellen. 37.—41. Aufl.	„ 8.—
—, Hansfeaten. Roman. 101.—110. Aufl.	„ 9.50
—, Das große Keimveh. Roman. 106.—115. Aufl.	„ 10.50
—, Jungbrunnen. Novellen. 51.—50. Aufl.	„ 8.50
—, Das Lebenslied. Roman. 101.—110. Aufl.	„ 9.50
—, Die vom Niederrhein. Roman. 86.—95. Aufl.	„ 9.50
—, Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen. 15. u. 16. Aufl.	„ 7.50
—, Die Stoltenkamps und ihre Frauen. Roman. 126.—135. Aufl.	„ 10.50
—, Die Wiskottens. Roman. 151.—170. Aufl.	„ 15.—
—, Das goldene Zeitalter. Roman. 13. u. 14. Aufl.	„ 7.50
Keyling, Elisabeth v., Liebe, Diplomatie und Holzhäuser Eine Ballanphantasie von einst. 1.—6. Aufl.	„ 10.50
Keyse, Paul, L'Arrabbiata und andere Novellen. 10. Aufl.	„ 7.50

Cotta'sche Gelbe Bibliothek (Romane u. Novellen)

	Gebunden Dr. 7.50
Keyse, Paul, Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl.	Dr. 7.50
— „ Das Ewigmenschliche. Erinnerungen aus einem Alltagsleben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl.	„ 8.—
— „ Die Geburt der Venus. Roman. 5. Aufl.	„ 8.—
— „ Über allen Gipfeln. Roman. 9. u. 10. Aufl.	„ 7.50
— „ Das Haus zum unglaublichen Thomas und andere Novellen	„ 7.50
— „ Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 5. Aufl. 2 Bände	„ 12.80
— „ Kinder der Welt. Roman 2 Bände 29. u. 30. Aufl.	„ 12.80
— „ Feldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl.	„ 8.—
— „ Himmliche und irdische Liebe und andere Novellen. 2. Aufl.	„ 7.50
— „ Neue Märchen. 4. Aufl.	„ 8.—
— „ Martha's Briefe an Maria. 2. Aufl.	„ 5.—
— „ Menschen und Schicksale. Charakterbilder. 2.—4. Aufl.	„ 8.—
— „ Merlin. Roman. 12. Aufl. 2 Bände in 1 Band	„ 8.80
— „ Ninon und andere Novellen. 4. Aufl.	„ 8.—
— „ Letzte Novellen. Mit Begleitwort von E. Pequet. 2.—4. Aufl.	„ 6.50
— „ Novellen vom Sardafee. 8. u. 9. Aufl.	„ 6.40
— „ Meraner Novellen. 12. Aufl.	„ 7.50
— „ Neue Novellen. 6. Aufl.	„ 7.50
— „ Im Paradiese. Roman. 16. Aufl. 2 Bände	„ 12.80
— „ Plaudereien eines alten Freundespaars. 2.—4. Aufl.	„ 7.50
— „ Der Roman der Stiftsdame. 15. u. 16. Aufl.	„ 6.40
— „ Der Sohn seines Vaters und andere Novellen. 3. Aufl.	„ 7.50
— „ Crone Staudlin. Roman. 5. u. 6. Aufl.	„ 6.40
— „ Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte. 7. Aufl.	„ 6.40
— „ Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. 3. Aufl.	„ 8.50
— „ Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl.	„ 8.—
— „ Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl.	„ 7.50
— „ Vroni und andere Novellen	„ 7.50
— „ Xaverl und andere Novellen	„ 7.50
Killern, W. v., Der Gewaltigste. Roman. 5. u. 6. Aufl.	„ 7.50
— „ 's Reis am Weg. 3. Aufl.	„ 5.50
— „ Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl.	„ 9.—
— „ Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl.	„ 7.—
Kirschfeld, Georg, Nachwelt. Der Roman eines Starcken. 4. u. 5. Aufl.	„ 8.—
Köcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman. 2. Aufl.	„ 7.—
Kofe, Ernst von, Sehnsucht. Roman	„ 7.—
Kofer, Klara, Alles Leben ist Raub. Der Weg Friedrich Hebbels. 7. u. 8. Aufl.	„ 12.—
— „ Bruder Martinus. Ein Buch vom deutschen Gewissen. 7.—11. Aufl.	„ 9.—
— „ Das Schwert im Ofen. Erzählung. 2. u. 3. Aufl.	„ 6.—
Kopfen, Hans, Der letzte Lieb. Eine Studentengeschichte. 6. Aufl.	„ 6.50
Kuch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Urseu dem Jüngeren. Roman. 22.—26. Aufl.	„ 12.50
Junghan's, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	„ 8.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen. 2. Aufl.	„ 6.50
— „ Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 4. u. 5. Aufl.	„ 7.—
Knudsen, J., Angst. Der junge Martin Luther. Berechtigte Auserkennung von Mathilde Mann. 2. Aufl.	„ 8.—
Krauel, Wilhelm, Von der andern Art. Roman	„ 7.—
— „ Das Erbe der Väter. Ein Lebensbericht	„ 7.50
Kurz, Hermann (Der Schweizer), Sie tanzen Ringel-Ringel-Reihn 2. u. 3. Aufl.	„ 8.—

Cotta'sche Gelbe Bibliothek (Romane u. Novellen)

	Gebunden
Kurz, Jofide, Italienische Erzählungen. 2. Aufl.	M. 7.50
— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl.	„ 7.—
— Florentiner Novellen. 8.—10. Aufl.	„ 11.—
Langmann, Philipp, Leben und Musik. Roman	„ 7.50
Lilientein, Heinrich, Von den Frauen und einer Frau Erzählungen und Geschichten. 2. Aufl.	„ 6.—
— Ideale des Teufels. Eine böshafte Kulturfahrt. 2. Aufl.	„ 6.50
— Ein Spiel im Wind. Roman. 4. u. 5. Aufl.	„ 9.—
— Der versunkene Stern. Roman. 4. u. 5. Aufl.	„ 10.—
— Die große Stille. Roman. 9.—11. Aufl.	„ 9.50
— Die feurige Wolke. Roman. 6.—10. Aufl.	„ 12.—
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman. 7. Aufl. 2 Bände in 1 Band	„ 11.50
— Arme Mädchen. Roman. 12.—14. Aufl.	„ 9.—
— Spitzen. Roman. 11. u. 12. Aufl.	„ 9.—
— Der Zug nach dem Westen. Roman. 13.—15. Aufl.	„ 9.—
Mahn, Paul, Der Kamerad. Roman. 2. Aufl.	„ 7.—
Mauthner, Frib, Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln und Gebichte in Prosa. 2. Aufl. von „Vägenohr“	„ 7.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl.	„ 7.—
Meyerhof-Rildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Aufl.	„ 6.50
— Töchter der Zeit. Münchner Roman	„ 7.—
Moreck, Curt, Büsser des Gefühls. Novellen	„ 7.50
Muellenbach, E. (E. Venbach), Abseits. Erzählungen	„ 7.—
— Aphrodite und andere Novellen	„ 7.—
— Vom heißen Stein. Roman	„ 7.—
Munier-Wroblewska, Mia, Und doch! Ein Roman aus Kur- lands Leidenstagen. 4.—6. Aufl.	„ 9.—
— Der graue Baron. Veltische Geschichten. 1.—5. Aufl.	„ 10.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Er- zählungen und Skizzen. Buchschmuck von Hans Deiters. 2. Aufl.	„ 7.—
— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters	„ 7.—
— Mltmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters	„ 7.—
Pietsch, Otto, Das Gewissen der Welt. Roman. 13.—15. Aufl.	„ 12.50
— Taten und Schicksale. Erzählungen. 3. Aufl.	„ 6.50
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 4. Aufl.	„ 9.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl.	„ 8.—
— Am Felerabend. Novellen. 4. Aufl.	„ 8.—
— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl.	„ 7.—
— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl.	„ 7.—
— Lebensrätsel. Novellen. 4. Aufl.	„ 8.—
— Kulturgeschichtliche Novellen. 7. Aufl.	„ 8.—
— Neues Novellenbuch. 3. Aufl.	„ 8.—
Rittberg, Gräfin Charlotte, Der Weg zur Höhe. Roman	„ 7.—
Rommel-Hohrath, Clara, Im Banne Roms. Roman	„ 8.—
Rose, Felicitas (Woersberger), Pastor Verden Ein Heideroman. 8.—10. Aufl.	„ 13.50
Rosner, Karl, Der deutsche Traum. Roman. 6.—8. Aufl.	„ 10.50
— Die Beichte des Herrn Moritz von Cleven. Roman. 1.—10. Aufl.	„ 11.—
Schulze-Smidt, Bernhardine, Die Romfahrten des Franz Desolatis. Eine Mannesjugend. 1.—3. Aufl.	„ 14.50
Seidel, Heinrich, Leberecht Kühnchen. Gesamt-Ausgabe 87.—96. Tfd.	„ 9.—

Cotta'sche Gelbe Bibliothek (Romane u. Novellen)

		Gebunden
Seidel, Heinrich , Vorkladtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 1. Reihe.		
4. u. 5. Tbd.		M. 9.—
— „ Vorkladtgeschichten. Gesamt-Ausgabe. 2. Reihe. 4. Tbd.		„ 9.—
— „ Heimatgeschichten. Gesamt-Ausg. 1. Reihe. 3. Tbd.		„ 9.—
— „ Heimatgeschichten. Gesamt-Ausg. 2. Reihe. 3. Tbd.		„ 9.—
— „ Von Berlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamt-Ausg.		„ 9.—
— „ Phantasiestücke. Gesamt-Ausgabe		„ 9.—
Seidel, H. Wolfgang , Erinnerungen an Heinrich Seidel. 2. Aufl.		„ 8.—
Skowronnek, R. , Der Bruchhof. Roman. 5. Aufl.		„ 7.—
Spzidel, Felix , Hindurch mit Freuden. Novellen		„ 7.—
Stegemann, Hermann , Der Gebleter. Roman		„ 6.50
— „ Stille Wasser. Roman		„ 7.—
Steinart, Armin (H. A. Voofs), Der Hauptmann. Eine Erzählung aus dem Weltkriege. 21.—25. Aufl.		„ 7.—
— „ Heiliges Leben! Novellen. 8.—10. Aufl.		„ 7.—
Stray, Rudolph , Alt Heidelberg, du Feine .. Roman einer Studentin. 21.—25. Aufl.		„ 9.50
— „ Buch der Liebe. Sechs Novellen. 4. Aufl.		„ 7.50
— „ Die ewige Burg. Roman. 9. Aufl.		„ 9.—
— „ Der du von dem Himmel bist. Roman. 10.—12. Aufl.		„ 9.—
— „ Du bist die Ruh! Roman. 11. u. 12. Aufl.		„ 9.—
— „ Es war ein Traum. Berliner Novellen. 6. Aufl.		„ 9.—
— „ Seine englische Frau. Roman 52.—56. Aufl.		„ 10.—
— „ Für Dich. Roman. 29.—33. Aufl.		„ 9.50
— „ Gib mir die Hand. Roman. 12.—14. Aufl.		„ 9.50
— „ Herzblut. Roman. 24.—26. Aufl.		„ 9.50
— „ Ich harr' des Glücks. Novellen. 6. Aufl.		„ 9.—
— „ Der arme Konrad. Roman. 5. u. 6. Aufl.		„ 9.—
— „ Liebestrank. Roman. 16.—20. Aufl.		„ 9.50
— „ Montblanc. Roman. 10. Aufl.		„ 8.—
— „ Du Schwert an meiner Linken Ein Roman aus der deutschen Armee. 46.—50. Aufl.		„ 10.—
— „ Stark wie die Mark. Roman. 31.—35. Aufl.		„ 10.50
— „ Die zwölfte Stunde. Novellen. 1.—5. Tbd.		„ 7.—
— „ Der weiße Tod. Roman. 26.—30. Aufl.		„ 8.—
— „ Die letzte Wahl. Roman. 7 u. 8. Aufl.		„ 9.50
Sudermann, Hermann , Es war. Roman. 69.—75. Aufl.		„ 11.60
— „ Geschwister. Zwei Novellen. 38.—40. Aufl.		„ 9.—
— „ Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 34.—36. Aufl.		„ 7.—
— „ Der Katenfeg. Roman. 126.—135. Aufl.		„ 9.—
— „ Das hohe Lied. Roman. 66.—72. Aufl.		„ 10.50
— „ Die indische Lillie. Sieben Novellen. 26.—23. Aufl.		„ 8.—
— „ Litauische Geschichten. 46—60 Aufl.		„ 10.—
— „ Frau Sorge. Roman. 176.—190. Aufl. Mit Jugendbildnis		„ 9.—
— „ Im Zwielicht. Zwianglose Geschichten 39.—41. Aufl.		„ 7.—
Teilmann, Konrad , Trinacria. Eilische Geschichten		„ 8.—
Trojan, Johannes , Das Wustrower Königsgeschichten und andere Humoresken. 4. u. 5. Aufl.		„ 6.—
Uxkull, Gräfin Lucy , Rote Nelken. Ein sozialer Roman		„ 8.—
Vockeradt, Emma , Wanderer im Dunkeln. Roman		„ 7.—
Vogt, Martha , An schwarzen Wassern. Zwei Novellen		„ 6.50
Vollert, Konrad , Sonja. Roman		„ 8.—
Voss, Richard , Alpentragödie. Roman 7.—9. Aufl.		„ 9.—
— „ Aus meinem Reisebuch. Skizzen und Stimmungen. 1.—5. Aufl.		„ 8.50
— „ Römische Dorfgeschichten. 5. vermehrte Aufl.		„ 7.50

Cotta'sche Gelbe Bibliothek (Romane u. Novellen)

	Gebunden
Voß, Richard, Erden Schönheit. Ein Reisebuch. 2. Aufl.	M. 6 50
— „ Du mein Italien. Aus meinem römischen Leben 2 u. 3. Aufl.	„ 8 50
— „ Der Polypp und andere römische Erzählungen 2. Aufl.	„ 8.—
— „ Richards Junge (Der Schönheitssünder). Roman 3. Aufl.	„ 9.—
Wagner, Hans Gustav, Holger Korreand. Die Komödie eines Überflüssigen. 1.—3. Aufl.	„ 8.—
Waldorf-Bachoff, E. v., Maria und Yvonne. Geschichte einer Freundschaft. 2. Aufl.	„ 7 50
Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl.	„ 9.—
— „ Adonis und andere Geschichten. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Meister Amor. Roman. 3. Aufl.	„ 8.—
— „ Das lebende Bild und andere Geschichten. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Dämonen und andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl.	„ 7 50
— „ Der Dornenweg. Roman. 5. Aufl.	„ 8 50
— „ Erika — Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl.	„ 8.—
— „ Fesseln. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Franz. Roman. 3. Aufl.	„ 8.—
— „ Die glückliche Frau. Roman. 4. Aufl.	„ 7 50
— „ Fridolins heimliche Ehe. 4. Aufl.	„ 7.—
— „ Schleichendes Gift. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Hermann Jfinger. Roman. 7. Aufl.	„ 8 50
— „ Irma. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Hildegard Wahlmann. Roman. 4. Aufl.	„ 8.—
— „ Ein Mecklenburger. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Opus 23 und andere Geschichten. 2. Aufl.	„ 7 50
— „ Die Osterinsel. Roman. 6. Aufl.	„ 8 50
— „ Vater Robinson. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Familie Roland. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Die Rothenburger. Roman. 12.—14. Aufl.	„ 7 50
— „ Der Sänger. Roman. 4. Aufl.	„ 8 50
— „ Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Die Tochter. Roman. 2. u. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Vater und Bohn und andere Geschichten. 2. Aufl.	„ 7 50
— „ Villa Maria. Roman. 3. Aufl.	„ 7 50
— „ Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Aufl.	„ 7 50
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 21.—26. Aufl.	„ 11 50
Wohlbrück, Olga, Die neue Rasse. Roman. 8—10 Aufl.	„ 15 50
Wolff, Johanna, Schwiegermütter. Kleine Geschichten. 4 u. 5 Aufl.	„ 9.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung. Baltische Stützen. 2. Aufl.	„ 6 50
— „ Demetrius. Roman. 1.—3. Aufl.	„ 8.—
— „ Du bist mein. Zeitroman. 2. Aufl.	„ 8.—
— „ Erkinder. Roman. 4. Aufl.	„ 7 50
— „ Schloß Mkau. Bilder aus Kurlands Vergangenheit. 3. Aufl.	„ 6 50
— „ Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen. 2. Aufl.	„ 7.—
— „ Thoms friert. Roman. 3. u. 4. Aufl.	„ 8.—
— „ Überschwemmung. Eine baltische Geschichte. 2. Aufl.	„ 6 50

Ferner werden empfohlen:

	Gebunden
Auerbach, Berthold, Barfüßler. 44.—46. Aufl.	M. 2.50
— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände	" 6.—
— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände	" 6.—
— Spinoza. Ein Denkerleben	" 3.—
— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte	" 3.—
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen. 17. Tfd.	" 3.—
— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tfd.	" 3.80
— Aus der Jugendzeit. 10. Tfd.	" 6.20
— Neue Märchen. 9. Tfd.	" 4.—
— Sommermärchen. 40. u. 41. Tfd.	" 4.20
Boy-Ed, Ida, Das Martyrium der Charlotte v. Stein. 6. u. 7. Aufl.	" 4.50
Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Belche Miniatur-Ausgabe. Mit Bildnis. 2. Aufl.	" 2.—
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellenbuch	" 4.—
Harbou, Thea v., Der Krieg und die Frauen. Novellen 96.—100. Tfd. Leicht gebunden	" 3.20
Herzog, Rudolf, Die Welt in Gold. Novelle. 21.—25. Aufl.	" 4.50
Keyse, Paul, L'Arrabblata. Novelle. 14. Aufl.	" 2.40
— In der Geisterstunde und andere Spulgeschichten. 4. Aufl.	" 3.—
— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl.	" 5.50
— Novellen. Auswahl fürs Haus. 8 Bände. 14. u. 15. Aufl.	" 10.—
— Das Rätsel des Lebens und andere Charakterbilder. 4. Aufl.	" 6.50
— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl.	" 5.50
Koffmann, Hans, Bozener Märchen und Wären. 3. Aufl.	" 3.50
— Ostseemärchen. 3. Aufl.	" 4.—
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman 3 Bände. 95.—100. Aufl.	" 19.50
— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 106.—108. Aufl.	" 13.—
— Züricher Novellen. 95.—98. Aufl.	" 6.50
— Martin Salander. Roman. 59.—61. Aufl.	" 6.50
— Das Singsgedicht. Novellen. — Sieben Legenden. 78.—82. Aufl.	" 6.50
— Sieben Legenden. Miniaturausgabe. 10. u. 11. Aufl.	" 5.50
— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung. Miniatur- Ausgabe. 11. u. 12. Aufl.	" 5.50
Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines alten Mannes Original-Ausgabe. 26. u. 27. Aufl.	" 3.—
Kurz, Isolda, Unsere Carlotta. Erzählung	" 3.—
— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen	" 3.—
— Genesung. — Sein Todfeind. — Gedankenschuld. Erzählungen	" 5.—
— Phantasieen und Märchen	" 3.—
— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 8. u. 9. Aufl. Mit 16 Abbildungen	" 9.50
Müller, Hans, Die Kunst sich zu freuen. Gestalten, Bilder und Ergebnisse. 15.—20. Aufl.	" 7.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen	" 4.50
— Die Vernunftbeirat und andere Novellen	" 4.—
Riehl, W. R., Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl.	" 7.—
Seidel, Heinrich, Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 10. Tausend	je " 4.—
— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tfd.	je " 4.—
— Ludolf Marcipanis und Anderes. Aus dem Nachlasse heraus- gegeben von G. B. Seidel. 2. Tfd.	" 4.—
Wilbrandt, Adolf, Novellen	" 7.50

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Schwesterseele

Roman von

Ernst von Wildenbruch

24. — 26. Auflage. Gebunden M. 11.50

Es ist ein ganz einfacher, ganz innerlicher Vorgang, eine echte Novelle. Wildenbruch hat ihn mit außerordentlicher Sorgfalt und Feinheit, mit meisterhafter Charakterisierungskunst ausgemalt. Seine Gestalten leben und atmen. Das erste Drittel des umfangreichen Buches wird eiligen Lesern zu breit erscheinen; bei genauerem Zusehen aber findet man, daß kaum etwas fehlen dürfte. . . . Die alte Kraft und Glut Wildenbruchs ist in dem Buche, aber sie flutet in reineren Bahnen dahin, als in den letzten Werken. Wo leidenschaftlich sinnliche Situationen auszumalen sind, da leiht ihnen der Dichter seine volle Stärke, aber er zieht sie nicht gewaltsam herbei und für die Liebe seiner Hauptpersonen hat er nur klare, geläuterte Farben. **Hannoverscher Courier**

Wir begrüßen darin wieder einmal einen Roman erster Klasse, klar in der Handlung und klar auch in der Erzählungsweise, ungesucht und nicht übertrieben, aber warm und feurig, wo es sich gehört. **Schwäbischer Merkur**

Der Roman gewinnt die Sympathie des Lesers in hohem Maße durch die Fülle natürlicher, warmer Menschen voll individuellen Lebens, die darin ungezwungen auftreten, durch die Exposition, die sicher fortschreitende Handlung und nicht am wenigsten durch die Vornehmheit und Schönheit der Sprache, die an bedeutungsvollen Stellen dichterische Glut atmet. Man wird ihn namentlich in den Kreisen gern lesen, wo der Sinn für das Schöne denjenigen für einen kräftigen Realismus überwiegt. **Neue Zürcher Zeitung**

Der berühmte Dichter hat mit „Schwesterseele“ einen im besten Sinn echt deutschen Roman geschaffen. . . . Man scheidet von dem Roman mit einem warm aufquellenden Gefühl für den Dichter, der wieder einmal in einem herzbewegenden und glutvollen Werte seinen Idealismus aufs schönste bewährt und der Welt dargetan hat, welches die wahren Güter des Lebens sind. **Dund, Beem**

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Princeton University Library



32101 067123164



